

# terra

## cognita

Emotionen und Sensibilitäten  
Emotions et sensibilités  
Emozioni e sensibilità

Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration  
Revue suisse de l'intégration et de la migration  
Rivista svizzera dell'integrazione e della migrazione



## Impressum

terra cognita  
Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration  
Revue suisse de l'intégration et de la migration  
Rivista svizzera dell'integrazione e della migrazione

No. 26 Frühling/printemps/primavera 2015

### Herausgeberin/Editrice

Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen EKM  
Commission fédérale pour les questions de migration CFM  
Commissione federale della migrazione CFM  
Federal Commission on Migration FCM

Quellenweg 6, 3003 Bern-Wabern  
Tel.: 058 465 91 16  
E-Mail: [ekm@ekm.admin.ch](mailto:ekm@ekm.admin.ch),  
Internet: [www.terra-cognita.ch](http://www.terra-cognita.ch), [www.ekm.admin.ch](http://www.ekm.admin.ch), [www.migration-news.ch](http://www.migration-news.ch)

### Redaktion/Rédaction/Redazione

Simone Prodolliet, Elsbeth Steiner, Sylvana Béchon

### Übersetzung/Traduction/Traduzione

Marloes Vidalis, Marie-Claude Mayr (f), Sara Schneider UDM (i)

### Gestaltung/Graphisme/Grafica

bertschidesign, Zürich

### Druck/Impression/Stampa

Cavelti AG, Gossau

### Titelbild/Page de couverture/Pagina di copertina

Emotionen, im Bild festgehalten von Anja Bornhauser.  
Des émotions en images d'Anja Bornhauser.  
Emozioni in immagini di Anja Bornhauser.

Erscheint zwei Mal jährlich/Paraît deux fois par année/Esce due volte all'anno

### Auflage/Tirage/Tiratura

10 000 Ex.  
05.2015 10 000 860348960

### © EKM/CFM

Nachdruck von Beiträgen mit Quellenangabe erwünscht. Belegexemplar an die EKM.  
Reproduction autorisée avec indication de la source. Remise d'un exemplaire à la CFM.  
Ristampa autorizzata con indicazione della fonte. Consegna di un esemplare alla CFM.

### Vertrieb/Distribution/Distribuzione

BBL, Verkauf Bundespublikationen, CH-3003 Bern  
[www.bundespublikationen.admin.ch](http://www.bundespublikationen.admin.ch)  
Art.-Nr. 420.900.26

### Abonnement/Abbonamento

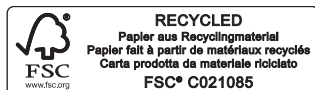
[ekm@ekm.admin.ch](mailto:ekm@ekm.admin.ch)

### Preis/Prix/Prezzo: gratis

Die in den einzelnen Artikeln geäußerte Meinung muss sich mit derjenigen der EKM nicht decken.

Les points de vue exprimés dans les divers articles ne doivent pas forcément coïncider avec l'opinion de la CFM.

I punti di vista espressi nei diversi articoli non devono necessariamente corrispondere con l'opinione della CFM.



## Emotionen Emotions Emozioni

### Editorial

Emotionen: Was Migration mit den Gemütern anstellt.  
Seite 4

La migration dans toutes ses émotions.  
Page 6

Emozioni: come la migrazione influenza gli animi.  
Pagina 8

### Illustrationen / Illustrations / Illustrazioni

Emotionen und Sensibilitäten im Bild.  
Emotions et sensibilités en images.  
Emozioni e sensibilità in immagini.  
Anja Bornhauser  
Seite 10

### Kein exklusiver Schweizer Club

Mit Svetlana, Dshamilla, Jussuf und Goran in der Badi.  
Alex Capus  
Seite 12

### Impressions d'un poète et

conducteur de bus  
La ville d'adoption.  
Marius Daniel Popescu  
Page 16

### Erbschaften

Bekenntnisse eines deutschen Secondo.  
Constantin Seibt  
Seite 18

### Parcours de vie en BD

«Je suis Suisse.»  
Elmedina Shureci et Gabrielle Tschumi  
Page 20

### Enquête «Point de Suisse»

Quelle place pour les étrangers dans le «bonheur suisse»?  
Olivier Moeschler  
Page 24

### Diskursanalyse

Sprachspiele zum Zusammenleben.  
Julia Nentwich, Anja Ostendorp  
Seite 30

### La rencontre de l'autre

Défis au quotidien et rapport avec l'incertitude en dix leçons.  
Nenad Stojanović  
Page 34

### Der «eigene» Ausländer

Gute Menschen – schlechte Menschen.  
Laura de Weck  
Seite 38

### Über das Kategorisieren

Der Migrationshintergrund und: Ich bin viele.  
Dan Wiener  
Seite 40

### Multiple Identitäten

«Ich bin eigentlich keine Schwarze Frau. Aber ich bin auch nicht weiss.»  
Zeedah Meierhofer-Mangeli und Alexandra Meierhofer im Gespräch  
Seite 44

### Etre Noir – être visible

«Il faudrait toujours se demander comment on aimerait être traité soi-même.»  
Entretien avec Raoul Lembwadio  
Page 48

### Vivere in situazione precaria

Per fortuna ha una bella testa dura.  
Alberto Nessi  
Pagina 50

### Second@s in der Politik

Von der Defensive in die Offensive.  
Gespräch mit Ekin Yilmaz  
Seite 52

### Secondos auf der Comedy-Bühne

Was ihr wollt – die subversive Kraft des Lachens.  
Inés Mateos  
Seite 54

### Vorurteile

Die Geschichte meiner Top-Ten-Feindliste.  
Dragica Rajčić  
Seite 58

### Après les attentats contre Charlie Hebdo

L'humour appartient à son époque.  
Rinny Gremaud  
Page 60

### Leben als Saisonnier

Mit der Super-8-Kamera gegen Diskriminierung.  
Alvaro Bizzarri  
Seite 62

### La migration au cinéma

«La catharsis» ou vivre ensemble une émotion.  
Interview avec Fernand Melgar  
Page 66

### Migration auf der Bühne

Im Theater gibt es kein Ausland.  
Kaa Linder  
Seite 68

### Baromètre des préoccupations

Pourquoi les étrangers sont-ils dans le top ten des préoccupations?  
Entretien avec Lukas Golder  
Page 72

### L'immaginario collettivo

Il migrante non ha né volto, né status, né storia.  
Hanif Kureishi  
Pagina 74

### Eine ernstzunehmende Wahrheit

Angst!  
Peter Schneider  
Seite 76

### Gérer ses propres émotions

Reconnaître la réalité de ses émotions.  
Entretien avec Monique Eckmann  
Page 78

### Ängstlich oder andersdenkend?

Die ernstgenommenen Ängste.  
Christoph Wehrli  
Seite 82

### Unterbringung von Asylsuchenden und Flüchtlingen

«Nicht die Ängste der Bevölkerung ernst nehmen, sondern die Bevölkerung.»  
Interview mit Thomas Kunz  
Seite 84

### Ohnmachtsgefühle und Asylzentren

Gegen die «Wut im Ranzen».  
Simone Prodolliet  
Seite 88

### Elektronische Plattformen

Bloggen, twittern, posten – neue Formen, dem Ärger Luft zu machen?  
Interview mit Matthias Hofer  
Seite 92

### Le vote « contre l'immigration de masse » au Tessin

Crises économiques et identitaires qui mènent à l'opposition.  
Andrea Pilotti, Oscar Mazzoleni  
Page 96

### Einstellungen zum «Fremden»

Verfestigung rassistischer Haltungen: ein neues gesellschaftliches Phänomen.  
Claude Longchamp, Martina Imfeld  
Seite 100

### Sündenböcke

Über die Kultivierung negativer Fremdbilder.  
Georg Kreis  
Seite 104

### Changement de perspective

Un pays où il fait bon vivre dans la diversité.  
Albana Krasniqi Malaj  
Page 108

### La Suisse et les étrangers

La grande aventure de la collectivité suisse.  
Bernard Comment  
Page 110

## Infothek Infothèque Infoteca

### Emotionen

Emotions  
Emozioni  
Seite 114

### Ausblick / Aperçu / Scorcio

terra cognita 27  
Potenzial. Potentiel. Potenziale.  
Seite 118

# Emotionen: Was Migration mit den Gemütern anstellt.

Was löst das Stichwort Migration bei Ihnen aus? Sehen Sie überfüllte Boote, die die europäischen Küsten ansteuern? Stellen Sie sich vor, wie Sie abends im Stau stehen, weil Grenzgänger ins benachbarte Ausland zurückkehren? Fragen Sie sich, wie das mit der Zuwanderung weitergehen soll? Oder gegenwärtigen Sie sich, dass in der Schweiz ein Viertel der Bevölkerung nicht zu den Alteingesessenen zählt und sogar ein Drittel einen so genannten Migrationshintergrund aufweist? Freuen Sie sich darüber, dass die Schweiz ein so attraktives Land ist? Wähnen Sie sich glücklich, keinen Gefahren ausgesetzt zu sein? Oder beschleicht Sie ein Malaise, ein undefinierbares unguutes Gefühl?

Sind Sie vielleicht selber migriert und können nachvollziehen, was in Menschen vor sich geht, die in die Schweiz eingewandert sind? Fühlen Sie sich verletzt, weil Sie als Fremde wahrgenommen und diskriminiert werden? Verhalten Sie sich möglichst angepasst, um nicht aufzufallen? Sind Sie im Gegenteil stolz auf Ihre Herkunft und zeigen sich als jemand mit besonderen Kompetenzen? Oder sind Sie als ehemals Zugewanderter verärgert darüber, dass immer noch mehr Menschen in dieses Land kommen?

*terra cognita* nimmt Sie auf eine Reise durch die Welt der Emotionen: Geschichten und Impressionen, Interviews und Analysen, Reportagen und Essays beleuchten die Gefühle, die Menschen in der Schweiz bewegen, wenn es um Migration geht.

## Vom (zwiespältigen) Glück dazuzugehören

Wenn im Sommer die Sonne scheint, machen sich allenthalben Glücksgefühle breit, und es gibt nichts Schöneres, als sich im Freien aufzuhalten – so jedenfalls beschreibt es *Alex Capus*, der beobachtet, wie sich im Verlauf der Jahre die Schwimmbadpopulation verändert hat und nun Svetlana und Goran zu selbstverständlichen Badegästen gehören. Auch der Essay des Dichters *Marius Daniel Popescu*, der als Busfahrer Menschen jeglichen Alters und jeglicher Schicht befördert und sie alle in ihrer Art lieb gewonnen hat, vermittelt ein angenehmes Gefühl von Dazugehören. *Constantin Seibts* Bekenntnisse eines deut-

schen *Secondo* zeigen auf, dass sich manchmal zwiespältige Gefühle einstellen, wenn es um Zugehörigkeit geht, und *Elmedina Shureci* weiss nicht recht, ob sie sich über ihre Einbürgerung freuen soll. Ambivalente Haltungen von Zugewanderten gegenüber der Mehrheitsgesellschaft sind durchaus begründet, wie die Analyse von *Olivier Moeschler* zeigt: Der Platz von Migrantinnen und Migranten im «Bonheur suisse» ist zwar im Vergleich zu früher grösser geworden, doch mit wirklich offenen Armen empfangen werden sie immer noch nicht. Aufschluss darüber, ob und in welcher Form jemand dazugehört, geben «Sprachspiele». *Julia Nentwich* und *Anja Ostendorp* haben das Reden über die «andern» untersucht und vier Typen herauskristallisiert. Potenzial für ein Zusammenleben, das alle einschliesst, setzt voraus, dass man bereit ist, über sich selber als Gruppe nachzudenken.

## Kategorien und Zuschreibungen: über den Umgang mit dem «Fremden»

Die Begegnung mit dem «andern» löst eine Reihe von Unsicherheiten auf. *Nenad Stojanović* beschreibt in zehn Lektionen, welche Mechanismen dabei zum Tragen kommen – einer davon ist das Bilden von Kategorien. Schnell sind dann die Meinungen gemacht, und es gibt die «Guten» und die «Schlechten»: *Laura de Wecks* fiktiver Dialog handelt vom «guten Ausländer», der deshalb gut ist, weil man ihn persönlich kennt.

Apropos Kategorien und Zuordnungen: *Dan Wiener* fragt sich, inwiefern der politisch korrekte Begriff «Person mit Migrationshintergrund» dazu beitragen kann, etwas über einen Menschen auszusagen. Denn, – so das Resultat aus seiner Selbstbefragung – «ich bin viele». Desgleichen erfüllen multiple Identitäten *Zeedah Meierhofer-Mangeli* und *Alexandra Meierhofer* mit Stolz. Sie sprechen aber auch von Verletzungen, die sie als «Schwarze» in dieser Gesellschaft erleben. *Raoul Lembwadio*, der ebenfalls die Erfahrung einer sichtbaren Minderheit kennt, rät deshalb, sich beim Umgang mit «Fremden» stets zu überlegen, wie man selber gerne behandelt würde. Eine solche Haltung würde *Ali* (dem *Alberto Nessi* eine Stimme verleiht) zugutekommen, der als Sans-Papier in der Schweiz

lebt und sich nichts sehnlicher wünscht, als dass es seine zehnjährige Tochter dereinst besser haben werde.

## Wir sind da. Und wir bleiben.

Erfahrungen von Ausgrenzung und Benachteiligung verletzen. Sie können aber auch zu engagierten Reaktionen und paradoxen Interventionen führen. *Ekin Yilmaz* erzählt davon, wie es dem Verein *Second@s Plus* gelungen ist, den ehemals negativ besetzten Begriff des «Secondo» positiv umzudeuten und mit provokativen Aktionen von der Defensive in die Offensive zu gehen. *Inés Mateos* beschreibt die vielfältigen Formen des subversiven Widerstands gegen Gemeinplätze über Zugewanderte – mit dem Mittel der Comedy und der Kraft des Lachens. Auch *Dragica Rajčićs* Top-Ten-Feindliste spielt mit dem Hang des Menschen, genüsslich Vorurteile zu pflegen und sich dabei persönlich ausnehmen zu wollen. Wenn es um «die andern» geht, ist Humor allerdings eine nicht immer einfache Angelegenheit und verlangt nicht zuletzt einen respektvollen Umgang, wie *Rinny Gremaud* schreibt.

Eher klassische Formen des Protests finden sich in der dokumentarischen Darstellung des Lebens von Migrantinnen und Migranten. *Alvaro Bizzarri* schildert, wie er in den 1960er- und 1970er-Jahren die Arbeits- und Lebensbedingungen von Saisoniers mit einer Super-8-Kamera einfing. *Fernand Melgar* seinerseits setzt auf die Kraft der Empathie, die er mit seinen Filmen über schwierige Kapitel in der Migrationsgeschichte der Schweiz auszulösen hofft. Und *Kaa Linder* berichtet über neue Impulse, die das Theaterschaffen hierzulande erfährt, indem die Geschichten von Menschen in einer globalen Welt als neue Realitäten auf der Bühne verhandelt werden.

## Sorgen, Wut und Ängste

Von Sorgen und Ängsten ist im migrationspolitischen Kontext viel die Rede, und es mangelt nicht an Bürgerprotesten, wenn es um die Eröffnung von Asylzentren geht. *Lukas Golder* sucht nach Antworten, warum im Sorgenbarometer die Themen «Asyl» und «Ausländer», meistens abwechslungsweise, zu den Top-Sorgen gehören. *Hanif Kureishi* spricht in seinem Essay davon, wie die Figur des Migranten zum grossen Angstbild unserer Zeit geworden ist. *Peter Schneider* greift diese Konstellation in seinem Satirebeitrag «Angst! Eine ernstzunehmende Wahrheit» auf. Die Frage stellt sich denn unweigerlich: Sind die Ängste gerechtfertigt? Sind sie real? Ja, real sind sie, meint *Monique Eckmann*, aber nur insoweit gerechtfertigt, als sie das Bedürfnis nach Sicherheit betreffen, das allen Menschen eigen ist. Über Ängste könne gesprochen werden, ohne zu diskriminieren. Demgegenüber hält *Christoph Wehrli* fest, dass es sich bei den oft bemühten Ängsten möglicherweise gar nicht um solche handelt, sondern darum, dass Teile in der Bevölkerung schlicht andersdenkend und nicht etwa ängstlich sind.

Dennoch muss man sich fragen, worauf die heftigen Wutbekundungen gründen, die immer wieder zu beobachten sind, wenn eine Unterkunft für Asylsuchende eröffnet wird. Angesprochen auf diese Frage erklärt *Thomas Kunz*, dass einer der Gründe darin zu suchen ist, dass Menschen generell Mühe mit Veränderung haben, und die Zukunft in einer globalisierten Welt mit Unübersichtlichkeit und Ungewissheit verknüpft wird. *Unsere Nachforschungen* liefern weitere Deutungen: Die helvetische Tradition des «Widerstands gegen die Obrigkeit» eignet sich besonders gut, die Angst vor dem Unbekannten in Protestaktionen zu kanalisieren. Und gewisse Politiker nutzen nur allzu gerne solche Gelegenheiten, sich als Volksverstehder der Wählergunst zu empfehlen. Unzufriedene kompensieren darüber hinaus eigene Frustrationen auf Kosten der Schwächsten in einer Gesellschaft, wie *Matthias Hofer* aus medienpsychologischer Sicht bezüglich gehässiger Kommentare auf Online-Plattformen feststellt. Er gibt dabei zu bedenken, dass das Internet kein rechtsfreier Raum ist.

## Vom Unbehagen weg ins gemeinsame Abenteuer?

Der 9. Februar 2014 wird von vielen als Wendepunkt in der schweizerischen Migrationspolitik gesehen. Die Analyse von *Andrea Pilotti* und *Oscar Mazzoleni* zum Tessiner Votum zu dieser Abstimmung zeigt jedoch, dass die Annahme des neuen Artikels in der Bundesverfassung nicht zwingend mit einer generellen Ablehnung von Ausländern einhergeht. Die Erkenntnisse aus einer über fünf Jahre hinweg durchgeführten Studienreihe zum Zusammenleben in der Schweiz stellen der Schweizer Wohnbevölkerung ebenfalls ein ambivalentes Zeugnis aus: *Claude Longchamp* und *Martina Imfeld* belegen, dass rassistische Einstellungen zwar klar minderheitlich vorkommen. Die Verfestigung rassistisch geprägter Haltungen als neues gesellschaftliches Phänomen sei jedoch als beunruhigend einzustufen. *Georg Kreis'* Rückblick in die Geschichte von Sündenböcken in der Schweiz macht ausserdem deutlich, dass die Kultivierung negativer Fremdbilder eine traurige Tradition hat.

Umso mehr wäre eine andere Tradition stärker wiederzubeleben: die Fähigkeit aus dem Reichtum der Vielfalt zu schöpfen, auf die die Schweiz so stolz ist. *Albana Krasniqi Malaj* plädiert in diesem Sinne für einen Austausch zwischen allen Bevölkerungsteilen. Denn, wie es *Bernard Comment* in seinem Beitrag ausführt: Schweizerisch ist eben auch, sich den Winden auszusetzen und sich auf Abenteuer einzulassen.

Was löst das Stichwort Migration bei Ihnen aus? In welchem der Bilder von *Anja Bornhauser* finden Sie sich wieder?

**Simone Prodoliet** ist Geschäftsführerin der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen EKM.

# La migration dans toutes ses émotions.

Qu'évoque pour vous le mot « migration » ? Des vagues de clandestins qui déferlent sur les côtes européennes ? Les embouteillages à la douane aux heures de passage des frontaliers ? Vous vous demandez ce qu'il en sera de l'immigration ? Vous ne pouvez vous empêcher de ressasser les chiffres et de penser qu'un quart de la population résidente suisse est d'origine étrangère, un tiers issue de la migration... Etes-vous de ceux qui se félicitent du pouvoir d'attraction de la Suisse ? Vous estimant heureux d'être à l'abri de certains dangers... Ou de ceux que cette question met mal à l'aise ?

Vous avez peut-être vous-même immigré et savez ce que traversent ceux que l'exil a conduit jusqu'ici. Vous vous sentez blessé d'être considéré comme un étranger, d'être discriminé ? Vous cherchez à vous fondre dans la foule, à passer inaperçu ? Ou, au contraire, vous affichez fièrement vos origines qui vont, pour vous, de pair avec des compétences particulières ? Ou alors, immigré de longue date, vous ne voyiez néanmoins pas d'un bon œil l'afflux de nouveaux arrivants dans ce pays ?

*terra cognita* vous invite à découvrir, à travers récits, impressions, entretiens, analyses, reportages et essais les sentiments et émotions que suscite, en Suisse, la question de la migration.

## Sentiments d'une appartenance mitigée

Il y a, dans le soleil de l'été, des rayons de bonheur qui ne vous donnent qu'une envie : sortir – c'est du moins ce qu'on ressent en lisant *Alex Capus* quand il décrit la population des habitués de la piscine, population qui a changé au fil des ans et dans laquelle se sont tout naturellement fondus Svetlana et Goran. Le même sentiment d'appartenance se dégage de l'essai du poète *Marius Daniel Popescu*, qui, en tant que chauffeur de bus, transporte jour après jour des passagers de toutes classes et de tous âges, auxquels il finit par s'attacher. *Constantin Seibt* semble, quant à lui, plus partagé sur ses appartenances, dans ses confessions d'un « second » allemand, tandis qu'*Elmedina Shureci* ne sait pas trop si elle doit se réjouir ou non de sa naturalisation. Ce sentiment mitigé des immigrés à l'égard de la société majoritaire se justifie, comme le montre l'analyse d'*Olivier Moeschler*. En effet, si les migrants se taillent aujourd'hui

une part plus importante du « bonheur suisse » qu'autrefois, on ne peut pas encore affirmer qu'ils soient accueillis les bras ouverts. L'appartenance – quant à son effectivité et à ses formes – se reflète aussi dans le discours. *Julia Nentwich* et *Anja Ostendorp* ont analysé ce « discours sur les autres » et en ont dégagé quatre approches. Il en est aussi ressorti que, pour s'insérer dans un vivre ensemble inclusif, il faut être prêt à se penser collectivement.

## Catégorisations et préjugés : envisager son rapport à l'autre

La rencontre de « l'autre » déclenche des incertitudes. *Nenad Stojanović* présente en dix leçons les mécanismes, dont la construction de catégories, qui simplifie la formation des opinions et permet de distinguer rapidement les « bons » des « mauvais ». Dans son dialogue fictif, *Laura de Weck* s'intéresse précisément à cet étranger qui est « bon » parce qu'on le connaît personnellement.

Dans le registre toujours de la catégorisation et des préjugés, *Dan Wiener* s'interroge sur le sens qu'il faut donner au terme politiquement correct de « personne issue de la migration », quand un retour sur soi montre que le « moi » est multiple. Cette multiplicité identitaire se retrouve chez *Zeedah Meierhofer-Mangeli* et *Alexandra Meierhofer*, qui l'arborent avec fierté, mais non sans évoquer les situations blessantes qu'elles vivent parfois en tant que « noires » dans la société. *Raoul Lembwadio*, issu lui aussi d'une minorité visible, conclut qu'il faut toujours envisager son rapport à l'autre en se demandant comment on aimerait être traité soi-même. *Ali*, père de famille sans papiers (auquel *Alberto Nessi* prête sa voix) n'en demanderait pas mieux, lui qui ne désire rien de plus que d'offrir un avenir meilleur à sa fille.

## Nous sommes là pour rester

L'exclusion et la discrimination laissent inévitablement des séquelles. Elles peuvent aussi provoquer des réactions paradoxales et engagées. Dans sa contribution, *Ekin Yilmaz* explique comment l'association *Second@s Plus* a réussi à inverser la

connotation négative du terme «secondo» et à passer, par des actions provocatrices, d'une attitude défensive à l'offensive. *Inés Mateos* se penche, pour sa part, sur les possibilités de bousculer les clichés sur les immigrés par le rire et la comédie, tandis que *Dragica Rajčić* joue, dans son top ten de ses ennemis, sur le (malin) plaisir que prend l'homme à cultiver les préjugés, tout en cherchant à s'en exonérer lui-même. Mais quand on parle des autres, prévient *Rinny Gremaud*, l'humour n'est pas évident à manier : il faut un minimum de respect.

On retrouve des formes de contestation plus classiques dans le genre documentaire : *Alvaro Bizzarri* évoque comment il s'était équipé, au début des années 1960 et 1970, d'une Super 8 pour capturer les conditions de vie et de travail des saisonniers. Dans un registre plus empathique, le cinéaste *Fernand Melgar* confronte le spectateur à des chapitres difficiles de l'histoire migratoire de la Suisse. *Kaa Linder*, quant à elle, évoque les impulsions nouvelles que connaît aujourd'hui le théâtre suisse et qui amènent le spectateur à prendre conscience des réalités d'un monde globalisé par la mise en scène de récits personnels.

## Préoccupations, peurs et colères

On parle souvent de peurs et de préoccupations dans le contexte de la politique migratoire et il n'est pas d'ouverture de foyer pour requérants qui ne suscite son lot de manifestations. *Lukas Golder* tente d'expliquer pourquoi les thématiques de «l'asile» et des «étrangers» se classent toujours (en alternance) parmi les premières préoccupations des Suisses. Dans son essai, *Hanif Kureishi* montre comment le migrant est devenu la figure de hantise de notre époque. *Peter Schneider* rebondit lui aussi sur la peur, dans une contribution satirique intitulée «La peur : une réalité à prendre au sérieux». Se pose inévitablement la question de savoir si ces peurs sont fondées et réelles. Réelles, elles le sont, estime *Monique Eckmann*, mais elles ne sont fondées que dans la mesure où elles renvoient à un besoin de sécurité, commun à tous. Elle souligne qu'on peut parfaitement parler de ses peurs sans tomber dans la discrimination. *Christoph Wehrli* remarque, enfin, que ce qu'on présente comme des peurs n'en sont pas toujours, et qu'on réduit parfois à des peurs les opinions dissidentes d'une partie de la population.

Il faut en revanche s'interroger sur quoi se fondent les débordements de colère auxquels on assiste chaque fois que s'ouvre un foyer pour requérants. *Thomas Kunz* pense qu'ils s'expliquent, en partie, par la difficulté de l'homme à accepter le changement, et par les incertitudes qui entourent l'avenir dans un monde globalisé. *Nos enquêtes* pointent vers d'autres pistes : la «résistance bien helvétique à l'autorité» offre un bon terrain pour canaliser les peurs de l'inconnu dans une dynamique contestataire. Circonstance qu'exploitent certains politiques pour se poser en représentants de l'électorat. Et les mécontents pour se défouler de leurs propres frustrations aux dépens des plus faibles de la société, comme le relève *Matthias Hofer*,

psychologue spécialiste des médias, à propos des commentaires haineux postés sur les forums en ligne. Il rappelle, à cet égard, que l'Internet n'est pas un espace de non-droit.

## Se libérer du malaise pour tenter l'aventure collective ?

Pour beaucoup, le 9 février 2014 a marqué un tournant dans la politique migratoire de la Suisse. L'analyse que livrent *Andrea Pilotti* et *Oscar Mazzoleni* du vote tessinois montre toutefois que l'adhésion au nouvel article constitutionnel ne signifie pas nécessairement un rejet généralisé de l'étranger. Ambivalence confirmée de la population résidente suisse par une étude menée sur cinq ans, sur le vivre ensemble en Suisse. Si elle note que le racisme reste marginal en Suisse, *Claude Longchamp* et *Martina Imfeld* s'inquiètent de voir se cristalliser les velléités racistes, dans le sens d'un phénomène de société généralisé. Dans sa rétrospective historique du bouc émissaire, *Georg Kreis* constate par ailleurs que la construction d'images négatives de l'étranger est (malheureusement) une tradition en Suisse.

D'où la nécessité – d'autant plus grande – de renouer avec une autre tradition : celle de se ressourcer dans la diversité dont la Suisse est si fière. C'est dans cet esprit qu'*Albana Krasniqi Malaj* appelle à des échanges entre toutes les composantes de la société. Car, comme le note *Bernard Comment*, s'exposer aux vents et se laisser aller à l'aventure, c'est suisse aussi.

Alors, qu'évoque pour vous la migration ? Dans quel profil d'*Anja Bornhauser* vous retrouvez-vous ?

**Simone Prodoliet** est Cheffe du Secrétariat de la Commission fédérale pour les questions de migration CFM.

# Emozioni: come la migrazione influenza gli animi.

Quali reazioni suscita in Voi la parola «migrazione»? Vedete dei gommoni stracolmi di persone in fuga che cercano di approdare sulle coste europee? Pensate alle interminabili code sulle strade per via dei frontalieri che se ne tornano al loro domicilio dopo il lavoro? Vi chiedete come si andrà avanti con l'immigrazione? O cercate di tener presente che un quarto della popolazione della Svizzera non è qui da molto tempo e che addirittura un terzo possiede quello che viene definito un background migratorio? Vi fa piacere constatare che la Svizzera è un Paese tanto attraente? Vi considerate fortunati di non essere esposti a pericoli? Oppure vi assale un'indefinibile senso di malessere?

O forse siete Voi stessi immigrati e capite perfettamente come ci si sente a vivere in uno Stato che non è il proprio? Vi fa male essere considerati estranei e subire discriminazioni? Adottate un comportamento quanto più possibile adattato per non dare nell'occhio? O, all'opposto, siete fieri delle Vostre origini e Vi considerate depositari di particolari competenze proprio perché migranti? O magari, pur essendo stati migranti a Vostra volta, Vi disturba vedere come viepiù persone vengano a stabilirsi nel nostro Paese?

*terra cognita* intraprende con Voi un viaggio nel mondo delle emozioni: storie e impressioni, interviste e analisi, reportage e saggi illustrano i sentimenti che animano le persone in Svizzera ogni volta che è questione di migrazione.

## Le gioie (contraddittorie) dell'appartenenza

D'estate, in un giorno di sole, la gioia è ovunque e non c'è niente di più bello che starsene all'aperto. Perlomeno, così la vede *Alex Capus*, che propone una carrellata sulle tipologie dei bagnanti nelle piscine pubbliche e sulla loro evoluzione negli anni. A conferma di questa trasformazione rileva che oggigiorno appare normalissimo che tra il pubblico delle piscine ci siano delle Svetlana e dei Goran. Anche il saggio del poeta *Marius Daniel Popescu*, che nella sua funzione di conduttore di bus trasporta persone di ogni età e ceto sociale, affezionandosi a ciascuna in modo diverso, trasmette un piacevole sentimento di appartenenza. Nelle sue «confessioni» di immigrato tedesco di seconda generazione, *Constantin Seibt* illustra i sentimenti

talvolta contraddittori associati all'idea di appartenenza. *Elmedina Shureci* non sa bene se essere contenta di aver ottenuto la naturalizzazione. L'analisi di *Olivier Moeschler* evidenzia l'assoluta giustificazione dell'atteggiamento ambivalente degli immigrati nei riguardi della società maggioritaria: infatti, sebbene rispetto al passato i migranti abbiano più posto nella «felicità svizzera», non si può certo dire che siano accolti a braccia aperte. I «giochi linguistici» sono rivelatori per sapere se una persona appartiene veramente alla società in cui vive e in che modo. *Julia Nentwich* e *Anja Ostendorp* hanno analizzato i discorsi sugli «altri», cristallizzandone quattro approcci. Una potenziale convivenza senza esclusi presuppone che ciascuno dei gruppi in gioco sia disposto a riflettere su se stesso.

## Categorie e attribuzioni: come comportarci con ciò che ci è estraneo

Confrontarsi con l'alterità ha il potere di dissipare una serie di incertezze. In dieci lezioni, *Nenad Stojanović* spiega quali meccanismi intervengono. Uno di essi è la costituzione di categorie: in men che non si dica i pareri sono fatti e gli individui in gioco suddivisi in «buoni» e «cattivi». Il dialogo fittizio di *Laura de Weck* tematizza «lo straniero bravo», quello cioè che consideriamo bravo dal momento che lo conosciamo personalmente.

A proposito di categorie e attribuzioni: *Dan Wiener* si chiede fino a che punto la nozione politicamente corretta di «persona con un background migratorio» consenta di essere eloquenti. Infatti, come emerge dalla sua auto-intervista, «io sono tanti». Allo stesso modo, *Zeedah Meierhofer-Mangeli* e *Alexandra Meierhofer* vanno fiere della loro identità plurima. Tuttavia parlano anche del dolore di sentirsi stigmatizzate dalla società a causa del colore della loro pelle. *Raoul Lembwadio*, la cui appartenenza a una minoranza è parimenti visibile, consiglia pertanto a chiunque abbia a che fare con stranieri di chiedersi come vorrebbe essere trattato se lo straniero fosse lui. *Ali* (un sans-papiers cui *Alberto Nessi* presta la propria voce) si sentirebbe meglio se la gente lo avvicinasse in questo spirito. Il suo più ardente desiderio: che la sua figlioletta di dieci anni conosca un destino migliore del suo.

## Siamo qui e qui restiamo

Essere esclusi e discriminati è un'esperienza dolorosa. Tuttavia, per reazione, può originare nuove realtà positive. *Ekin Yilmaz* narra di come l'associazione Second@s Plus sia riuscita a conferire una connotazione positiva alla nozione di «Secondo», inteso come straniero di seconda generazione (nozione che in passato la lingua tedesca aveva connotato negativamente). L'associazione aveva preso spunto da questo concetto per presentarsi al pubblico con azioni provocatorie, che lungi dall'adottare un atteggiamento difensivo, passavano decisamente all'attacco. *Inés Mateos* descrive molteplici forme di resistenza sovversiva ai luoghi comuni sugli immigrati grazie alla commedia e al potere del ridere. Anche la graduatoria dei dieci peggiori nemici proposta da *Dragica Rajčić* si prende gioco della tendenza dell'essere umano a pascersi di pregiudizi e a considerare sé stesso un'eccezione. *Rinny Gremaud* spiega poi che, quando si tratta degli «altri», l'umorismo non sempre è cosa semplice e presuppone per esempio grande rispetto.

La documentazione sulla vita dei migranti presenta forme piuttosto classiche della protesta. *Alvaro Bizzarri* narra di come, negli anni 1960 e 1970, con la sua super 8 ha ripreso le condizioni di lavoro e di vita degli stagionali. *Fernand Melgar*, dal canto suo, spera che i suoi film su capitoli oscuri della storia migratoria della Svizzera suscitino empatia. *Kaa Linder* riferisce in merito ai nuovi impulsi costatati nel mondo del teatro svizzero grazie alla rappresentazione di storie di persone in un mondo globale, interpretate come realtà nuove.

## Preoccupazioni, rabbia e paure

Si parla molto di preoccupazioni e paure, nell'ambito della politica migratoria, e le proteste dei cittadini non si fanno attendere quando si tratta di aprire un nuovo centro per richiedenti l'asilo. *Lukas Golder* si chiede come mai, nel barometro delle preoccupazioni, i temi «asilo» e «stranieri» figurano quasi sempre – a turno – tra i top-ten. Nel suo saggio, *Hanif Kureishi* spiega come la figura del migrante sia diventata uno dei grandi spauracchi della nostra epoca. *Peter Schneider* si rifà a questa costellazione per la sua satira «La paura è una verità che va presa sul serio». Inevitabilmente viene da chiedersi se le paure sono giustificate e reali. Sì, per essere reali, sono reali, risponde *Monique Eckmann*, ma si giustificano soltanto nella misura in cui coincidono con il bisogno di sicurezza proprio a ogni umano. Delle paure si può parlare senza discriminare nessuno. *Christoph Wehrli* sostiene tuttavia che spesso, quelle che sembrano paure, non sono che manifestazioni dell'opinione diversa di una parte della popolazione.

Eppure ci si deve interrogare sul perché, ogni volta che viene aperto un nuovo alloggio per richiedenti l'asilo, si scatenano proteste virulente. Interrogato al riguardo, *Thomas Kunz* spiega che uno dei motivi è la reticenza che in generale hanno gli

umani ad accettare i cambiamenti. Spiega inoltre che, in un mondo globalizzato come il nostro, il futuro è associato a un'impressione di opacità e incertezza. Le nostre ricerche forniscono ulteriori interpretazioni: la tradizione svizzera della «resistenza nei confronti delle autorità» si presta particolarmente bene a canalizzare in azioni di protesta quella che in realtà è paura dell'ignoto. E poi certi politici approfittano volentieri di queste occasioni per raccogliere i favori degli elettori assumendo il ruolo di chi capisce il popolo. Infine, gli insoddisfatti compensano le proprie frustrazioni a scapito dei membri più deboli della società, come spiega *Matthias Hofer* nell'ottica della psicologia mediatica. Lo dice facendo riferimento, nello specifico, ai commenti carichi di astio depositati sulle piattaforme online. In quest'ottica occorre considerare che internet non è uno spazio che possa sottrarsi alla giustizia.

## Dal malessere all'avventura comune?

Il 9 febbraio 2014 è considerato da molti come una svolta nella politica migratoria svizzera. Dall'analisi di *Andrea Pilotti* e *Oscar Mazzoleni* relativa al voto ticinese sull'iniziativa contro l'immigrazione di massa emerge tuttavia che l'approvazione del nuovo articolo costituzionale non traduce necessariamente un rigetto generale degli stranieri. Anche i risultati di una serie di studi sulla coabitazione in Svizzera, svolti sull'arco di cinque anni, pongono in risalto un volto ambivalente della popolazione residente svizzera: *Claude Longchamp* e *Martina Imfeld* dimostrano che soltanto una netta minoranza della popolazione ha un approccio razzista. È tuttavia inquietante assistere al consolidarsi di comportamenti di stampo razzista quale nuovo fenomeno societale. La retrospettiva di *Georg Kreis* sulla storia dei capri espiatori in Svizzera evidenzia come la cultura delle immagini negative dello straniero è purtroppo una tradizione in Svizzera.

A maggiore ragione, varrebbe la pena dare nuova forza a un'altra tradizione di cui la Svizzera va molto fiera: la facoltà di attingere alla ricchezza della molteplicità. *Albana Krasniqi Malaj* caldeggia in questo senso uno scambio tra tutte le componenti della popolazione. Giacché, come dice *Bernard Comment* nel suo contributo: essere svizzeri significa anche esporsi alle correnti e lanciarsi in nuove avventure.

Quali reazioni suscita in Voi la parola «migrazione»? Con quale immagine di *Anja Bornhauser* vi identificate?

**Simone Prodoliet** è responsabile della Segreteria della Commissione federale della migrazione CFM.

### Emotionen und Sensibilitäten im Bild.

Wann gehen bei mir in Bezug auf die Migrationsthematik die Emotionen hoch? Wo entdecke ich für mich Unverständliches, Unsicherheiten oder Ängste? Was bewegt die Menschen in meinem Umfeld? Wo kann ich zu Diskussionen anregen und wie gehe ich mit unterschiedlichen Meinungen um?

Im Vorfeld meiner Illustrationsarbeit habe ich mit vielen Menschen das Gespräch gesucht. Ich habe versucht, alles bildlich einzufangen, was meine Gesprächspartnerinnen und -partner mit mir teilten: ihre Ängste, ihre Schwierigkeiten, ihre Erfahrungen, die Sonnen- und Schattenseiten des Alltags im Migrationskontext. Ich liess sie schwärmen und jammern, aber auch abschweifen.

Meine Arbeit ist in vier Themenschwerpunkte gegliedert: die Auseinandersetzung mit den *Ängsten* meiner Gesprächspartnerinnen, die *Erfahrungen* und Erlebnisse Zugewanderter in der Schweiz, die Veränderung eines Landes durch Migration sowie die Bedeutung von *Heimat*. Der vierte Schwerpunkt handelt von Missverständnissen und von *Kommunikationsschwierigkeiten*. Diesbezüglich konnte ich vom Unterricht mit Kindern mit Migrationshintergrund profitieren. Die Arbeit in der Schulklasse war äusserst intensiv und hat mich vor Herausforderungen gestellt, mich aber auch mit wunderbaren Erlebnissen gesegnet.

Anja Bornhauser ist Absolventin von Hyperwerk, dem Institute for Postindustrial Design in Basel.

### Emotions et sensibilités en images.

Sur la thématique de la migration, à partir de quel moment mes émotions prennent-elles le dessus? Où se situent pour moi l'incompréhensible, les incertitudes et les craintes? Qu'est-ce qui fait réagir les gens qui m'entourent? Où provoquer le dialogue et comment s'y prendre face à des divergences d'opinions?

Pour préparer mon travail d'illustration, j'ai d'abord multiplié les dialogues avec les gens. J'ai cherché à capter en images tout ce que partageaient mes interlocuteurs avec moi: leurs craintes, leurs difficultés, leurs expériences, les bons et mauvais côtés des réalités de la migration au quotidien. Je les ai écoutés rêver, se lamenter et se perdre en digressions.

Mon travail s'articule autour de quatre axes thématiques: la confrontation de mes interlocuteurs avec leurs *peurs*, les *expériences* et témoignages d'immigrés en Suisse, la transformation d'un pays sous l'influence de la migration et ce que signifie la notion de *patrie*. Le quatrième axe traite de la question des malentendus et des *problèmes de communication*. Sur ce point, mon expérience de l'enseignement auprès d'enfants issus de la migration m'a beaucoup servi. Nous avons travaillé intensément en classe. Cela a été un défi pour moi, mais j'y ai aussi vécu des moments très forts, voire merveilleux.

Anja Bornhauser est diplômée de l'Institut bâlois Hyperwerk de design post-industriel.

### Emozioni e sensibilità in immagini.

Quando il tema della migrazione ha il potere di suscitare in me forti emozioni? Quali sono le mie incomprensioni, incertezze, paure? Che cosa fa reagire le persone che mi circondano? Come posso stimolare discussioni? Come affronto le opinioni divergenti?

Per il mio lavoro d'illustrazione ho cercato il dialogo con molte persone. Ho provato a immortalare tutte le cose che i miei interlocutori hanno condiviso con me: paure, difficoltà, esperienze, lati luminosi e oscuri della loro realtà in un contesto migratorio. Ho lasciato ciascuno libero di esprimere gioie e dolori – e divagazioni sul tema.

Il mio lavoro è articolato in quattro focus tematici: l'approccio alle *paure* dei miei interlocutori, le *esperienze* e storie di vita degli immigrati in Svizzera, la trasformazione di un Paese sotto l'influsso della migrazione e il significato della nozione di *patria*. Il quarto focus tratta di malintesi e *difficoltà di comunicazione*. Al riguardo ho tratto grande beneficio dall'insegnamento per i bambini con un passato migratorio. Il lavoro in classe è stato intensissimo e ricco di sfide, ma anche di esperienze meravigliose.

Anja Bornhauser è diplomata all'istituto di design postindustriale Hyperwerk di Basilea.

Die worti kenne sind  
mega guet integriert.....

SIE HÄND GSEIT

FÜR DE LOHN CHÖNNTED'S

GRAD ZWEI POLE IISTELLE

NEI, ANGST

MACHT ME

DA DAS

NEI

GEN WANN HEIT'S

KEI PLATZ MEH

Wir händ halt da  
alles da, looks like

ich mach mer  
schrocken dinge  
wiedas sein  
weiter gan

Und wüsst sie mängig  
het mer s'gefühl, es reibt  
gar menthet me

Schwizerdütsch

ICH HAN S'GFÜHL ALLI ERWARTET

DASS "S'ANDERE" MÖGLICHSCHT

GLICH MUESS SI

S'Settet doch ned alli

so schwierig tue wege dem

Parallelgesellschaft.

# Mit Svetlana, Dshamilla, Jussuf und Goran in der Badi.

Wenn man vom Bahnhof her kommend die alte Holzbrücke überquert und den Altstadtmauern entlang ein paar Schritte weiter flussaufwärts geht, gelangt man zum Strandbad, in dem ich schon über vierzig Sommer verbracht habe – keinen Ort auf der Welt kenne ich besser als diesen.

Ich habe vierzig Saisonkarten gekauft, viele Tausend Mal das Drehkreuz am Eingang passiert und bin mehrere Hundert Mal über den Zaun geklettert, weil ich die Karte vergessen hatte; bin tausend Kilometer geschwommen, habe Hunderte von Kopfsprüngen vom Fünfmeterbrett absolviert und hektoliterweise Badiwasser geschluckt, ohne übrigens jemals Schaden zu nehmen. Als ich ein kleiner Junge war, feierten die Hippies am Aareufer ihre Blumenkinderpartys, schmussten hinter den Berberitzensträuchen, rauchten Haschisch und schrummten auf ihren Gitarren. Später kamen die schweren Jungs, die ihre Motorradstiefel nie auszogen und die geleerten Bierflaschen in die Aare warfen, und noch später die schicken Grease-Bubis und -Mädels, deren gelierte Frisuren auch nach einem langen Nachmittag im Freibad noch makellos sassen. Einsamer Höhepunkt in all den Jahren war jener brütend heisse Julitag in ich-weiss-nicht-welchem Jahr, an dem im nahebei gastierenden Circus Knie ein durstiger Elefantbulle sein Gehege durchbrach und Wasser suchend über die Liegewiese zwischen Garderobentrakt und Schwimmerbecken trampelte. Ich wünschte, er wäre nie eingefangen worden, sondern hätte in den umliegenden Wäldern mit einer hübschen Elefantenkuh zahlreiche Nachkommen gezeugt.

## Veränderungen

In den letzten vierzig Jahren hat sich vieles verändert. Die morsche alte Trauerweide, an der man sich wie Tarzan in den Fluss hinausschwingen konnte, musste gefällt und ersetzt werden durch eine junge Weide, die erst in ein paar Jahren als Tarzan-Liane taugen wird. Dafür ist das Wasser der

Aare unglaublich sauber geworden. Früher konnte es vorkommen, dass einem beim Aussteigen ein Stück Toilettenpapier an der Wade klebte. Heute kann man die Kiesel am Grund des Flusses sehen, und kürzlich hat ein Fischer rätselhafterweise einen Stör gefangen. Vor die Wahl gestellt, entweder ein Glas Fluss- oder Schwimmbeckenwasser zu trinken, würde ich hundertmal den Fluss wählen.

An Land hingegen scheint auf den ersten Blick alles beim Alten: Heute wie damals liegen die älteren Herrschaften, die ihre Ruhe haben wollen, auf ihren Pritschen auf der Sonnenterrasse. Die Mütter mit ihren Kindern drängen sich unter die Schatten spendenden Bäume beim Kinderbecken. Und die hübschen jungen Leute im heiratsfähigen Alter versammeln sich am Aareufer. Alles wie gewohnt. Und doch ist alles anders.

Früher waren es die hiesigen Bürgersfrauen und die gut erhaltenen Herren vom Schwimmklub, welche die Sonnenterrasse bevölkerten. Beim Kinderbecken wachten Frau Tschanz und Frau Gerber und Frau Hugentobler über ihre Brut. Und am Aareufer lagen die schönen Töchter von Lehrern und Ständerräten, umlagert von den gut gebauten Söhnen von Messerschmiedern und Architekten und Versicherungsagenten; alle, oder fast alle, Sprösslinge alteingesessener Oltner Familien, viele untereinander über Generationen verschwägert und verschwistert, jahrzehntelang verfeindet und befreundet – und natürlich alle Schweizer Staatsbürger.

Die Ausländer waren nicht da.

## Schönheiten

Vor dreissig und vierzig Jahren war das Strandbad noch eine rein schweizerische Veranstaltung. Die Türken und die Jugoslawen waren noch nicht eingetroffen. Die Spanier und Italiener waren schon da, aber sie konnten nicht schwimmen, oder sie hatten kein Geld für schicke Badehosen und Bikinis. Jedenfalls war es ihnen nicht möglich, ihre Badetücher am Aareufer auszubreiten, und das war ein Glück für die Schweizer Architektensöhne und Lehrertöchter.

Denn Giuseppe, Francesca, Juan und Donatella waren einfach schöner als wir. Sie waren die besseren Tänzer, sie hatten mehr Charme und waren besser gekleidet, sie hatten mehr Rasse und Klasse und Muskeln, und sie waren hungrier und feuriger und ehrgeiziger als wir selbstzweifelischen, emanzipationsgeschädigten, atomkriegspessimistischen und öko-vergrämten Schweizerkinder. Im Jugendhaus jedenfalls spielten sich die romantischsten Liebesgeschichten zwischen Schweizer Fabrikantentöchtern und italienischen Maureröhnen ab, die skrupellos Alfa Romeo fuhren und Börsenmakler werden wollten. Traurig war nur, dass kurze Zeit später, als es ans Heiraten ging, die Romantik ein Ende hatte und alle in jenen Stall zurückkehrten, dem sie entsprungen waren: Bürgermädchen zu Bürgersohn und Arbeiterspross zu Proletarierkind, und wenn ab und zu eine Spanierin einen Italiener heiratete, war das ein seltenes Beispiel von Völkerverständigung. Immerhin haben viele, die am Start benachteiligt waren, in den folgenden Jahren mächtig aufgeholt. Giuseppe ist tatsächlich Börsenmakler geworden, Francesca leitet eine Anwaltskanzlei, Juan importiert Olivenholz, und Donatella ist Personalberaterin.

Und nun, da die Secondos Kinder haben, getrauen sie sich endlich in die Badi, waten mit dem Handy am Ohr durchs Kinderbecken, Seite an Seite mit den Schweizer Architektensöhnen und Lehrertöchtern, die das Aareufer räumen mussten, als der Nachwuchs kam. Frau Tschanz und Frau Gerber und Frau Hugentobler ihrerseits sind auf die Sonnenterrasse umgezogen, als ihre Kinder gross wurden. Generation um Generation rückt nach von einer Station zur nächsten im Uhrzeigersinn, und während auf der Terrasse die Ältesten die letzten Sonnentage ihres Lebens geniessen, aalen sich am Aareufer wie eh und je die schicken jungen Leute im heiratsfähigen Alter. Eines aber hat sich verändert: Es ist nicht mehr ein exklusiver Schweizer Jugendklub, der sich da am Aareufer versammelt. Erstens haben die Italiener und Spanier in der Zwischenzeit schwimmen gelernt. Zweitens sind die Türken und Jugoslawen hinzugekommen; die können zwar noch nicht sonderlich gut schwimmen, aber sie sehen verdammt gut aus, besser als die Schweizer jedenfalls und besser als die Spanier und Italiener, die allmählich ge-

nau so selbstzweifelisch und emanzipationsgeschädigt daherkommen wie die Herrschaften aus dem Gastgeberland. Und drittens fällt auf, dass die schicken jungen Schweizer kaum mehr in die Badi gehen. Die Lehrertochter? Nicht da. Der Advokatensohn? Abwesend. Die Hotelierstöchter? Auch nicht da. Oh, nicht dass sie verdrängt worden wären; es ist längst Platz genug für alle da. Es ist nur so, dass sich die gutbürgerlichen jungen Schweizer heute zu fein sind für die öffentliche Badeanstalt. Fröhlich gehen sie vielleicht noch rasch hin, um mit Speedo-Kleidung, Schwimmbrille und Nasenklemme ihr Kilometertraining zu absolvieren. Aber nachmittags, in den Fleischmarkt? Lieber Himmel, nein.

## Lebenslust

Was ist da passiert? In den letzten dreissig Jahren sind in der Schweiz Zehntausende von Einfamilienhäusern aus dem Boden geschossen – das ist passiert. Ein Meer von Eigenheimen erstreckt sich heute zwischen Zürich und Bern, Basel und Luzern, und vor jedem zweiten Häuschen muss unbedingt ein kleiner, ganz privater Swimmingpool stehen. Wenn man im Flugzeug übers Land fliegt, blinken sie einem tausendfach türkisblau entgegen. Das ist hübsch anzuschauen aus einer Flughöhe von zehntausend Metern, aus der Nähe aber ein doch eher trauriger Anblick. Dort sitzen sie nun, die gutbürgerlichen jungen Leute, lassen die Beine ins Wasser baumeln und freuen sich ob der einwandfreien Hygiene ihres Badewassers. Aber leider langweilen sie sich zu Tode in ihrer Privatheit, machen lustlos ein paar Schwimmzüge hin und her und schielen neidisch hinüber zum Nachbarn, dessen Pool dreissig Zentimeter länger ist, knabbern an ihren Selliestangen — und sind in Gedanken bei Svetlana, Dshamilla, Jussuf und Goran, mit denen sie in der Badi so viel Spass haben könnten.

Was mich selbst betrifft, so hege ich eine Abneigung gegen Selliestangen und habe keinen Swimmingpool in meinem Garten. Lieber gehe ich mit meinen Kindern in die Badi. Manchmal vergesse ich die Sonnencreme, dann leihe ich mir von den bosnischen Müttern welche aus. Die passen auch auf

## Rendez-vous à la piscine avec Svetlana, Djamilla, Youssouf et Goran

meine Kleinen auf, wenn ich mal kurz ins Wasser will, und dafür bringe ich ihnen auf dem Rückweg einen Kaffee. Ich liebe die Badi – auch und gerade wenn viele Leute da sind. Mag sein, dass die Wasserqualität nach einem heissen Sonntag zuweilen nicht mehr so toll ist – aber ich finde nicht, dass man seine Mitmenschen als Lebendfleisch betrachten sollte. Denn erstens sollte man die Hinfälligkeit des eigenen Fleisches nicht ausser Acht lassen, und zweitens ist der Mensch nur in der Badehose wirklich frei und gleich und dem anderen brüderlich zugetan. Und drittens: Gibt es einen anderen Ort auf der Welt, an dem tausend praktisch nackte Menschen jeden Alters, aller Stände und verschiedenster Herkunft auf engstem Raum stundenlang friedlich spielen und lachen, essen und schlafen und einfach nur Spass haben können? Die Antwort lautet Nein.

Nichts gegen Swimmingpools. Aber lang lebe die Badi.

Abdruck des Texts mit dem Originaltitel «Es lebe die Badi» aus der Erzählensammlung «Der König von Olten» mit freundlicher Genehmigung des Autors. Copyright: Alex Capus 2009.

Depuis qu'ils ont des enfants, les secondos osent enfin aller à la piscine. Se tremper les pieds dans le bassin des petits, l'oreille collée contre leur portable, côte à côte avec les fils d'architectes et les filles d'enseignants suisses qui ne se baignent plus dans l'Aar depuis l'arrivée de leur progéniture. Mme Tschanz, Mme Gerber et Mme Hugentobler, elles, ont repris leurs quartiers sur la terrasse depuis que les enfants ont grandi. Les générations se relaient ainsi d'un poste à l'autre, dans le sens des aiguilles d'une montre. Et tandis que les aînés goûtent leurs derniers jours de soleil, la jeunesse branchée en âge de se marier se retrouve sur les bords de l'Aar. Mais quelque chose a changé: les bords de l'Aar ne sont plus le lieu de rendez-vous exclusif du club des jeunes Suisses. Primo, ils ont été rejoints par les Italiens et les Espagnols, qui ont appris à nager entre-temps. Secundo, les Turcs et les ex-Yougoslaves sont arrivés. Soit, ils ne maîtrisent pas encore l'art de la natation. N'empêche qu'ils ont de l'allure. Plus en tout cas que les Suisses. Et même plus que les Espagnols et que les Italiens qui, à force de se fondre dans le moule, sont devenus aussi complexés que les Suisses. Tertio, on ne voit plus tellement de Suisses branchés à la piscine. La fille du maître d'école? Absente. Le fils de l'avocat? Absent. Les filles de l'hôtelier? Pas là non plus. Non pas qu'on les ait chassés: il y a largement assez de place pour accueillir tout le monde. Mais la piscine publique n'est plus assez chic – pardon cool –, pour les petits bourgeois suisses. De bonne heure le matin peut-être, en tenue Speedo, lunettes de natation et pince-nez ajustés, pour faire leur kilomètre de longueur. Mais l'après-midi, sur le « marché de la chair »? Vous n'y pensez pas!

**Alex Capus** wurde in Frankreich geboren. Er lebt seit vielen Jahren in Olten und ist Autor zahlreicher Romane, die national und international grosse Beachtung finden.



# La ville d'adoption.

Tu es arrivé dans ce pays il y a presque vingt-cinq ans, depuis environ vingt-quatre ans tu conduis des autobus et des trolleybus dans la ville de Lausanne, tu transportes les gens d'un endroit à un autre. Impressions d'un poète et conducteur de bus.

Tu vois ce matin cette fillette à l'arrêt, pendant que les clients montent et descendent, elle regarde l'écran de l'appareil qui délivre des titres de transports, elle lit les informations qui sont inscrites en jaune, elle tourne la tête vers toi, elle cherche ton regard à travers le pare-brise de l'autobus, elle ne doit pas savoir comment faire pour acheter son billet, elle est restée seule sur le trottoir et tu vas l'aider. Tu tires le frein à main, tu quittes le poste de conduite, tu descends du bus et tu la rejoins. Après deux minutes, avec son billet dans une main, elle te dit : « Merci beaucoup, Monsieur ! », puis vous montez, les deux, par la porte avant.

La ville est pleine de voix de toutes les langues d'ici et d'ailleurs, dans l'autobus elles se retrouvent ensemble, ces paroles d'enfants, d'adolescents, d'adultes et de personnes âgées, tu les entends comme une musique de vie inimitable, tu regardes dans le rétroviseur intérieur du bus, tu vois les visages de tes clients, tu vois leurs mains, leurs habits et leurs bagages et tu te dis : Bruegel, le peintre, n'est pas mort.

## Voix d'ici et d'ailleurs

Tu vibres en permanence avec ceux qui t'entourent, chez toi, au travail, dans la rue, dans les magasins, dans les restaurants, tu vis des scènes qui te font rire ou pleurer, tu te souviens, dans l'un de tes livres tu as écrit *dans la brocante de la mémoire* : « et cette vieille dame, qui monte par la porte avant et s'approche de toi, et te dit < bonjour monsieur, quand même, me voilà, je fais partie de votre chargement : des jeunes et des vieux, tous ceux qui n'ont pas de voiture >, te fait penser à ta grand-mère, quand elle lavait les linges dans une bassine en bois, quand elle cuisinait la soupe de poule, quand elle repas-

sait ses robes, quand elle fermait la porte de sa maison à clef, quand elle réparait la barrière de sa maison, quand elle sortait de l'eau au puits, quand elle faisait du pain au feu de bois, quand elle lavait ses tapis dans la rivière, quand elle. »

Tu penses à ton chemin que tu as fait dans ton pays d'adoption, dans ton pays d'ici, tu passes en revue les rencontres avec tes amis, tes connaissances, tes collègues de travail et tous les inconnus, tu sais qu'ils t'ont donné et qu'ils te donnent toujours des brins de leur sacré de chaque jour.

## Voyageurs dans la ville

Tu notes, dans un carnet : les jeunes qui sont montés dans le bus il y a dix minutes, ils vont à l'école, au collège, au gymnase ce matin, ils parlent entre eux à haute voix, ils se marrent, ils se racontent des histoires, ils ne pensent pas que tu les as transportés depuis qu'ils étaient petits, dans les bras de leur mère, de leur père ou dans leur poussette.

Tu as connu des voyageurs qui prenaient le bus chaque jour au même arrêt et à la même heure, ils te saluaient et vous vous parliez quelques secondes de la pluie et du beau temps, maintenant ils ne sont plus là, ils sont partis, d'autres clients ont pris leur place aux mêmes arrêts, la vie est belle, la vie continue « Bonjour monsieur, aujourd'hui il va faire beau, bonne route, à bientôt ! »

Tu sors de chez toi, il est quatre heures et demie du matin, la rue est déserte et il n'y a pas de bruit, tu marches vers le dépôt des bus, la ville dort encore, elle fait des rêves et elle te sourit : les femmes et les hommes qui ont eu un chagrin d'amour, les femmes qui allaitent, les hommes qui vont à l'armée, les enfants qui prennent leur petit déjeuner, les aveugles qui niquent le noir, les femmes qui font la lessive, les élèves qui arrivent en retard au cours de civisme, les ouvriers qui s'habillent en orange, les fêtards qui dorment debout, les policiers qui rentrent à la maison, les balayeurs de rue qui se font appeler « techniciens de surface », les politiciens qui écrivent leurs discours, les médecins qui sont fatigués, les boulangers qui prennent la pause, les ingénieurs qui dessinent un tunnel, les banquiers

qui mettent la cravate, les filles qui vont à la discothèque, les maîtresses d'école qui préparent le voyage d'études, la femme qui sortira avec son chien, l'homme qui va finir par se suicider, l'enfant malade de la rougeole, les infirmières du corps et de l'esprit, les serveurs et les serveuses de la politesse, les frontaliers de la grâce, les manutentionnaires du yaourt, les pilotes des vacances, les bûcherons du divan, les repasseuses de slogans, les demoiselles de l'archéologie, les hommes de lettres, « le peuple d'en bas », les chats en cage, « le peuple d'en haut », les chiens en laisse, les contents et les mécontents, les « durs à cuire », les chanceux et les malchanceux, les heureux et les malheureux, les comédiennes et les comédiens sans masque, la rivière d'écoliers, les informaticiens du langage, les journalistes de la rubrique sans nom, les apprentis du temps, les postiers sans détour.

Dans quelques dizaines de minutes, tu vas jouer ton rôle de conducteur de bus, tu vas conduire des gens d'un endroit à un autre de la ville, tu vas les accueillir dans ton véhicule, tu vas sentir leurs odeurs matinales, tu vas les regarder dans les yeux, tu vas leur donner des informations, tu vas les saluer, tu vas vivre avec eux encore une journée inoubliable, tu vas remarquer leurs douleurs et leurs bonheurs, tu vas arrêter ton bus « près du trottoir, s'il vous plaît ! », tu vas les respecter, tu vas les aimer, tu vas les vivre, encore une fois, dans toute leur diversité.

## La vie s'inscrit partout

Ce matin, comme d'habitude, *la vie de n'importe qui a de la place dans un format A4* : « ma vie peut se faire de la place dans une lettre. Dans une lettre de n'importe quel alphabet, dans une lettre écrite à la main ou à une machine à écrire ou en tapant sur les touches d'un ordinateur, ma vie, en un mot, deux mots, plusieurs mots, quelques lignes d'écriture, de langage, quelques pages, moins d'une page, paragraphe et à la ligne, dans une enveloppe pigeon voyageur ma vie est une lettre de n'importe quel mot, ma vie passe par la poste, elle est lue à la télé, écoutée, ma vie sur internet, dans un journal public tirage mondial, ma vie c'est une phrase, un signe typographique, une faute d'orthographe, un mot comme les autres, dans chaque mot il se trouve qu'il y a tous les autres mots, ma vie dite à l'encre, scannée, photocopiée, multipliée, censurée, annotée, la vie de n'importe qui a de la place dans un format A4. »

## Unterwegs mit dem Busfahrer und Poeten

Du bist vor fast fünfundsiebzig Jahren in dieser Stadt angekommen, seit ungefähr vierundzwanzig Jahren steuerst du Autobusse und Trolleybusse durch die Stadt Lausanne, du beförderst Menschen von einem Ort zum anderen.

Heute Morgen siehst du dieses Mädchen bei der Bushaltestelle, und während die Fahrgäste ein- und aussteigen, betrachtet es den Bildschirm auf der Maschine, die Fahrkarten ausgibt, es liest die in Gelb gehaltenen Informationen, es wendet den Kopf, es versucht, deinen Blick durch die Scheibe zu erhaschen, es weiss wohl nicht, was es tun soll, um das Billet zu kaufen, es bleibt allein auf dem Gehsteig zurück, und du wirst ihm helfen. Du ziehst die Handbremse an, du verlässt die Fahrkabine, du steigst aus und gesellst dich zu ihm. Nach zwei Minuten sagt es dir «vielen Dank, Monsieur!» Dann steigt ihr beide bei der vorderen Türe ein.

Die Stadt ist voll von Stimmen, voll von hiesigen und fernen Sprachen, im Autobus vermischen sie sich mit den Gesprächen der Kinder, der Jugendlichen, der Erwachsenen und der Älteren, du hörst ihnen zu wie einem lebendigen und unvergleichlichen Musikstück, du schaust in den Rückspiegel des Busses, du siehst die Gesichter deiner Fahrgäste, du betrachtest ihre Hände, ihre Kleider und ihr Gepäck und du sagst dir: «Bruegel, der Maler, ist nicht tot.»

**Marius Daniel Popescu** est né à Craiova (Roumanie) en 1963 et est établi à Lausanne depuis 1990 où il gagne sa vie en qualité de chauffeur de bus. Poète et prosateur, il a publié plusieurs ouvrages de poèmes et romans. Proche du quotidien par sa poésie, il a lancé dès 2004 « Le Persil », un journal littéraire ouvert aux jeunes talents et écrivains confirmés.

# Bekenntnisse eines deutschen Secondo.

Die SVP attackiert Deutsche. Und die Plakate wirken. Man beginnt als Eingebürgerter über sein deutsches Erbe nachzudenken. Das Resultat: etwas Wahnsinn.

Der Entscheid für die Schweiz fiel vor dem Fernseher, im März 1983, wenige Minuten nach 19 Uhr. Eben war mit 48,8 Prozent Dr. Helmut Kohl zum Bundeskanzler gewählt worden.

Mein Vater: «48 Prozent für Kohl. Diese Idioten.»

Meine Mutter: «Ja, wie kann man nur jemanden wählen, der so dick ist?»

Mein Vater: «Ich finde, jetzt reicht's. Wir haben doch irgendwo diese Einbürgerungsformulare. Die füllen wir jetzt aus!»

Meine Mutter: «Bist du sicher?»

Mein Vater: «Ja.»

Meine Mutter: «Aber diese Schweizer – glaubst du, das sind keine Idioten?»

Mein Vater: «Natürlich nicht. Aber es sind Idioten in dem Land, wo wir zufälligerweise gerade leben.»

So geschah es. Drei Jahre nach diesem patriotischen Dialog wurden wir Schweizer Bürger. Seither habe ich kaum darüber nachgedacht. Ich bin Schweizer wie die meisten – vor allem vor dem Fernseher. Dann, wenn ich Nachrichten oder Sport sehe. Und mich ärgere: über die falschen Ergebnisse bei Volksabstimmungen oder Fussballspielen.

Aber erstaunlich: So richtig stabil hier zu Hause bin ich doch nicht. Seit die SVP im Wahlkampf 2009 Plakate gegen Deutsche schaltete, denke ich darüber nach, was schweizerisch an mir ist. Und was deutsch. Und was es bedeutet, ein deutscher Secondo zu sein.

Ich war noch ein Kind, als mein Vater mir das Wichtigste sagte. Wir gingen in den Keller, als mein Vater kurz stehen blieb, grinste und sagte: «Erben wirst du mal nichts!»

Natürlich irrte er sich. Ich hatte bereits geerbt: seine Nase, den Gang und die Augen. Später übernahm ich noch die Zigaretten, den trockenen Ton seiner Kolumnen und den Stil, vor einem Diagramm bei Sitzungen zu dozieren.

Und doch hatte er Recht: Wer mich wirklich kennen will,

muss mein Zimmer kennen. Es gibt zu viele Bücher, zu viel Unordnung und sonst fast nur Ikea: Nichts davon zeigt Persönlichkeit.

Etwas fehlt, was mir in der Kindheit bei Schweizer Freunden auffiel: Alle hatten Erbstücke. Darunter spektakuläre wie die alte Militärwaffe des Opas, wuchtige Bauerntruhen von der Tante oder das Chemielabor vom Grossonkel.

Folgt man dem Klischee, wäre das typisch Deutsche an mir: die Klappe und der Witz. Nur ist das Unfug: offene Klappen und trockene Witze gibt es reichlich auch in Schweizer Dialekt. (Wobei die witzigsten Schweizer meiner Erfahrung nach selten Akademiker sind. Sondern Handwerker oder Bauern. Entweder sind diese eiserne Schweiger. Oder sie reissen ziemlich gute Sprüche.)

Doch nicht die Stärken, nicht die dunklen Seiten, sondern ihre weissen Flecken sind das letzte Geheimnis jeder Person: Was komplett fehlt, übersieht man lang. Einen Menschen kennenlernen ist wie eine Reise nach Mekka: Das Innere der Kaaba steht leer.

Ich fürchte, dass es das von Ikea-Möbeln getarnte Nichts ist, das im Zentrum meines Herzens steht. Und dies mein deutsches Erbe ist. Und mein Vorteil als Secondo den Schweizern gegenüber, die schon immer hier lebten.

Der Unterschied vom eingebürgerten zum geborenen Schweizer ist, dass diese ihre Familie ohne Katastrophen und ohne Politik begreifen können. Ich nicht. Nicht dass dies im Alltag ein grosses Thema ist. Aber es ist überall da: in den Kindheits Erzählungen meiner Mutter, die Jena brennen sah. In der ängstlichen Art meines Grossvaters, der als Sohn eines Gutsbesitzers nach dem Krieg Stufe um Stufe als kleiner Steuerbeamter erklimmte und elend starb. Den lebenslangen Klagen meiner Grossmutter über die Flucht aus der längst zerfallenen Heimat. Im kühnen Arbeitstempo meines Vaters und seinem fast amerikanischen Grinsen. Und in dem, was ich manchmal an ihm fürchte: Er sieht nie zurück.

Jedes Kind hat einen kalten Blick. Und jedes Kind nimmt aus den Erzählungen seiner Eltern, was ihm passt, und setzt es dann zu einem Monster zusammen.

Meine Folgerung aus dem Schweigen meines Vaters und den Familiengeschichten meiner Mutter – Geschichten von Mut

in den Trümmern, Verrat an Verwandten, brennenden Städten und einer glücklichen Kindheit – war, nichts und niemandem zu vertrauen als diesen Geschichten selbst.

Generationen meiner Familie lebten im Osten des Deutschen Reichs als Bauern – und ich war immer froh, dass das zu Ende ging. Ich bin ein Mensch ohne Erde, den Cafés näher als der Natur und hätte als Landwirt enttäuscht. Ich verliess Bassersdorf, wo ich 19 Jahre lang aufwuchs, und Winterthur, wo ich sieben Jahre zur Schule ging, ohne weitere Gedanken. Ich ging so gut wie nie zurück. Und auch in Zürich sieht mein Zimmer noch heute so aus, als könnte man es ohne Verlust verlassen.

Das Nichts der Einrichtung gibt meinem unspektakulären Leben – Café, Büro, Wohnung – einen kühnen Anstrich von Freiheit. Dass mein Herz an nichts klebt und nach nichts Sehnsucht empfindet als nach ein paar Menschen, dass es nichts speichert ausser Anekdoten, Geschichten, Zitaten, gibt mir die Kraft, den Job als Journalist besser als andere zu machen. Erstens, weil Schweizer Kollegen nicht glauben können, dass sich je etwas ändert ausser ein paar Details. Ihr Blick ist träge für das Neue. Und zweitens, weil im Chaos einer unklaren Welt Geschichten die einzige Wahrheit sind, die zählt. Städte, Vermögen, Karrieren, Menschen zerfallen – und im Falle des zerbombten Deutschlands nicht einmal zu Unrecht. Namen und Geschichten sind das Einzige, was Wert hat – und bleibt.

«Du hast einen schweren Knall», sagten alle Schweizer Freundinnen, die ich je hatte. «Die Nazis sind seit 1945 weg. Kein Schwein interessiert sich für sie. Und die Zeiten haben sich geändert.»

Ich war jedes Mal beleidigt: Das, was ich für das Ernsteste meiner leichten Existenz halte, finden sie peinlich. Aber, Teufel noch mal, sie hatten Recht. Ehrlich gesagt, lebe ich fröhlich, esse ich gern Ungesundes, ärgere mich über FDP oder FCZ und schreibe, weil man mir Geld zahlt.

Und ich glaube, es ist das, was mich zu einem Secondo macht: Man lebt ein vernünftiges, unspektakuläres Leben, und von Zeit zu Zeit kämpft man mit ein paar Gespenstern. Es sind die Gespenster aus der europäischen Geschichte, interpretiert von jemandem, der nicht dabei war. Man kennt nur ihr Echo.

Abends, wenn meine Tochter in der Wiege träumt, frage ich mich manchmal, ob sie etwas davon erbt. Allein mit ihr, spreche ich wieder die Sprache meiner Kindheit, Hochdeutsch.

Wird sie etwas erben? Ich glaube nicht. Die Zeiten haben sich geändert – und jeder ist Kind seiner Zeit. Und Kinder erben, was sie wollen. Ich denke, das kleine Stück Leere im Zentrum meines Herzens ist nur mein Erbe, weil ich es so wünschte. Sie wird etwas anderes wollen.

## Confessions d'un «secondo» allemand

Le choix pour la Suisse s'est fait devant la télévision. C'était en mars 1983, 19 heures passées de quelques minutes.

Helmut Kohl venait d'être élu à la Chancellerie par 48,8 % des voix.

Mon père: « 48 % pour Kohl, ces imbéciles. »

Ma mère: « Oui. Comment peut-on élire quelqu'un d'aussi gros ? »

Mon père: « Cette fois, c'en est trop. Où sont passés ces formulaires de naturalisation ? Il est temps de les remplir. »

Ma mère: « Tu en es sûr ? »

Mon père: « Parfaitement. »

Ma mère: « Mais ces Suisses, tu ne les trouves pas imbéciles ? »

Mon père: « Bien sûr. Mais c'est les imbéciles dans le pays où justement nous vivons. »

Voilà comment les choses se sont passées. Trois ans après cet échange patriotique, nous avons eu notre citoyenneté suisse.

Je n'y ai jamais vraiment repensé depuis. Je suis Suisse comme la plupart des autres. Surtout quand je regarde les nouvelles ou un match de foot à la télé. Et que je peste devant le résultat des votations ou le score du match.

Mais curieusement: Je ne me sens pas toujours chez moi ici.

Depuis que l'UDC s'en est pris aux Allemands en campagne électorale, en 2009, je me demande parfois ce que j'ai de suisse. Et ce que j'ai d'allemand. Et ce que cela signifie d'être un «secondo» allemand.

**Constantin Seibt** ist Journalist und Redaktor beim Tages-Anzeiger. Er erhielt mehrere Preise für sein journalistisches Schaffen.

# « Je suis Suisse. »

Elmedina et Gabrielle se sont rencontrées au cabinet de psychothérapie pour migrants dans lequel elles travaillent toutes deux. En faisant mieux connaissance, Gabrielle a appris qu'Elmedina était elle-même requérante d'asile et en passe d'obtenir sa naturalisation suisse. Autour d'un café, elle lui a un jour demandé : « Serais-tu d'accord de raconter ton parcours dans une BD ? » Elmedina a immédiatement accepté. Le projet était né.

L'histoire racontée dans ce livre décrit les faits tels qu'Elmedina les a vécus avec, en filigrane et comme fil conducteur, son histoire de migration. Elle parle également de violences conjugales, puisqu'Elmedina en a été la témoin durant de nombreuses années. Ce récit ne se veut pas un exemple d'intégration, mais un parcours parmi d'autres. Réunissant les passions des auteures pour le dessin, la photographie et l'écriture, la notion d'« intégration créatrice » prend ici tout son sens : d'une histoire difficile et jalonnée de violences et de deuils multiples a pu émerger la création artistique.

Extrait du livre « EL-MEDINA (Entre ici et là-bas) »  
de la collection de bande dessinée « Trajectoires »,  
Elmedina Shureci et Gabrielle Tschumi, 2014,  
Editions Antipodes, Lausanne.

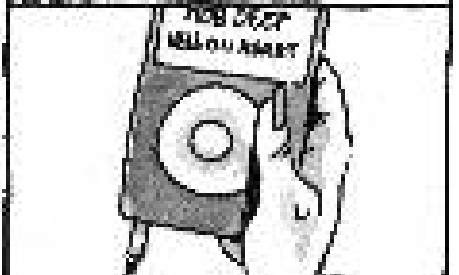
**Elmedina Shureci** a dû fuir le Kosovo pour la Suisse au début des années 1990. Après plusieurs aller-retour, elle aura passé quinze années avec le statut de requérante d'asile jusqu'à l'obtention de la nationalité suisse en 2011. Passionnée de photographie et d'écriture, elle a le projet de se former à l'interprétariat communautaire.

**Gabrielle Tschumi** est dessinatrice et psychologue. Elle a débuté dans le dessin de presse en 2003. En parallèle à ses études de psychologie, elle a ouvert en 2007 un blog présentant ses travaux artistiques, en bande dessinée principalement.

[www.gabdessine.ch](http://www.gabdessine.ch)



AJOURD'HUI, JE ME PENDE À UN BOUTON DE PENSÉE ENFIN QUE QUELQUE CHOSE A BÂISSÉ.  
EST-CE LE JOUR LE PLUS IMPORTANT DE MA VIE ? EN TOUT CAS, CE FUT UN TRÈS MAUVAIS JOUR. JE ME PENS BIENTÔT EN VOYANT MA TOMBÉE.



JUSQU'À AJOURD'HUI, J'ÉTAIS BÉNÉVOLE. IL ÉTAIT DIFFICILE D'IMAGINER QUE ÇA ALLAIT CHANGER.

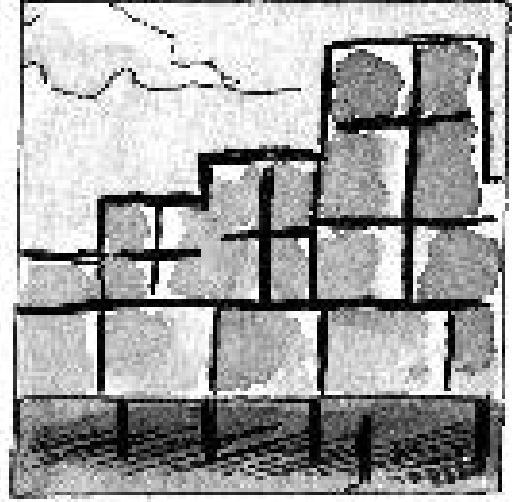


UNE PERSONNE NORMALE DE BÉNÉVOLE ET MALGRÉ CELA, JE ME PENS QUE J'ÉTAIS ENFIN EN VOIE DE M'ÉVEILLER. MAIS UNE PERSONNE PAS TRÈS HEURE, QUI PROFITE PAS DE L'INSTANT PRÉSENT, SANS PENSER À D'ÉVENTUELLES CONSÉQUENCES. COMME SI ÇA NE M'ARRIVAIT PAS LE CAS DE PROFITER D'UN BON MOMENT DE SOLEIL, DE PEUR QUE S'ÉLEVÊRE UNE TEMPÊTE...





LEON: FILLE QUI SE REND AU PÈRE. PAROISSI QU'IL RA ÀVEC SON PÈRE. EN ATTENDANT MARIAGE. COMME MOI.





# Quelle place pour les étrangers dans le « bonheur suisse » ?

Alors que les valeurs helvétiques typiques restent d'actualité aux yeux de la population, et même si le rapport au cliché du « bon Suisse » s'est, lui, nettement détendu, l'attitude des Suisses face aux étrangers est, après le vote de février 2014 sur l'immigration de masse, toujours marquée d'une forte méfiance. On retrouve un clivage ville-campagne, mais aussi entre le Tessin et le reste de la Suisse. Un tiers des personnes naturalisées, et même la moitié des habitants étrangers, se sentent d'ailleurs discriminés. Des résultats qui étonnent au vu de l'internationalité historique de la Suisse – une qualité de « melting pot » que ce petit pays plurilingue et multiculturel au milieu de l'Europe semble renier.

Cette contribution se propose de dresser un « état de la nation » par rapport à la thématique de l'immigration et, plus généralement, de l'étranger et des étrangers. Elle se base sur l'enquête représentative « Point de Suisse » menée en 2014, dans le cadre de la réédition de la célèbre enquête Gulliver de l'Expo 64 (cf. encadré). Les résultats sont assez précis et, partant, un peu inquiétants.

## La Suisse comme modèle : y en a point comme nous !

L'image que la population dessine d'elle-même et de son pays est à prime abord rassurante. En quoi la Suisse est-elle un exemple pour d'autres nations ? La neutralité, la démocratie et le plurilinguisme, mais aussi la propreté, sont plébiscités à environ 90 % des suffrages, devant la richesse (82 %), les transports publics (78 %) ou encore la compétitivité et l'innovation (un peu plus de 70 %).

Un peu en opposition à ces valeurs très helvétiques affichées face à l'étranger, le stéréotype du « bon Suisse » semble s'être

décontracté, plus encore qu'il ne l'était, déjà, en 1964. Selon les sondés, on peut être un « bon Suisse » et ne parler qu'une langue nationale (80 % le pensent), ne pas chanter l'hymne national (75 %) ou encore ne pas faire de service militaire selon 73 % des sondés – à l'Expo 64, 47 % le pensaient à la question correspondante. Et 73 % estiment, selon la fameuse interrogation qui avait chauffé les esprits, qu'on peut être un « bon Suisse » et ne se lever qu'à 9 heures du matin – en 1964, ils étaient déjà 60 % à le penser.

## Le « bonheur suisse » : une réalité ?

Décortiqué par le sociologue Luc Boltanski (1966) dans la seule publication – à Paris ! – du projet Gulliver (sur sa pré-enquête, non censurée), le « bonheur suisse » semble aujourd'hui bel et bien une réalité. Les trois quarts de la population se disent très ou plutôt heureux, quelques-uns sont indécis, seuls 6 % ne le sont plutôt pas ou pas du tout.

Par rapport à notre sujet, à première vue, tout semble là aussi harmonieux. Pas moins de 80 % estiment que l'on peut être un « bon Suisse » et naturalisé – bien plus qu'en étant à l'aide sociale ou en prison pour des délits mineurs (56-57 %) et, surtout, que si l'on ne va pas voter (36 %). Parmi les événements que l'on voudrait effacer de l'histoire suisse, la politique à l'égard des réfugiés durant la Deuxième Guerre mondiale recueille un chiffre important, un tiers des suffrages, en deuxième place juste derrière le « grounding » de Swissair en 2001 (et ex æquo avec le sauvetage de l'UBS en 2000). Enfin, 70 % sont d'accord de dire que les étrangers contribuent au succès du modèle suisse, avec quasi aucune variation selon le profil, renvoyant donc à un très large consensus. Alors, tout va bien dans le meilleur des mondes ?

## L'étranger et les étrangers : une menace

Sur toute une série de questions, le rapport à l'étranger et aux étrangers est cependant marqué par une certaine méfiance, pour ne pas dire un rejet (cf. Figure 1). Toujours sur l'histoire nationale, seule une personne sur dix souhaiterait effacer la votation – négative, et qui avait ouvert un fossé entre Romands

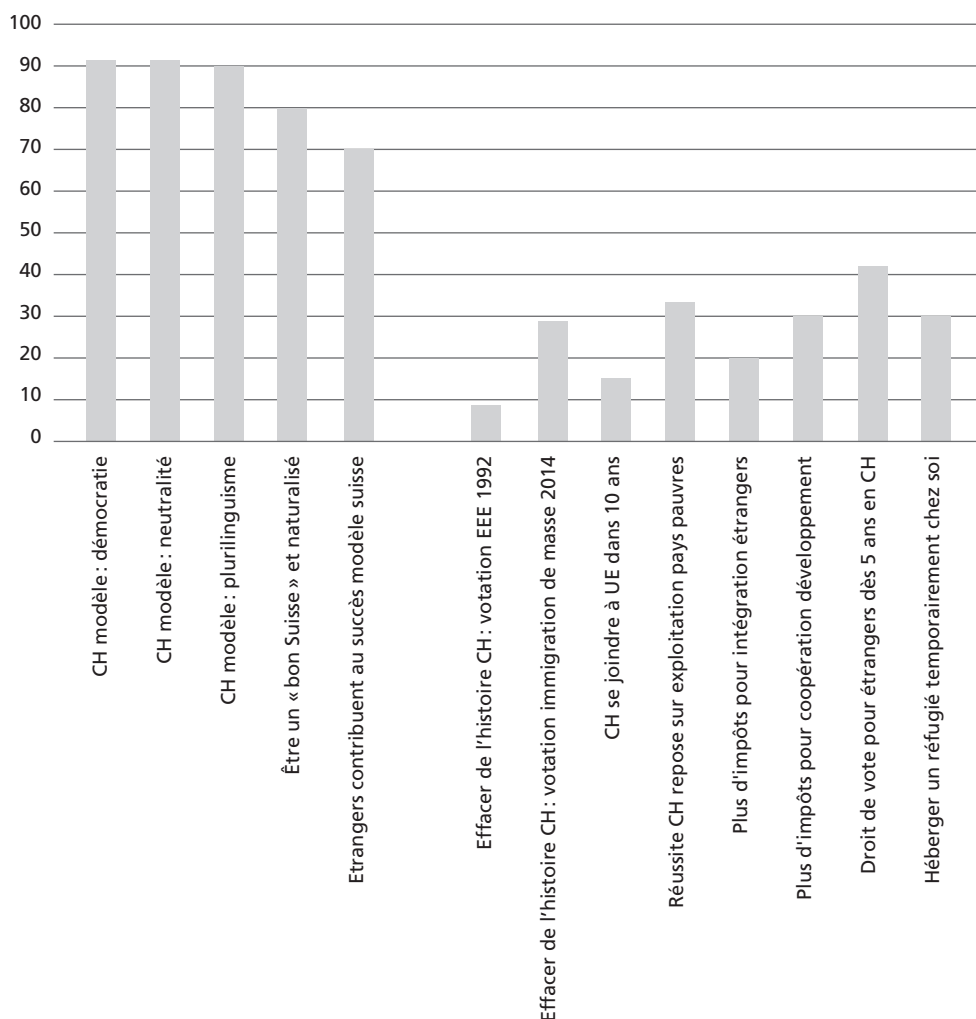


Figure 1: Choix de réponses de la population sur différents thèmes (taux de « oui » en %)

Source: Enquête « Point de Suisse » (2014)

et Alémaniques – sur l’adhésion à l’EEE en 1992. Plus proche de nous, une minorité (29 %) seulement rayerait l’initiative sur l’immigration de masse de 2014, pourtant acceptée de justesse. La Suisse devrait-elle se joindre à l’Union européenne dans les dix ans ? Seuls 15 % le pensent. Par ailleurs, une large majorité de sept personnes sur dix n’estime pas que « notre réussite économique repose sur l’exploitation de pays plus pauvres ».

Au-delà de l’étranger, ce sont surtout *les étrangers* qui, plusieurs résultats le suggèrent, sont considérés comme un problème (cf. Figure 1). Si leur contribution au « miracle helvétique » est, on l’a vu, reconnue, on ne veut pas (trop) de leur intégration : serait-on prêt à payer plus d’impôts pour des programmes d’intégration pour les étrangers ? Seule une personne

sur cinq dit « oui » – le moins bon score, loin derrière la prise en charge des personnes âgées (64 %) ou des personnes handicapées (62 %), mais aussi la formation (61 %), l’écologie (56 %) ou la garde d’enfants (48 %), voire la coopération au développement, elle aussi très peu souhaitée, à 30 %. Comme si la critique de Max Frisch, reprise par le film *Braccia si, uomini no* (Peter Ammann et René Burri, 1970) tourné dans la foulée de la votation sur l’initiative Schwarzenbach, était toujours d’actualité : on veut des bras, oui, mais pas des hommes.

Dans la même logique, un tiers de la population lancerait un référendum ou une initiative contre la naturalisation facilitée – moins que si l’on décidait de réduire les impôts pour les très riches ou de réintroduire la peine de mort (environ 45 %), mais plus que si l’on réduisait les jours fériés payés (près de 30 %)

ou si l'on décidait d'augmenter les taxes d'études (27%). D'ailleurs, une nette majorité de six personnes sur dix serait contre le droit de vote pour les étrangers vivant et payant des impôts en Suisse depuis au moins 5 ans. Les trois quarts estiment qu'une commune ne devrait pas pouvoir être obligée par la Confédération d'accueillir un centre pour requérants d'asile – un vote auquel se mêlent toutefois probablement des réflexes fédéralistes. 70% ne seraient pas d'accord d'héberger temporairement un réfugié chez soi – ce qui signifie en même temps qu'un individu sur trois serait prêt à le faire.

## L'islam, un ennemi inconnu ?

Les attitudes face à l'islam exacerbent cette méfiance envers l'étranger. Une nette majorité des sondés estime que l'islam opprime les femmes (85%), que les musulmans prennent leur religion plus au sérieux que les chrétiens (70%) ou que le Coran est moins tolérant que la Bible (64%). Et il n'y a que des minorités pour soutenir que l'islam s'accorde bien avec notre démocratie (21%) ou que le nombre de musulmans en Suisse justifierait une reconnaissance étatique de l'islam (19%). La critique des islamistes envers la culture occidentale est justifiée: seul un cinquième des personnes le pense. Avec toutefois un chiffre un peu plus élevé parmi les jeunes (16-34 ans) – ce sont aussi eux qui estiment un peu davantage qu'une reconnaissance étatique de l'islam serait justifiée.

Dans la plupart des cas, on peut imaginer que la méconnaissance de cette religion et de ses représentants, couplée à l'image dans les médias, décuple les craintes mais aussi, dans certains groupes, l'attraction qu'elle pourrait exercer. Ici plus que jamais, les émotions semblent aux commandes dans le rapport aux étrangers.

## La discrimination au quotidien: la couleur de l'argent

Se sent-on défavorisé dans son quotidien aujourd'hui en Suisse, et en raison de quel critère? Symptomatique pour une société qui mise sur la réussite matérielle, c'est l'argent

qui discrimine le plus. Six personnes sur dix se sentent souvent ou parfois défavorisées en raison de leur revenu. Plus d'un tiers s'estime défavorisé pour son niveau d'instruction, ces deux dimensions étant d'ailleurs souvent liées. Ce n'est qu'ensuite que vient – dans la perception subjective – la discrimination en fonction du sexe, ressentie par 27% des sondés (38% des femmes, 17% des hommes). Egalement un peu plus d'un individu sur quatre se sent désavantagé pour des particularités physiques ou des handicaps. Une minorité – une personne sur dix – se sent discriminée pour son orientation sexuelle.

Se sent défavorisé-e en raison ...	
... du revenu	60%
... du niveau d'instruction	35%
... du sexe	27%
... de particularités physiques ou de handicaps	27%
... de l'origine ou de la couleur de la peau	16%
dont Suisses-esses né-e-s	7%
dont personnes naturalisées	33%
dont étrangers habitant en Suisse	49%
... de l'orientation sexuelle	9%

Figure 2 : Part de la population se sentant souvent ou parfois défavorisée, en raison de différents critères

Source : Enquête « Point de Suisse » (2014)

La discrimination pour son origine ou sa couleur de peau concerne près d'une personne sur six dans le pays. Un taux déjà assez élevé, qui monte en flèche selon si les individus sont nés Suisses, naturalisés ou des étrangers habitant le pays (cf. Figure 2): de quelques pourcents chez les premiers, on atteint une personne sur trois dans le deuxième groupe, et même une sur deux chez le dernier.

## Röstigraben, Polentagraben et clivage ville-campagne

Les attitudes dépendent du profil sociodémographique. Ainsi, les personnes de niveau de formation tertiaire témoignent

d'une plus grande ouverture envers les étrangers. La région linguistique joue un rôle certain – mais pas forcément celui que l'on pense. Sur ce sujet, le Röstigraben n'est que ponctuel : concernant l'attribution du droit de vote aux étrangers après 5 ans (50 % le souhaitent en Suisse romande et italienne, 39 % en Suisse allemande), ou sur le fait de punir plus durement les déclarations racistes – environ 45 % le veulent dans les régions latines, tout juste un tiers en Suisse allemande, qui est aussi la moins prête à payer plus d'impôts pour l'aide au développement.

Mais on voit surtout un Polentagraben. Au Tessin, l'enquête révèle, déjà, une certaine fixation sur le stéréotype du « bon Suisse » : on y est nettement moins d'avis qu'on peut l'être en tant que naturalisé, ne parlant qu'une langue nationale, ne chantant pas l'hymne, sans faire l'armée ou en se levant à 9 heures. On y rejette aussi bien plus la naturalisation facilitée. Par contre, la fibre sociale est plus prononcée au Tessin : on accepterait de payer plus d'impôts à presque tous les projets, y compris pour intégrer les étrangers et l'aide au développement.

Il y a enfin aussi une opposition légère, mais répétée entre ville (40 % y habitent) et campagne (32 %), l'agglomération (28 %) se rangeant tantôt d'un côté ou de l'autre. En ville on serait un peu plus d'accord de rayer la politique à l'égard des réfugiés durant la Deuxième Guerre mondiale de l'histoire suisse – comme aussi le vote négatif sur l'EEE en 1992. A la campagne, on est davantage contre une adhésion de la Suisse à l'UE dans les dix ans. Surtout, la ville (36 %) voudrait nettement plus faire oublier l'initiative contre l'immigration de masse que l'agglomération (26 %) ou la campagne (24 %). Agglomération et campagne (un peu plus de 60 %) sont davantage contre le droit de vote pour des étrangers en Suisse après cinq ans que la ville, qui l'accepterait de justesse (49 %). Ville et agglomération cette fois estiment davantage que la campagne que les étrangers contribuent au succès suisse, et elles seraient un peu plus d'accord de payer davantage d'impôts pour l'aide au développement et pour l'intégration des étrangers. A noter que, selon les résultats, c'est en ville que la proportion de personnes naturalisées et d'étrangers est la plus grande.

## Un peuple d'étrangers ? La Suisse comme « melting pot »

Mais il y a plus que les craquelures ville-campagne et entre régions linguistiques. En grattant un peu, on constate que la « suissitude » de cette population si suisse et heureuse de l'être, est plus fragile qu'il n'y paraît. Si environ les trois quarts des répondants sont des Suisses nés, un quart (26 %) ne l'est pas, une moitié étant constituée d'individus naturalisés, l'autre d'étrangers habitant le pays. Surtout : « Combien de vos grands-parents sont ou étaient suisses ? » A cette question un brin provocatrice, seulement un peu moins de la moitié des répondants (48 %) dit « 4 » – une majorité de la population n'est donc pas suisse-suisse au niveau des grands-parents ; près d'un quart répond « aucun » (cf. Figure 3). Une internationalité récemment confirmée par l'Office fédéral de la statistique (OFS, 2015), qui a annoncé que plus d'un tiers de la population helvétique (35 %) a un background migratoire au niveau des parents.

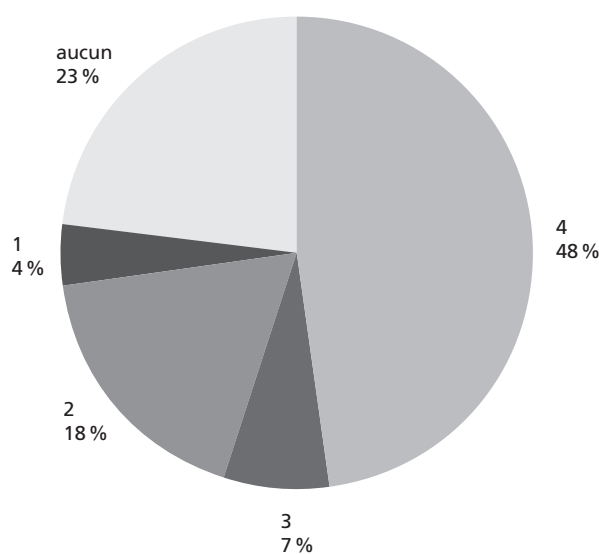


Figure 3 : Part de répondants selon le nombre de leurs grands-parents qui sont/étaient suisses

Source : Enquête « Point de Suisse » (2014)

Internationalisée, la population suisse l'est donc déjà bien souvent dans les faits. Reconnaître ceci moins comme une menace que comme une force, voire une richesse, plutôt que de le refouler, voilà un beau défi à relever pour un pays qui défend haut et fort la diversité culturelle.

#### L'enquête « Point de Suisse »

« Point de Suisse » vise à décrire la Suisse selon les Suisses aujourd'hui. Ce projet scientifico-artistique est une reprise parfois ironique et souvent provocatrice de l'enquête Gulliver, qui a fait des vagues il y a cinquante ans. Dans un jeu imaginé par l'homme de théâtre romand Charles Apothéloz, le géant débarquait en Suisse en 1964, au milieu de l'exposition nationale à Lausanne, pour cerner la population de ce petit pays. Censurée en cours de route par un establishment fédéral encore très tatillon – alors que les craquelures de Mai 68 se font déjà sentir –, cette démarche inédite mêlait un questionnaire distribué aux visiteurs et la comparaison en temps réel de leurs réponses avec la « moyenne suisse » via un ordinateur IBM et un énorme écran. Initié par le duo d'artistes saint-gallois Com&Com et accompagné scientifiquement par les sociologues René Levy et le soussigné, l'enquête actuelle – reprenant une partie des questions de 1964 – a été menée online (fin mai à mi-juin 2014) auprès d'un échantillon représentatif de 1000 personnes habitant en Suisse (avec une surreprésentation du Tessin). Le questionnaire, les résultats, la publication complète et l'écho médiatique – tout cela formant une « sculpture sociale » toujours en devenir – sont consultables sur [www.pointdesuisse.ch](http://www.pointdesuisse.ch).

#### Bibliographie

- Boltanski, Luc**, 1966, *Le bonheur suisse*. Paris : Ed. de Minuit.  
**Levy, René, Olivier Moeschler**, 2014, *Point de Suisse(s)? Quand Gulliver réinterroge les Helvètes en 2014*. Dans : Gossolt, Marcus, Johannes Hedinger, *Point de Suisse. Résultats, analyses, textes*. Zurich : Com&Com, pp. 68-77  
**Office fédéral de la statistique**, 2015, *Un tiers de la population est issu de la migration (communiqué de presse, 22.01.2015)*. Neuchâtel : OFS.

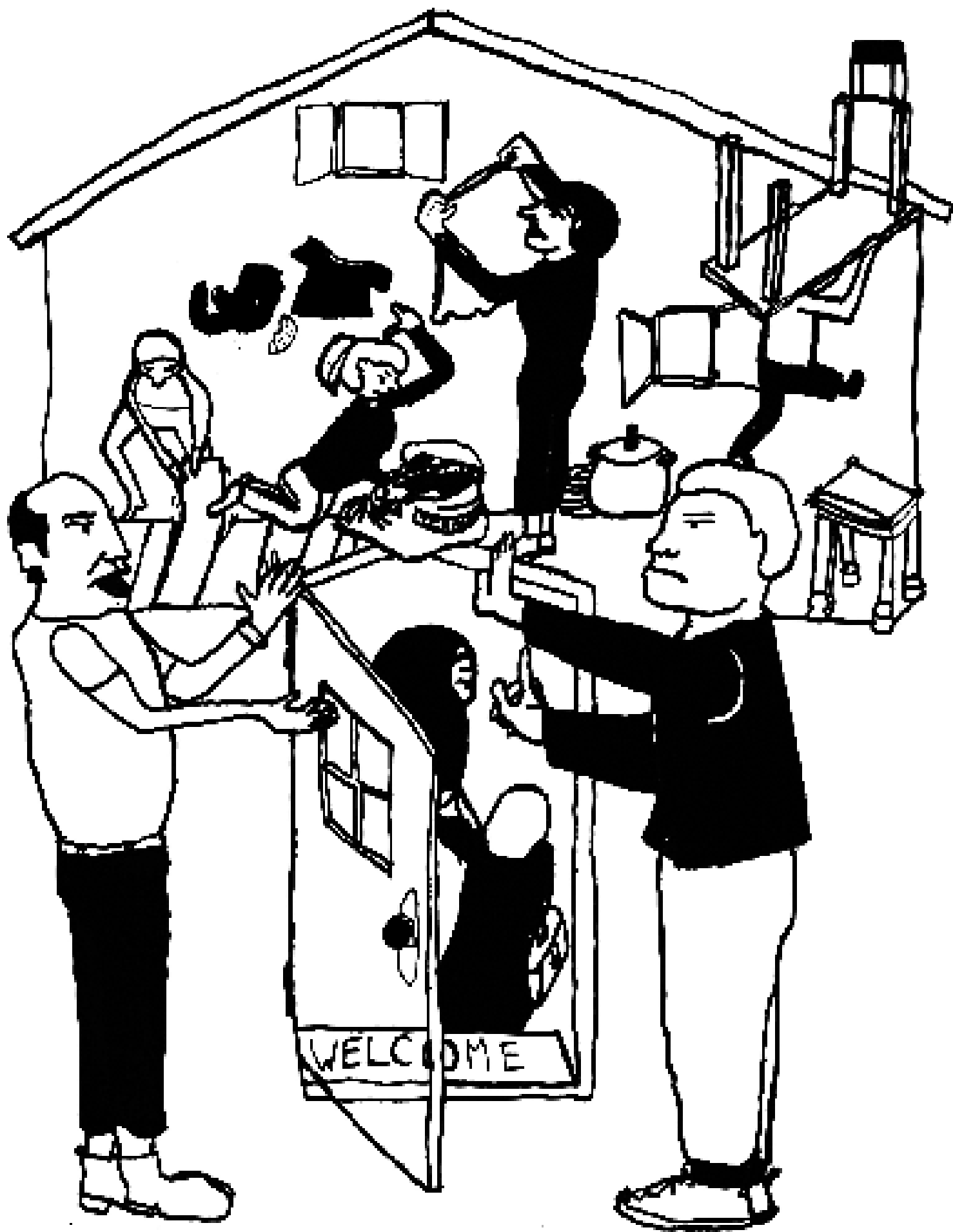
## Nichts gegen Ausländer, aber ...

« Kann man ein guter Schweizer sein, wenn man nur eine der vier Landessprachen spricht, eingebürgert ist, die Nationalhymne nicht mitsingt, erst um neun Uhr aufsteht oder keinen Militärdienst leistet? » Dies waren nur einige der Fragen, die bei einer Neuauflage von « Point de Suisse » ([www.pointdesuisse.ch](http://www.pointdesuisse.ch)), einer repräsentativen Erhebung bei 1000 Personen, die an der Expo 64 als « Gulliver-Umfrage » bekannt war, gestellt wurden. Wenig erstaunlich ist, dass typische Schweizer Werte wie Demokratie, Neutralität und Mehrsprachigkeit von einer breiten Mehrheit unterstützt werden. Im Vergleich zu 1964 hat sich jedoch das Bild des « guten Schweizlers » verändert: Eine Mehrheit von 80 Prozent findet etwa, dass dieser auch eingebürgert sein darf (vor dem Wert von 72 Prozent, dass auch jene Person ein guter Schweizer ist, die erst um neun Uhr aufsteht).

Das Verhältnis zum Ausland und zu Ausländern bleibt jedoch nach wie vor angespannt. Der Beitrag von Zugewanderten am Erfolgsmodell Schweiz wird zwar anerkannt. Doch nur Minderheiten möchten das Abstimmungsresultat vom Februar 2014 (oder jenes von 1992 zum EWR) umkehren. Ebenso wenig wären sie bereit, mehr Steuern für Integrationsprogramme für Ausländer oder für Entwicklungszusammenarbeit zu zahlen. Nur 15 Prozent der Befragten möchten, dass die Schweiz in den nächsten zehn Jahren der EU beitrifft. Eine Mehrheit ist zudem dagegen, ausländischen Staatsangehörigen, die seit fünf Jahren in der Schweiz leben und Steuern zahlen, das Stimmrecht zu geben. Ein Drittel würde sogar Mittel ergreifen, um gegen eine erleichterte Einbürgerung vorzugehen. Das Verhältnis zu Muslimen zeichnet sich durch eine besonders ausgeprägte Skepsis gegenüber dem « Fremden » aus. Eine von sechs der befragten Personen fühlt sich denn auch aufgrund von Herkunft oder Hautfarbe benachteiligt – bei den Eingebürgerten ist es ein Drittel, bei den in der Schweiz wohnhaften Ausländern sogar die Hälfte.

**Olivier Moeschler** est sociologue spécialisé dans la culture et chercheur associé à l'Université de Lausanne. Il est également responsable du domaine « Culture » à l'Office fédéral de la statistique.

COMMUNICATION



# Sprachspiele zum Zusammenleben.

Wie sprechen Menschen im Alltag über das Zusammenleben? Langjährig Ansässige in drei Quartieren einer Stadt in der Deutschschweiz wurden im Rahmen von Gruppendiskussionen gebeten, sich dazu zu äussern, wie sich aus ihrer Sicht das gesellschaftliche Zusammenleben gestaltet. Wer ist dabei im Sportverein, im Schulnetzwerk, am Stammtisch, in den Nachbarschaften, im Kirchenverein, im Engagierten-Forum? Wer bleibt aussen vor? Und wie wird das alltägliche Tun begründet? Welche Erklärungsbausteine und Argumentationsmuster, welche «Sprachspiele» werden beim Sprechen über das Zusammenleben verwendet?

Beim Sprechen über «die andern» kommen unterschiedliche Argumentationsmuster zum Tragen. Je nach Situation und Kontext werden bewusst oder unbewusst Mechanismen von Einschluss und Ausschluss aktiviert. Wie offen oder geschlossen eine Gruppe gegenüber «Fremden» ist, lässt sich anhand von typischen Argumentationsweisen, von «Sprachspielen» herausarbeiten. Diese wiederum können Aufschluss darüber geben, wie sehr ein Verein, ein Netzwerk oder ein Stammtisch bereit ist, sich gegenüber dem Anderen oder dem Fremden zu öffnen. Mit Blick darauf, ob und wie gängige Sprechweisen für die Integrationsarbeit genutzt werden können, beauftragten die Koordinationsstelle für Integrationsfragen des Kantons St. Gallen und die Eidgenössische Ausländerkommission ein Forschungsteam des Lehrstuhls für Organisationspsychologie der Universität St. Gallen, eine Untersuchung in konkreten Feldern des Alltags durchzuführen.

## Zwischen rhetorischer Übung und Handlungsimpuls: Vier Sprachspiele

Mittels einer diskurspsychologischen Analyse konnten bei den moderierten Gesprächen im Quartierverein, im Sportclub, im Elternnetzwerk, in der Stammbeiz und an weiteren Orten, wo sich Menschen in der Freizeit bewegen, vier in sich schlüssige

Muster herausgearbeitet werden. Diese Muster, auf die die Diskussionsteilnehmenden regelmässig zurückgriffen, sind mit Wittgenstein als «Sprachspiele» – Spiele, die mit dem gleichen Sprachbaukasten immer wieder aufs Neue gespielt und gefestigt werden – zu verstehen. Vier Sprachspiele konnten herauskristallisiert werden:

- Sprachspiel 1: Das politisch korrekte WIR
- Sprachspiel 2: Das offen abwertende DIE
- Sprachspiel 3: Das politisch korrekte ALLE!
- Sprachspiel 4: Das reflektierende ALLE?

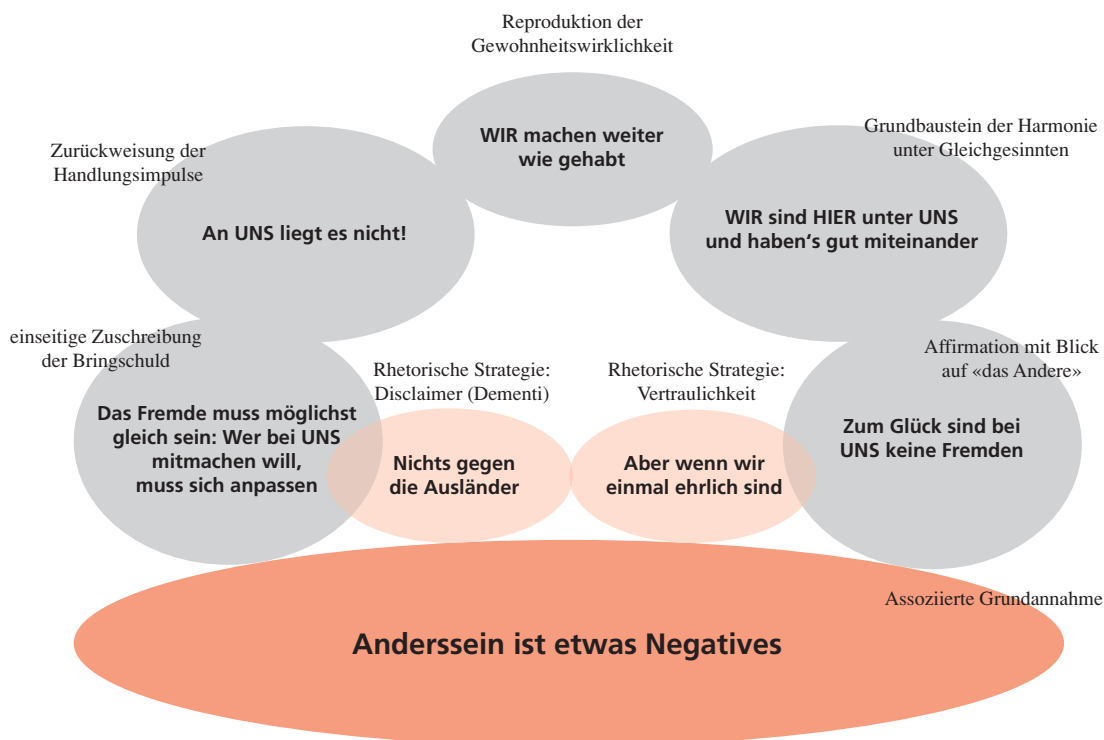
Zwei der vier Sprachspiele, die besonders häufig anzutreffen sind, seien hier näher erläutert: Sprachspiel 1, das in der Alltagspraxis als ausgesprochen relevant sich erweisende «politisch korrekte WIR», sowie Sprachspiel 4, «das reflektierende ALLE?» Während Sprachspiel 1 einen Ausschluss von «Fremden» politisch korrekt legitimiert, zeigt Sprachspiel 4 Reflexionsmomente und Handlungsimpulse auf.

### Das politisch korrekte WIR

«Wir sind hier unter uns und haben's gut miteinander.» Diese Aussage ist der Grundbaustein dieses Sprachspiels. Zum Ausdruck kommt, dass man das Zusammenleben unter seinesgleichen als ausgesprochen harmonisch empfindet. In diesem Sinne werden die eigenen Ansprüche an Harmonie und Homogenität betont: «Man ist [hier] eher bereit, als Eltern das Kind in eine Spielgruppe zu geben, weil man genau weiss, dass diese Spielgruppe [...] den eigenen Anforderungen genügt. Also es ist eben in der Regel eine Harmonie da mit Gleichgesinnten.»

Eine zweite Variante des Themas «WIR unter UNS» – hier bezogen auf eine Quartierbeiz – betont besonders das Vertraute: Person (P) 1: «Also, wir hier haben ausschliesslich Stammgäste [...], man kennt jeden, jeden.» [...] Diskussionsleitung: «Was gefällt Ihnen hier [im Quartier]?» P1: «Eben genau das, das Persönliche, dass man eigentlich jeden kennt und jeden Tag weiss, wer kommt. Das find ich noch so schön.»

In der Ausgangssituation dieses Sprachspiels wird grundsätzlich nur vom WIR gesprochen, während das Andere nicht ins



Grafik 1: Das politisch korrekte WIR.

Blickfeld gerät. Herangezogen werden positiv konnotierte Elemente wie «Harmonie», «Zusammenhalt», «Kameradschaft», «Engagement», «Miteinander» oder «Geselligkeit». Ein zweiter Baustein kommt hinzu, wenn der harmonische Ist-Zustand ausführlicher begründet werden muss. Denn die Sprechenden sind sich in der Regel bewusst, dass ein homogenes Umfeld keineswegs als selbstverständlich angesehen werden kann. Damit wird das Fremde nicht explizit abgelehnt, sondern weiterhin auf das WIR verwiesen («wir haben Glück, dass sie nicht hier sind»). Spätestens an dieser Stelle fällt den Diskussteilnehmenden in der Regel auf, dass ihre Ausführungen als ausgrenzend verstanden werden könnten. Um dem vorzugreifen, steht bei diesem Argumentationsmuster ein reichhaltiger Fundus an rhetorischen Strategien bereit. Insbesondere werden entsprechende Dementi angeführt, mittels derer der eventuell aufkeimende Verdacht zurückgewiesen werden kann: «Wir haben nichts gegen Ausländer ...». Daran schliesst sich oft eine vertrauliche Mitteilung an: «Aber unter uns gesagt, wenn wir einmal ehrlich sind ...»

Im Anschluss an die Versicherung, dass man sich keineswegs politisch inkorrekt verhalten wolle («ich will jetzt nicht ausländerfeindlich sein»), wird eine «quasi-objektive» Beobachtung vertraulich geschildert: «[A]ber es ist so» oder: «es sind eben wieder die Quartiere mit Ausländern!» Entsprechend eng verknüpft treten die beiden rhetorischen Strategien «Dementi» und «Vertraulichkeit» auf. Der Bruch mit der politischen Korrektheit wird sorgsam eingeleitet. Er erfolgt nur unter vorge-

haltener Hand unter dem Siegel der Vertraulichkeit – gleichsam als «politisch korrekter» Bruch mit der politischen Korrektheit.

Grundlegend ist hier die Annahme, dass Anderssein zwangsläufig etwas Negatives darstellen müsse: P 2: «*Sie sind [sonst ja] auch ausgesetzt, [...] dass sie irgendwo nicht mitmachen können [...].*» P 3: «*Mhm, einzelne wären dann anders als alle anderen. Das wollen [sie] ja nicht.*»

Wenn das Andere etwas Negatives darstellt, erstaunt es nicht, dass Integration als Assimilation verstanden wird. Man möchte davon nichts sehen, aber man kann sich damit arrangieren. Im Gegenzug dafür, so die Annahme, könne erwartet werden, dass die Anderen sich Mühe geben, möglichst «gleich» zu sein: «*[S]olange sie [die Deutschen] nicht durch das Quartier durchrasen mit der deutschen Fahne, wenn sie das Fussballspiel gewonnen haben, sind wir eigentlich beruhigt, [...] weil die sind ja zivilisiert. [...] Sie sind auch Ausländer, ganz klar! Nur sind es – einfachere für uns [...]. Die, die sieht man auch am Sonntag in der Kirche wieder, die Deutschen. [...] Also – auf gut Deutsch gesagt, die verstehen, die sind, die sind – ja, die [schauen] die gleichen Fernsehprogramme und so weiter [...]. Sie haben vielleicht eine andere Sprache, aber sie sind – sonst gleich.*»

Damit findet eine einseitige Zuschreibung der Bringschuld statt. Ausschliesslich den Anderen müsse es gelingen, möglichst



Grafik 2: Das reflektierende ALLE?

wenig auffällig zu sein und damit Akzeptanz und Teilhabe zu erlangen. Mit dieser Zurückweisung ist der Handlungsimpuls hin zur Öffnung plausibel abgewehrt. In der Folge wird betont, dass man weitermache wie gehabt. Hier schliesst sich der Argumentationskreis des politisch korrekten WIR, denn «WIR sind hier unter UNS und haben's gut miteinander».

## Das reflektierende ALLE?

Einen anderen Ausgang nimmt Sprachspiel 4. Hier findet eine Reflexion der Handlungsmöglichkeiten der «immer schon Da-gewesenen» statt. Am Ausgangspunkt steht eine Reflexion des Alltags im WIR. Die Harmonie in Sprachspiel 1 zeigt sich hier von anderer Seite: Das «Beizensterben», das «Sterben der Vereine» oder das häufig erlebte mangelnde Engagement von Personen, die nicht zu den einschlägig bekannten «Engagierten» gehören, werden hier als problematisch für das Zusammenleben thematisiert: P1: «Also, das Quartier lebt schon relativ stark, oder. ABER es sind auch immer dieselben dabei.» P3: «Es sind die Gleichen, [...], immer die Gleichen, die sich engagieren, die am Grill stehen an diesem Fest oder am anderen und helfen kommen.»

Dabei stellt man fest, dass man ja eigentlich immer nur unter seinesgleichen sei: «Aber so Türken oder Jugoslawen, oder, das habe ich also wirklich sozusagen nie, ich habe vielleicht einmal eine gehabt in all diesen Jahren [...]. [I]ch weiss den Grund auch nicht, aber es ist mir auch schon aufgefallen hauptsächlich eigentlich nur Schweizer.»

Veranlasst durch die Problemstellung («es läuft hier nicht ideal»), tasten sich die Teilnehmenden im Laufe der Gruppendiskussion an entsprechende Annahmen heran. Dass Anderssein nicht automatisch etwas Negatives darstellen müsse, sondern Vorteile bringen könnte, wird hier nicht als gegeben vorausgesetzt, sondern im Gesprächsverlauf erarbeitet: Kann Vielfalt etwa ein Vorteil für ALLE sein? Und wie könnte dieser Vorteil

produktiv erschlossen und von allen genutzt werden? Hier findet ein Perspektivenwechsel und damit ein Nachdenken über die Situation derer, die neu hinzukommen, statt. Dies illustriert die folgende Passage, die aus einer Gruppendiskussion eines Vereins stammt: P10: «Aber, jemand jetzt gerade, der neu hinzukommt, also, ich wüsste jetzt auch nicht wo [er hier Kontakte knüpfen kann], ehrlich nicht. [...] dann ist es elend schwierig, um an jemanden heranzukommen, wenn du neu bist, vor allem, weisst du, das Quartier ist ja bestehend und du kommst als Neuer hinein und wie findest du den Anschluss, also.» P7: «Über die Kinder.» P10: «Ja, und wenn keine Kinder da sind, weisst du?» [...] P10: «Nein, ich wüsste nicht wie [...], echt nicht.» [...] P6: [überschneidend] «Und ich denke auch, in einen Verein, in einen Verein gehst du nicht einfach so, also wenn jetzt du in ein Quartier hineinkommst, du kennst noch keinen Menschen» [...] «Also, ich glaube, dann würde ich NICHT gehen. Aber, wenn ich jetzt irgendwo, äh, eben beim Metzger oder beim Beck oder beim Quartierlädeli [...] jemanden paar Male sehen würde [...] und irgendwie käme es so zum Gespräch und du würdest sagen, du ich bin im [...]Verein hast du nicht auch Lust, dann würde ich gehen, weil dann hättest du eine Bezugsperson, aber wenn ich gar niemanden hätte, also ich wäre nicht der Typ. [...]» P10: «Und bei uns ist, glaube ich, auch noch nie jemand so gekommen, einfach alleine, jemand Fremder, oder, also jemand Neuer.»

Eine andere Diskussionsrunde, die zunächst die mangelnde Teilnahme «der Anderen» beklagt hatte, reflektiert, dass sie selbst auch kaum Einladungen annehmen würden, die über die altvertrauten Kontakte hinausgingen: P6: «Also sie sind genauso offen, [...] was ich erlebe, wirklich genauso offen, wir nehmen es nur zu wenig wahr. [...]» P3: «[D]as sind auch Angebote, wo stehen, wo wir zum Teil wahrscheinlich auch zu wenig wahrnehmen [...]» P6: «[Er] hat uns noch in vielen Sektoren eingeladen, aber wir gehen auch nicht einfach so mit wehenden Fahnen.»

Als Folge dieser Reflexionen stellen die Teilnehmenden Überlegungen an, ob sie selbst nicht einmal etwas ander(e)s machen könnten. Hier zeigen sich erste Handlungsimpulse. Sei dies, dass man nun die Einladung in die Moschee annehmen, Ball-sportkurse für Einsteigerinnen anbieten oder anderweitig das eigene Konzept mit Blick auf (noch) nicht dazugehörige Personen verändern bzw. erweitern möchte – das «Andere» soll hierbei in die konkrete Alltagshandlung aufgenommen werden.

## Zwischen Stagnation und Veränderung: Ausblick

Personen, die über Zusammenleben sprechen, stehen elab-orierte Sprachspiele zur Verfügung. Manche sind weithin ge-läufig und vertraut, andere eher ungewohnt. Die Analyse hat vier solcher Sprachspiele aufgezeigt, zwei davon wurden hier beschrieben. Das Anliegen dabei war zu fragen, welche As-

pekte sich dabei als stabilisierend («wir machen weiter wie gehabt») und welche sich als kreativ verändernd («wir könnten ja einmal etwas anderes machen») erweisen. Bedeutsam sind dabei nicht zuletzt die rhetorischen Strategien: Werden Dementi («ich habe gar nichts gegen ...») und Vertraulichkeit («aber unter uns gesagt ...») als Stabilisatoren von Gewohnheitswirklichkeiten erkannt, die in schwierigen Gesprächs- und Rechtfertigungssituationen vom Handlungsdruck entlasten, verlieren sie ihre Funktion und hinterlassen eine vage Lücke. An diesen Bruchstellen öffnen sich eingefahrene Muster und entstehen neue Suchbewegungen. An welchen Stellen, so lässt sich auf dieser Grundlage fragen, könnte produktiv zwischen den verschiedenen Sprachspielen gewechselt werden? Wie lassen sich neue Verknüpfungen initiieren und als Brücken hin zu anderen Handlungsmöglichkeiten nutzen?

Von Bedeutung ist sicherlich, einer vorgespürten Argumentation zu widerstehen und die Neugier auf Handlungsspielräume zu behalten und zu schärfen. So erweist sich insbesondere das praktische Bedürfnis nach Veränderung und Veränderungsfähigkeit im alltäglichen Zusammenleben als Motor für neue Wege einer weniger problembehafteten Integration im Alltag. In diesem Sinne fiel immer wieder auf, in welchem Ausmass gerade die Methode der Gruppendiskussion bzw. der geselligen, alltagsnahen Gesprächsrunde nicht nur Analyseinstrument, sondern bereits Intervention darstellt. «Über Zusammenleben sprechen», praxisnah und vor Ort mit Akteurinnen und Akteuren des Alltags, ist damit ein wichtiger Schritt, um das Thema nicht nur für Fachleute oder Betroffene, sondern für ALLE zugänglich zu machen. Nicht als abstrakte Denkleistung, sondern als konkretes Gestalten: «So läuft's nicht gut – wie kann es anders laufen?» In der Nachbarschaft, im Kegelclub, in einer Jugendgang oder beim Sportverein redet man vielleicht nicht über «Integration». Dafür aber durchaus darüber, wie es einem tagtäglich in den eigenen Netzwerken und mit den Organisationsformen der Bezugsgruppen ergeht, wer mitmacht und wer nicht, wer einlädt und eingeladen wird, wer kommt und wer nicht kommt. Einschluss und Ausschluss im Alltag.

#### Literatur

**Nentwich, Julia C., Anja Ostendorp**, 2006, Über Zusammenleben sprechen: Integration im Alltag. Vortrag an der Jahrestagung der Eidgenössischen Ausländerkommission EKA am 16. November 2006 in Biel.

**Nentwich, Julia C., Anja Ostendorp**, 2007, Über Zusammenleben sprechen: Integration im Alltag. Abschlussbericht des Forschungsprojekts «Zusammenleben im Quartier». St. Gallen.

**Nentwich, Julia C., Anja Ostendorp**, 2012, Weltoffenheit unter Gleichgesinnten: Widersprüchlicher Ein- und Ausschluss als diskursive Alltagspraxis. *Swiss Journal of Psychology*, 71(4), 175–185.

## Le « vivre ensemble » à travers le prisme du discours

Comment parle-t-on du « vivre ensemble » au quotidien ? Pour répondre à cette question, des immigrants installés de longue date dans trois quartiers d'une ville en Suisse alémanique ont été invités à s'exprimer, en groupes de discussion, sur leur propre conception du vivre ensemble. Qui fait partie d'un club de sports, d'une association de parents d'élèves ou d'une association de quartier ? Qui retrouve régulièrement les habitués d'un café, s'engage dans les activités d'une paroisse ou dans un forum ? Qui reste à l'écart ? Comment le quotidien est-il présenté ? Et quels sont les éléments d'explication, les modes d'argumentation et les formes de discours utilisés ?

L'analyse des discussions ainsi menées a permis d'identifier quatre approches récurrentes dans ce discours sur l'intégration au quotidien. L'étude relève notamment (pour n'en citer que deux) l'utilisation très répandue d'un « NOUS » politiquement correct, qui légitime politiquement l'exclusion de l'autre et sous-entend une obligation unilatérale d'adaptation ; et la remise en question d'un « TOUS », qui traduit une vision plus fragmentée du sujet, ouvrant la voie à de nouvelles pistes de réflexion et d'action, hors des sentiers battus. Avec, à la clé, de nouvelles possibilités à travers une définition commune de l'inclusion.

**Julia Nentwich** recherche sur les questions de l'intégration, de la participation, du genre et de l'organisationnelle.

**Anja Ostendorp** s'intéresse à la psychologie des groupes, au pouvoir et à la (communication) leadership ainsi qu'à la formation, à la supervision et à la médiation.

Les deux auteures enseignent la psychologie à l'université de St. Gallen.

# Défis au quotidien et rapport avec l'incertitude en dix leçons.

Qui sommes-« nous » ? Qui sont les « autres » ? Que se passe-t-il lorsque l'on se rend compte qu'il existe ces catégories ? Est-ce une réaction « naturelle », est-ce une manière de percevoir d'autres personnes de façon « étrangère » ? Quels sont les sentiments qui surgissent ? Curiosité ? Peur ? Incertitude ? Dans une approche personnelle, Nenad Stojanović pose ces questions et trouve quelques réponses surprenantes.

Dans la ville où je suis né, nous habitons une maison construite au début des années 1960 par mes grands-parents. Nous avons un grand jardin, avec beaucoup d'arbres fruitiers (cerises, prunes, pommes). Nos voisins avaient aussi des jardins. Bien que plus petits que le nôtre, leurs jardins et leurs maisons étaient pour moi source d'attraction et de mystère. On le sait bien : le jardin des voisins est toujours plus vert. A un moment donné, j'avais probablement quatre ou cinq ans, j'ai appris, je ne me souviens plus par qui, que la maison à côté de la nôtre était habitée par des « musulmans ». Les musulmans, donc, étaient différents de « nous » ; les musulmans étaient mes premiers « étrangers ».

**Leçon n° 1.** *Avoir la conscience qu'il existe des « nous » et « eux » n'est pas un fait naturel. Si personne ne m'avait dit que nos voisins étaient des « musulmans » – en laissant entendre que « nous » ne l'étions pas – je n'aurais pas pu construire la catégorie « musulman = étranger » dans ma tête.*

En quoi mes voisins « musulmans » étaient différents par rapport à « nous » ? Ça, personne ne me l'avait dit. Dès lors, pour moi, encore enfant, il n'y avait qu'une seule explication possible : les musulmans étaient des gens qui étaient plus aisés que nous. En effet, j'avais l'impression que nos voisins avaient une maison plus belle que la nôtre, avec des meubles plus jolis ; une maison plus ordonnée, avec des odeurs fort parfumées provenant de la cuisine. Quelque temps plus tard, j'ai visité avec mes parents un grand-oncle et sa femme. C'était un couple « mixte », dans le sens que la femme était de religion catholique

tandis que son mari, bien que non-croyant, était considéré de confession chrétienne-orthodoxe. Mais vu qu'ils avaient un très bel appartement et donc qu'ils étaient aisés à mes yeux, j'ai demandé à ma mère si c'était aussi une maison de musulmans.

**Leçon n° 2.** *Si personne ne nous explique pour quelle raison, exactement, les « autres » sont différents par rapport à « nous », nous inventons une différence quelconque pour justifier notre appartenance à des groupes distincts.*

Notre maison était située sur une colline, avec une belle vue sur la ville. Elle était au carrefour de deux quartiers. On pouvait accéder au jardin de notre maison par deux entrées différentes reliées par de longs escaliers : l'entrée d'en haut et l'entrée d'en bas. Autrement dit, notre jardin reliait deux rues et deux quartiers de la ville. Peu à peu, les gens avaient découvert que notre jardin était un raccourci idéal, le traverser permettait de gagner jusqu'à 10 minutes à pied pour se rendre d'un quartier à l'autre. Dès lors, chaque matin, et chaque soir, plusieurs dizaines de personnes traversaient notre jardin. Probablement ne se rendaient-elles même pas compte qu'elles traversaient une propriété privée, beaucoup parmi elles pensaient que ce passage était autorisé. Du coup, elles ne faisaient pas trop attention pour ouvrir et fermer les portes du jardin, et on entendait souvent les portes claquer derrière elles. Ce trafic de personnes, donc, était cause de bruit et de petites nuisances pour nous, les habitants de la maison. La solution à ce problème aurait été très simple : fermer à clé les portes d'entrée et de sortie du jardin. Mais mon grand-père ne voulait pas en entendre parler. Il disait que cela aurait compliqué la vie des gens et que cela était contre sa philosophie de vie.

**Leçon n° 3.** *Si l'on ferme les portes, on n'aura pas d'étrangers qui traversent notre jardin et dérangent notre tranquillité. S'il n'y a pas d'étrangers, il n'y aura pas de nuisances liées à leur passage. Mais, quelquefois, laisser les portes ouvertes signifie rendre service à quelqu'un, faciliter sa vie. Et, parfois, cela peut même nous rendre heureux.*

Cela dit, il est clair qu'ouvrir les portes aux « étrangers » comporte toujours des risques. Une fois, un ami de mon grand-père,

venu de la campagne pour une visite de deux jours, avait laissé ses chaussures devant la porte d'entrée de la maison, ce qui faisait partie des coutumes locales. Le lendemain, à son réveil, ses chaussures n'étaient plus là. Une autre fois, mes skis – que j'avais laissés dans le jardin, près de la maison – avaient disparu. Je garde un souvenir précis du mois et de l'année lorsque cet épisode est survenu. C'était en février 1984, pendant les jeux olympiques d'hiver. J'avais huit ans et une voisine m'avait amené à regarder les compétitions de patinage artistique. Ma déception était grande, lorsque, à mon retour, mes skis n'étaient plus là. Une amie de la famille m'a dit : « C'étaient des Tsiganes qui les ont volés, tes skis, il n'y a aucun doute. » Voilà, les Roms, ou les Tsiganes, comme on les appelait, étaient nos boucs émissaires. Peu importe si, quelques jours plus tard, nous avons découvert que le voleur n'était pas un Rom. Je ne me souviens plus si, par hasard, il était musulman.

**Leçon n° 4.** *L'être humain, semble-t-il, a toujours besoin de boucs émissaires. Très souvent, il s'en sert pour justifier ses propres erreurs ou ses défaillances. (Après tout, c'était une erreur de ma part de laisser mes skis dehors.) Si un homme participe à un concours pour obtenir un job, et qu'à la fin l'employeur opte pour une femme, cet homme dira : « Si j'avais été une femme, j'aurais eu le job. » Les femmes sont les boucs émissaires des hommes. Il ne lui vient pas à l'esprit, à cet homme, que peut-être la femme a eu le job parce qu'elle était tout simplement mieux qualifiée que lui. Il en est de même, en Suisse, avec les groupes linguistiques. Si un Alémanique participe à un concours pour un poste à l'Administration fédérale, et si c'est un Tessinois qui l'obtient finalement, vous pouvez faire le pari que cet Alémanique va se dire : « Voilà, à cause d'un « Quoten-Tessiner » je n'ai pas eu le job. » Les Tessinois, donc, sont les boucs émissaires des Alémaniques frustrés, tandis que, dans beaucoup de pays de l'Europe centrale et orientale, mais de plus en plus aussi en Europe occidentale, les Roms sont les boucs émissaires préférés.*

Sur une petite colline proche, à 15 minutes de ma maison, il y avait une colonie de Roms. Peu à peu, j'ai appris que c'étaient eux, et non pas les « musulmans », les véritables « étrangers »

dans ma ville. Ils parlaient notre langue avec un fort accent et utilisaient un idiome à moi étranger lorsqu'ils conversaient entre eux. Leurs habits n'étaient pas comme les nôtres et leurs enfants marchaient parfois pieds nus. Si l'un de « nos » enfants était coquin et ne voulait pas écouter ses parents, on lui disait : « Si tu n'es pas obéissant, les Tsiganes vont venir et t'emmener avec eux. » Etre kidnappé par des Roms : c'était le pire des cauchemars des enfants de ma génération.

Quelques années plus tard, lors de la guerre en Bosnie de 1992 à 1995, ceux qui l'ont vécue racontent que tout d'un coup les Roms avaient mystérieusement disparu de la ville, pour n'apparaître qu'à la fin du conflit, comme si de rien n'était. En effet, tout d'un coup, ce n'étaient plus eux, les « étrangers ». Ils sont restés neutres, en dehors de cette guerre absurde fratricide, dans laquelle les soi-disant « Bosniaques musulmans », « Serbes » et « Croates » sont redevenus étrangers – les uns vis-à-vis des autres, et vice versa. Et pourtant il s'agissait de gens qui parlaient la même langue et partageaient la même mentalité, qui se rendaient visite à la maison pour boire le café turc ou la *rakija* dalmate, et où les enfants jouaient ensemble.

**Leçon n° 5.** *Les différences objectives sont souvent moins importantes que les différences subjectives. Les différences que nous nous construisons dans nos têtes sont bien plus puissantes, ce sont les seules différences qui comptent. Parfois, comme en Bosnie il y a 20 ans, ces différences artificielles peuvent même devenir meurtrières.*

Deux ans après la guerre, en 1997, je suis revenu pour la première fois dans ma ville natale, à Sarajevo, avec mon grand-père. Lors de ce séjour, mon grand-père a vendu notre maison à l'un de nos voisins, un homme d'affaires. Aujourd'hui, notre maison n'existe plus, elle a été détruite et un nouvel édifice se trouve à sa place, plus grand et peut-être même plus beau. Lors de mon dernier passage à Sarajevo, j'ai appris que cet édifice est aujourd'hui le siège de l'Ambassade de l'Arabie Saoudite. Or, le fait qu'un proche d'un cheikh arabe habite là où il y avait ma maison est une chose qui me laisse indifférent. Mais la constatation que la maison dans laquelle vous avez grandi n'existe plus est l'une des expériences les plus douloureuses

de la vie. Retourner dans la ville où vous êtes né, et être obligé de dormir dans des hôtels, est quelque chose qui vous rend totalement étranger dans votre supposée « patrie », bien que vous connaissez chaque coin de la ville, chaque pierre, chaque arbre, chaque magasin, bien que vous savez avec précision où l'on mange la meilleure *pita* et les meilleurs *cévapčići*.

**Leçon n° 6.** *Il est erroné de penser qu' « être » étranger est simplement un concept légal. Souvent, c'est un état d'esprit, un sentiment. Parfois, ce sont les autres qui te font sentir « étranger ». Mais quelquefois c'est toi-même qui te sens étranger, même si les gens qui t'entourent pensent que tu es quelqu'un comme eux.*

En Suisse, aujourd'hui, mon domicile se trouve dans l'un des villages les plus pittoresques du Tessin et de la Suisse : à Gandria, près de Lugano. De nouveau, ma famille a une petite maison avec un joli jardin et une vue sur le lac *mozzafiato*, c'est-à-dire une vue à couper le souffle. De l'autre côté du lac, en haut, on aperçoit les premières maisons de Lanzo d'Intelvi, en Italie. Mais notre tranquillité est perturbée par quelque 10 000 voitures qui, chaque jour, passent sur la route située à 5 mètres derrière la maison. La plupart de ces voitures sont conduites par des frontaliers qui habitent la région de Porlezza, en Italie, où termine, où commence, la branche est du lac de Lugano, et qui travaillent dans la partie sud du Tessin. Ce sont eux, les frontaliers, les principaux étrangers du Tessin. Ce sont eux, nos boucs émissaires préférés. Trop de trafic sur les routes ? C'est la faute aux frontaliers. Trop de pollution ? C'est la faute aux frontaliers. Les jeunes Tessinois n'ont pas de travail ? C'est la faute aux frontaliers.

**Leçon n° 7.** *Tout est de la faute des frontaliers. Au Tessin, pour le moins.*

À un niveau plus général, la faute est bien évidemment à la libre circulation des personnes et aux accords bilatéraux, à l'abolition des frontières. Cela augmente le sentiment d'insécurité, et donc la peur chez les locaux. La réalité est une autre. Aujourd'hui, il y a environ 60 000 frontaliers au Tessin. En 1990, donc 12 ans *avant* la libre circulation des personnes, il y en

avait 40 000. Entre-temps, cependant, la population résidente du Tessin a augmenté de 285 000 (1991) à 342 000 (2012) personnes. Aujourd'hui, donc, 57 000 personnes de plus qu'il y a 20 ans habitent le Tessin. Et ces personnes ont besoin d'avoir des soins lorsqu'ils vont à l'hôpital ou dans des maisons de retraite. Ils ont besoin de magasins pour acheter leur nourriture, des vêtements, des meubles ... Ils ont besoin de restaurants, cafés, théâtres, cinémas, pour sortir le soir. Ils ont besoin des transports publics pour se déplacer, ou alors des bonnes routes et des bons garagistes s'ils utilisent la voiture. Dès lors, ils ont besoin des gens qui leur rendent tous ces services, et parfois il s'agit de frontaliers. Mais cette simple mise en contexte est ce qui manque aux journalistes et aux politiciens qui parlent seulement du fait que le nombre de frontaliers a augmenté, au Tessin ou ailleurs en Suisse. D'autres informations utiles sont aussi ignorées. Par exemple, le système de santé tessinois ne pourrait pas fonctionner sans les étrangers et les frontaliers. Dans les hôpitaux, la plupart des infirmières viennent de l'Italie. Or, combien coûte la formation d'une infirmière ou d'un médecin ? Certaines sources parlent d'environ 300 000 frs pour l'infirmière, et d'environ 1 million pour un médecin. En d'autres termes, si l'on se place une fois dans la *peau des autres*, par exemple dans la peau des autorités italiennes qui ont financé les écoles universitaires et la formation du personnel sanitaire, on pourrait dire que le Tessin fait des économies énormes sur le dos des régions italiennes voisines au-delà de la frontière.

**Leçon n° 8.** *Il faut toujours mettre les choses dans leur contexte. Dire cela ne signifie pas vouloir relativiser les choses. Il s'agit tout simplement d'une approche indispensable si l'on veut essayer de comprendre l'ensemble de la problématique et non seulement l'une ou l'autre facette privilégiée par les médias mainstream ou par les partis politiques. Cela est la meilleure approche pour donner une réponse constructive au sentiment d'insécurité et aux peurs d'une partie des citoyennes et des citoyens.*

Dire cela ne signifie pas nier que l'ouverture des frontières crée des problèmes. Pensons seulement à la question de l'environnement. Bien évidemment, plus de frontaliers signifie plus de

## Über die Begegnung mit dem Fremden

trafic. Il est clair que chacun de nous aimerait voir moins de voitures circuler dans la proximité de nos maisons, moins de bruit, moins de pollution. Je suis aussi fâché lorsque je vois que les voitures des frontaliers qui circulent près de ma maison sont occupées en général par une seule personne. Mais la réponse à ce problème n'est pas, et ne peut pas être, la fermeture des frontières. La réponse à ce problème spécifique est de chercher à optimiser les transports, en encourageant le car-sharing, en promouvant l'usage des transports publics, etc.

**Leçon n° 9.** *Il est faux de qualifier de «xénophobe» ou de «raciste» chaque critique qui concerne les comportements des frontaliers ou, plus en général, des étrangers.*

Les préoccupations écologiques concernant l'avenir de notre planète et le bien-être des générations futures sont très importantes et elles dépassent la dichotomie suisse/étranger. On doit pouvoir critiquer un comportement, indépendamment des personnes qui l'adoptent. Cela ne veut pas dire épouser les arguments de l'initiative Ecopop, par exemple, mais, bien au contraire, comprendre que la problématique de l'environnement dépasse les frontières et doit être gérée au niveau global et planétaire. Il est juste de protéger le territoire dans lequel nous vivons, d'avoir à cœur son avenir et son développement durable.

**Leçon n° 10.** *Il faut cultiver son jardin. Mais sans fermer les portes, en permettant aux gens de passage, aux étrangers, de traverser notre jardin, voire de l'admirer s'il est joli et soigné. Et, pourquoi pas, de s'y arrêter et de nous aider à le cultiver, ensemble.*

N'ayez pas peur. C'était ma dernière leçon. Je vous remercie de votre attention.

Cette contribution a été présentée en 2012 à la Journée annuelle de la Commission fédérale pour les questions de migration.

In meiner Geburtsstadt Sarajevo wohnten wir in einem Haus, das meine Grosseltern in den 1960er-Jahren gebaut hatten. Wir hatten einen grossen Garten mit vielen Obstbäumen. Unsere Nachbarn hatten ebenfalls einen Garten. Obwohl er deutlich kleiner war als der unsrige, waren die Häuser und Gärten unserer Nachbarn für mich eine Quelle magischer Anziehungskraft. Man weiss es nur zu gut: Der Garten des Nachbarn ist immer viel grüner. Eines Tages – ich war etwa vier oder fünf Jahre alt, erfuhr ich – ich weiss nicht mehr, durch wen – dass das Haus nebenan von «Muslimen» bewohnt wurde. Die muslimischen Nachbarn waren also anders als «wir»; die Muslime waren meine ersten «Fremden».

Lektion Nr. 1: Sich bewusst zu werden, dass es ein «wir» und ein «sie» gibt, basiert nicht auf einer «natürlichen» Tatsache. Wenn mir niemand gesagt hätte, dass die Nachbarn «Muslime» sind – um implizit damit zu sagen, dass «wir» es nicht sind – hätte ich die Kategorie «muslimisch = fremd» nicht bilden können.

Worin unterschieden sich meine «muslimischen» Nachbarn von «uns»? Dies hatte man mir nicht gesagt. Für mich als Kind gab es deshalb eine einzige mögliche Erklärung: Muslime waren in meinem Empfinden besser gestellt. Tatsächlich schien es mir, dass unsere Nachbarn ein schöneres Haus mit schöneren Möbeln hatten, ein Haus, das ordentlicher war und aus dessen Küche wunderbare Gerüche entströmten. Etwas später besuchte ich mit meinen Eltern einen Grossonkel und seine Frau. Sie waren ein «gemischtes» Paar, das heisst, die Frau war katholisch und ihr Mann – obwohl nicht gläubig – wurde als christlich-orthodox betrachtet. Da sie ein sehr schönes Haus bewohnten und in meinen Augen gut gestellt waren, fragte ich meine Mutter, ob sie auch Muslime seien.

**Nenad Stojanović** est ancien député du Grand Conseil du Canton de Tessin. Il est chercheur au Centre d'études sur la démocratie à Aarau et enseigne la science politique aux Universités de Zurich, Genève, Lausanne et Lucerne.

# Gute Menschen – schlechte Menschen.

Remo und Abdulei unterhalten sich über Identität und Ausländer – solche, die man gerne hat und solche, die man draussen haben will. Ein fiktiver Dialog über ein gängiges Verhalten, wenn es um den «eigenen» Ausländer geht: «Mein Ausländer ist ein guter Ausländer!»

Remo: Du...

Abdulei: Ja?

Remo: Willst du mich heiraten?

Abdulei: Was? Bist du wahnsinnig?

Remo: Willst du nicht?

Abdulei: Ich bin doch nicht schwul!

Remo: Ich auch nicht.

Abdulei: Dann sollten wir nicht heiraten.

Remo: Aber es ist die einzige Möglichkeit, wenn du in der Schweiz bleiben willst.

Abdulei: Aber das ist verboten.

Remo: Es ist nicht verboten schwul zu sein.

Abdulei: Hier vielleicht nicht.

Remo: Hier ist es nur verboten so zu tun als sei man schwul.

Abdulei: Es ist also doch verboten.

Remo: Es wird keiner rausfinden, dass wir nicht schwul sind.

Abdulei: Das ist ja noch schlimmer.

Remo: Wir wohnen doch schon zusammen, wir haben die besten Voraussetzungen.

Abdulei: Die vom Amt sehen doch, dass das hier eine alternative Vegetarier-Abbruch-WG ist und keine Wohnung, wo frisch Verheiratete einziehen.

Remo: Mein Gott, wenn du halt nicht willst, dann lass dich eben ausschaffen.

Abdulei: Warum bist du denn jetzt beleidigt? Bist du doch in mich verliebt, oder was?

Remo: Nein, ich sag ja nur, dass wir uns nach fünf Jahren scheiden lassen können. Dann bist du Schweizer und dann kannst du heiraten, wenn du willst.

Abdulei: Welche Frau will mich dann noch heiraten, wenn alle Frauen denken, ich bin schwul?

Remo: Ach, vergiss es.

Abdulei: Es gibt doch bestimmt eine andere Möglichkeit.

Remo: Gibt es nicht. Wir haben doch schon alles versucht.

Abdulei: Ich mach das nicht. Die Schweiz ist doch ein Rechtsstaat, das hast du mir selbst erklärt. Hier ist alles rechtens und nicht so wie in meinem Land, wo man wegen der falschen Meinungen hingerichtet wird. Du musst mir doch jetzt nicht erzählen, dass man in deinem super Rechtsstaat so tun muss als sei man schwul, um Recht zu kriegen?

Remo: Manchmal muss man Verbotenes tun, um den Rechtsstaat zu richten.

Abdulei: Der Rechtsstaat hat nicht immer Recht?

Remo: Richtig. Aber selbst das Unrecht für die Gerechtigkeit ist im Rechtsstaat leider strafbar.

Abdulei: Wer hat denn jetzt Recht, wenn dein super Rechtsstaat eigentlich ein scheiss Rechtsstaat ist?

Remo: Es ist aber kein scheiss Rechtsstaat, weil es eine Demokratie ist. Du kannst nicht sagen scheiss Volk, scheiss Demokratie, scheiss Recht, denn das ist nun mal nicht scheisse.

Abdulei: Das Volk entscheidet über das richtige Recht?

Remo: Aber nicht über die Gerechtigkeit.

Abdulei: Das ist ja total ungerecht.

Remo: Aber rechtsgültig.

Abdulei: Und das Volk findet es nicht rechtens, dass ich hier bleibe?

Remo: Naja ...

Abdulei: Die mögen mich nicht.

Remo: Doch.

Abdulei: Nein, tun sie nicht.

Remo: Ich bin mir sicher, Abdulei, wenn das ganze Schweizer Volk dich kennen würde und wenn das ganze Schweizer Volk deine Geschichte kennen würde und sie dann über dich entscheiden müssten, dann würden sie anders entscheiden als ihr eigener Rechtsstaat, und deshalb ist es ja doch rechtens, dass du hier bleibst.

*Abdulai:* Meinst du?

*Remo:* Na klar. Der Wirt vom «Goldenen Esel» zum Beispiel sagt, dass er keine Ausländer mag. Aber dich hat er total gern. Er möge vor allem die schlechten Ausländer aus der Zeitung nicht, hat er mir gesagt, aber die Ausländer, die er kennt, seien zufällig gute Ausländer. Seine südamerikanische Putzfrau Rosa mag er zum Beispiel auch und den Stefan vom Postschalter mag er sogar sehr.

*Abdulai:* Der Stefan von der Post ist ein Ausländer?

*Remo:* Der Wirt ist auch ganz erschrocken als ich ihm das gesagt habe.

*Abdulai:* Meinst du, der ist schwul?

*Remo:* Wer, der Wirt?

*Abdulai:* Und der Stefan?

*Remo:* Das ist doch egal.

*Abdulai:* Naja, diese Schwulen ...

*Remo:* Hast du was gegen Schwule, oder was?

*Abdulai:* Ich find die halt komisch.

*Remo:* Weil du sie nicht kennst.

*Abdulai:* Magst du denn den Wirt?

*Remo:* Was soll denn jetzt diese Frage?

*Abdulai:* Magst du ihn oder nicht?

*Remo:* Natürlich nicht, der sorgt doch dafür, dass Menschen wie du hier nicht bleiben dürfen. Das ist ein Rassist.

*Abdulai:* Ah ...

*Remo:* Was denn?

*Abdulai:* Der Wirt ist ein Rassist, weil er alle Ausländer verachtet, ausser die, die er kennt?

*Remo:* Genau.

*Abdulai:* Dann bist du aber auch ein Rassist, weil du alle Schwulenfeinde verachtest, ausser die, die Ausländer sind?

*Remo:* Verachtest du wirklich Schwule?

*Abdulai:* Okay, lass uns heiraten.

## Lo straniero «bravo»

Remo e Abdulai conversano a proposito di identità e stranieri – quelli che apprezziamo e quelli di cui vorremmo sbarazzarci. Dialogo fittizio su un comportamento frequente quando si tratta dei «nostri» stranieri: «il mio straniero è bravo!»

*Abdulai:* Non mi sopportano.

*Remo:* Non è vero.

*Abdulai:* Sì, ti dico.

*Remo:* Abdulai, sono sicuro che se il popolo svizzero ti conoscesse e conoscesse la tua storia e dovesse decidere sulle tue sorti, la sua decisione sarebbe diversa da quella delle autorità, per cui è giusto che tu rimanga.

*Abdulai:* Se lo dici tu...

*Remo:* Ma certo! L'oste dell'«Asino d'oro», per esempio, dice che non ama gli stranieri. Ma con te dice che è diverso. Lui, quelli che non ama, sono soprattutto gli stranieri cattivi, quelli dei giornali, me lo ha detto. Invece gli stranieri che conosce personalmente, quelli come per caso sono tutti bravi. Dice per esempio che la sua donna delle pulizie sudamericana, Rosa, è davvero brava e anche Stefano, il buralista postale, quello poi è addirittura bravissimo.

*Abdulai:* È straniero, il buralista postale?

*Remo:* Infatti, anche l'oste è rimasto di stucco quando gliel'ho detto.

**Laura de Weck** ist Schauspielerin, Bühnenautorin und Regisseurin. Sie verfasst regelmässig Kolumnen für die Zeitungen «Tages-Anzeiger» und «Der Bund» und lässt in Dialogen «Menschen aus dem Volk» sprechen.

# Der Migrationshintergrund und: Ich bin viele.

Die Bezeichnung «Person mit Migrationshintergrund» hat schon seit einiger Zeit Eingang in die Begrifflichkeiten gefunden, wenn über «Ausländer», «Migrantinnen» oder «Zugewanderte» gesprochen wird. Manche derjenigen, die mit diesem Label belegt werden, äussern sich kritisch-humoristisch zum politisch korrekten Ausdruck. Eine Glosse dazu hat Dan Wiener geschrieben. In einem zweiten Text reflektiert er darüber, wie viele er ist.

Haben Sie das auch gehört, mit diesen Ausländern? Das ist ein echtes Problem! Wobei: Ausländer dürfe man nicht mehr sagen, habe ich gehört. Man solle jetzt «Person mit Migrationshintergrund» sagen.

Dieser politisch korrekte Schnellschuss hat sich aber schnell zum Fehlschuss gewandelt, denn es gibt Schlauköpfe, die jetzt auch von Schweizern mit Migrationshintergrund sprechen.

Da kannst Du mit Deinem roten Pass herumwedeln wie Du willst, da kannst Du Dich noch so viel beschweizerkreuzigen, es nützt Dir alles nichts. Der Migrationshintergrund überschattet alles. An dem kannst Du Dich ein Leben lang kaputt schleppen und die Kinder grad mit.

Kürzlich hat mich einer gefragt, ob ich eigentlich ein rechter Schweizer sei. Ich habe ihm geantwortet, dass mich dieses links-rechts-Schema nicht so interessiere. Er sagte, er hätte es anders gemeint, ob ich ein richtiger Schweizer sei, wollte er wissen. Ich hab ihn gefragt, ob es denn auch falsche Schweizer gebe.

Nein, sagte er, er hätte es nochmals anders gemeint – und er bereute schon seine erste Frage, aber jetzt konnte er nicht mehr zurückkriechen. Also sagte er, ich sähe eben nicht so aus wie ein Schweizer und ob ich nun wirklich ein Schweizer sei.

Ich wollte nicht anfangen über «wirklich» und «unwirklich» zu philosophieren und fragte ihn einfach, wie er das meine.

Ja so ein 100%-iger Schweizer sei ich doch bestimmt nicht, meinte er.

Aha, sagte ich, Sie meinen wahrscheinlich voll und ganz, 100%, reinrassig und Blut und Boden und so? Und er bereute seine erste Frage noch mehr und hätte das Gespräch am liebsten abgebrochen, aber jetzt habe ich nicht mehr locker gelassen:

Sie meinen also beide Eltern und alle 4 Grosseltern und alle 8 Urgrosseltern und alle 16 Ururgrosseltern und alle 32 Urururgrosseltern und so weiter? Nein, gab ich zu, der erste Schweizer sei scheint's aus Österreich eingewandert und der erste Europäer aus Afrika und der erste Mensch stamme vom Affen ab, sagt man.

Und ich glaube, es gibt noch ein paar von denen, sogar in der Schweiz.

## Aus der Statistik: Ein Drittel der Bevölkerung hat einen Migrationshintergrund.

Anfang 2015 veröffentlichte das Bundesamt für Statistik erstmals Zahlen zum Migrationsstatus der Schweizer Bevölkerung. Die Erhebungen unterscheiden die verschiedenen Personengruppen danach, ob das Geburtsland der Eltern bzw. eines Elternteils in der Schweiz oder im Ausland lag. Nach dieser Zählung kommt das BFS zu folgenden Schlüssen:

«Im Jahr 2013 waren 35 Prozent der ständigen Wohnbevölkerung ab 15 Jahren Personen mit Migrationshintergrund (2 374 000 Personen). Dabei handelt es sich um Personen, deren Eltern beide im Ausland geboren wurden, sowie um ausländische und eingebürgerte Personen, von denen mindestens ein Elternteil im Ausland zur Welt gekommen ist. Die Bevölkerung mit Migrationshintergrund umfasst mehrheitlich Personen der ersten Generation (28%), die übrigen (7%) gehören der zweiten Generation an. Die Bevölkerung ohne Migrationshintergrund (4 397 000 Personen ab 15 Jahren; 64%) setzt sich hauptsächlich aus gebürtigen Schweizerinnen und Schweizern (4 375 000), aus einigen eingebürgerten Personen (16 000) sowie aus Ausländerinnen und Ausländern der dritten oder höheren Generation (6 000) zusammen.»

(Medienmitteilung des Bundesamts für Statistik vom 22. Januar 2015)

## Ich bin viele.

Ich bin gelernter Schauspieler. Und autodidaktischer Musiker. Und diplomierter Theaterpädagoge. Und erfolgreicher Kommunikationstrainer. Und Schweizer und Basler und Berner und stopp.

Das geht doch nicht, werden Sie sagen: Sie können nicht Basler und Berner sein. Warum haben Sie nicht protestiert, als ich gesagt habe, ich sei Schauspieler und Musiker? Oder Berner und Kommunikationstrainer?

Ich bin ganz viel: Ich bin Mann, sogar Ehemann, ich bin schwarzhaarig, glatzköpfig, ich bin Rotarier, Fahrradfahrer, Präsident, Autofahrer, Hausbesitzer, Fussgänger, Reiter, Fussballer, ich bin Jude, Gitarrist, Komponist, Kolumnist, Nonkonformist – kein Kommunist, kein Sozialist. Aber ich will nicht aufzählen, was ich alles nicht bin, das ginge noch länger.

Und ich bin Vater und Onkel, Sammler und Jäger, ich bin glücklich, ich bin 53, ich bin 1-65, ich bin Rhesus positiv, überhaupt bin ich extrem positiv, ich bin Mensch, ich bin weiss, ich bin ein Sammelsurium an Dingen, die ich bin. Eine multiple Schizophrenie wäre die Folge dieses Daseins, aber zum Glück bin ich da keine Ausnahme.

In jedem Moment kann ich etwas anderes sein: Vater bin ich mit meinen Töchtern, Fussballer auf dem Fussballplatz, Reiter auf dem Pferd, Berner bin ich im Pass und wenn ich Geschichten schreibe.

Und was ich alles schon gewesen bin! In einem Leben sammelt sich so einiges an: Ich war schon Gärtner und Kellner und Nachtportier, ich war Student, Dozent, Dirigent, ich war Sohn, ich war Klempner und Hirt, als Schauspieler war ich schon König und Penner, Mörder und Geist, arm und reich, auf der Bühne war ich schon fast alles, auf der Bühne war ich schon tot. Ich war früher Mieter, ich war auch schon dicker, ich war auch schon fitter, ich war einmal jung, ich war einmal Kind.

An meine erste Weihnacht kann ich mich nur schwach erinnern. Ich war, glaube ich Wölfli bei den Pfadfindern. Es war kalt von hinten und heiss von vorne, vom Feuer. Es roch nach Kerzenwachs, der mir über die Hände lief und zuerst heiss war und dann eine angenehm schützende Schicht bildete. Es regnete.

## Personnes « issues de la migration »

Vous avez entendu cette histoire d'étrangers ? Un vrai problème ! Au fait, j'oubliais : on m'a dit qu'il ne fallait plus parler d'« étrangers » mais de « personnes issues de la migration ». Un terme qui se voulait, au départ, politiquement correct, mais qui s'est vite avéré un fourre-tout, au point qu'on entend aujourd'hui parler de « Suisses issus de la migration ». Et là, vous pouvez vous promener partout en brandissant votre passeport rouge à croix blanche, ça ne sert strictement à rien. Le contexte migratoire occulte tout le reste. Il vous poursuit toute votre vie et vos enfants avec. Quelqu'un m'a récemment demandé si j'étais un vrai Suisse. Je lui ai répondu que je n'aimais pas trop ces classifications. Il a rétorqué que ce n'était pas ce qu'il voulait dire. Il voulait savoir si j'étais un vrai Suisse. Alors je lui ai demandé s'il existait aussi de faux Suisses. Non, ce n'était pas ce qu'il voulait dire non plus. Il regrettait sa première question, mais il ne pouvait plus la retirer maintenant. C'est juste que je n'avais pas l'air suisse, alors il se demandait si je l'étais vraiment.

Ich mochte die Weihnachtslieder nicht. Ich kannte sie alle, ich hatte schon damals ein gutes Musikgedächtnis, aber ich wollte nicht. Zuhause feierten wir nie Weihnachten. In der Schule versuchte ich mich unauffällig zu drücken vor den Krippenspielen, den Gebeten am Tisch und dem Weihnachtssingen. Inzwischen bin ich, neben allem andern, auch älter geworden. Und entspannter. Ich bin vieles. Vieles bin ich auch nicht. Heute weiss ich, dass ich dazu gehören kann, auch wenn ich nicht überall dazu gehöre.

Aber ich mag die Weihnachtszeit. Nicht die Hektik. Nicht unbedingt die Geschenke, obwohl ich sehr gerne Geschenke bekomme. Aber das Sinnieren, das Gute tun, die Lichter, die Kerzen, der Geruch von Kastanien, Wachskerzen und Tannenspeisig. Schöne Musik, gutes Essen, eine gute Gesellschaft, die jeden so nimmt, wie er ist. Wo jeder das sein kann, was er ist. Wir sind unterschiedlich, wir Menschen. Und jeder Mensch ist in sich unterschiedlich. Wir sind vieles. Und vieles sind wir auch nicht. Aber das Wichtigste ist, dass wir zusammen sind. Und feiern und geniessen.

Abdruck der Texte mit freundlicher Genehmigung des Autors.

**Dan Wiener** ist Schauspieler und Musiker und Inhaber eines Büros für « kommunikative Kultur und kultivierte Kommunikation ».

SCHLUSSE



# UNDLICH

ERFAHRUNGEN



# «Ich bin eigentlich keine Schwarze Frau. Aber ich bin auch nicht weiss.»

In der Schweiz wurden Schwarze Frauen lange nicht zur Kenntnis genommen, sondern allenfalls neugierig beäugt. Fehlende Wertschätzung, aber auch rassistische Äusserungen verursachten Verletzungen und führten zu Isolation. Der Treffpunkt Schwarzer Frauen war ein Ort, an dem man sich austauschen und gegenseitig stärken konnte. Die Gründerin des Treffpunkts unterhält sich mit ihrer Tochter über Fragen der Identität und Herausforderungen des Zusammenlebens.

Alexa: Ich bin eigentlich keine Schwarze Frau. Aber ich bin auch nicht weiss. In der Schweiz werde ich nicht als Weisse wahrgenommen, und in Kenia werde ich nicht als Schwarze wahrgenommen. Also nein ... Wo immer ich bin, ich fühle ich mich anders als die an deren. Ich habe mich nie weiss wie in Weiss oder schwarz wie in Schwarz gefühlt.

Zeedah: Für mich waren du und deine Schwester immer Schwarz – meine Kultur, meine Leute, die Gemeinschaft der Schwarzen Frauen haben euch als Schwarze akzeptiert und aufgenommen. Wenn ihr mit Schwarzen Frauen zusammen seid, ist es immer ein «Wir». Nicht so mit nicht-Schwarzen Frauen – die sagten nie «Wir» zu euch. Da war immer eine Distanz. Ich habe immer gesagt, ihr seid Schwarz. [...]

Alexa: Nun, dann müssen wir zuerst «Schwarz» definieren. Geht es um die Hautfarbe, um Familienkultur? Geht es darum, wie die Gesellschaft mich sieht oder um meine Perspektiven in der schweizerischen oder der kenianischen Gesellschaft?

Zeedah: Ja, da hast du recht. Wie ist deine Definition?

Alexa: (lange Pause) Ich finde das eine sehr schwierige Frage. Ich mache nicht so einen grossen Unterschied zwischen Schwarz und nicht-Schwarz, vielleicht weil ich nicht zur selben Zeit in Europa jung war wie du, Mama. Wenn wir mit unseren Freundinnen afrikanischer Abstammung zusammen sind,

Sophia und ich, dann sind wir alle Schwarz. Aber ich glaube, individuell würde jede von sich sagen, ich bin eine Schweizerin. Ich sehe mich definitiv nicht ausschliesslich als Schwarze. Und ich finde es auch okay, dass sich Identität verändert, je nach Situation. Man muss sich nicht entscheiden, Schwarz oder Weiss zu sein, und dann – komme, was wolle – dabei bleiben.

Zeedah: Muss man nicht, nein. Wir haben multiple Identitäten. Wenn ich in Kenia bin, bin ich nicht Schwarz. Wenn ich zu Kenianern sage: «Ich bin eine Schwarze Frau», dann sagen die: «Was ist denn mit der los?» Ich gehe einig mit dir, dass Identitäten dynamisch sind und situativ. Dennoch gibt es etwas, das ich fühle. Und du sagst, dass du es nicht fühlst. Es gibt Zeiten, da bin ich total Schwarz: [...] Wenn ich aber mit Schweizerinnen zusammen bin, dann bin ich zuerst und vorab eine Frau. Es stimmt, Identitäten sind beweglich, sie wachsen, es kommen immer neue nach.

Alexa: Ich habe nicht gesagt, dass ich mich nicht Schwarz fühle. Ich fühle es. Aber ich stehe nicht jeden Morgen mit diesem Gefühl auf. Es gibt Zeiten, in denen meine Identität als Schwarze oder diese Facette meiner selbst mir sehr bewusst ist. Zum Beispiel wenn ich weiss, es ist an der Zeit, einigen Leuten – entschuldigt den Ausdruck – in den Arsch zu treten. Denn Schwarz sein heisst für mich stark sein. In Situationen, in denen ich kämpfen muss, werde ich Schwarz. [...]

Zeedah: Es ist ein Kampfgeist. Für mich ist dies auch an meine Identität als Feministin geknüpft. Ich habe immer versucht, Räume für Frauen zu finden und sie zu bewahren. Dazu braucht es Durchsetzungsvermögen und Bestimmtheit. [...] Es geht nicht darum, aggressiv zu sein, aber bestimmt. Und nicht zu akzeptieren, wenn du ignoriert wirst. [...] Als ich in die Schweiz kam, war ich einfach nur ich. Aber dann, als ich Mutter wurde, musste ich eine neue Identität entwickeln. Mein Schwarz-Sein wurde auf mein Kind übertragen. Plötzlich musste

ich mich nicht mehr nur für mich alleine wehren. Das begann schon im Spital. Die Hebamme, die mich nähte, grummelte ständig vor sich hin: «Man sieht ja nichts!» Und die Krankenschwester, die mir Blut abnehmen sollte, hat sich aufgeregt, weil sie versuchte, die Vene zu sehen, anstatt sie zu erfüllen. Ich habe stark geblutet, und ihr Kommentar war: «Gebären diese Leute immer so?»

Weisst du, das Reden über «diese Leute». Du warst ziemlich hellhäutig. Und immer wieder diese Fragen und Kommentare. Ich sass auf meinem Bett mit meinem Baby und die Besucherinnen der anderen Frauen schauten mich an und sagten: «Oh, ist das Ihr Baby?» Einmal kam eine Freundin mich besuchen, und wir sassen im Vorzimmer mit dir. Ich stillte dich. Und eine Frau kam herein und fragt, ob das mein Baby sei. Ich war so gekränkt! Ich dachte: Hält die mich für eine Art Sklavin, die der weissen Herrin das Kind stillt? [...]

Alexa: Die Geburt von Lilly war anders. Aber ich kenne diese Unterschiede in der Behandlung. Niemand würde eine weisse Schweizerin fragen, ob es ihr Kind sei, das sie stillt. Aber mit Schwarzen kann man das machen. Man kann sich erlauben, eine Schwarze Frau zu fragen, ob das Kind, das sie stillt, ihres ist. Das ist der Respekt, den man Schwarzen Menschen entgegenbringt hierzulande ...

Zeedah: Die Hemmschwelle ist tiefer.

Alexa: Genau.

Zeedah: Es gibt immer noch Leute, die zu mir «du» sagen. Aber manchmal denke ich, das hat nichts mit meiner Hautfarbe zu tun. Viele Leute duzen einfach die anderen.

Alexa: Das wollte ich gerade sagen. Viele duzen einfach.

Zeedah: Das passiert mir oft, wenn ich mit euch zusammen bin. Es stört mich nicht. Schliesslich kann man auch Respekt vor jemandem haben, den man duzt.

Alexa: Daran werde ich dich gelegentlich erinnern.

Zeedah: Ausser unter bestimmten Umständen.

Alexa: Ich werde dich daran erinnern!

Zeedah: Unter bestimmten Umständen, habe ich gesagt.

Alexa: Ich werde dich dran erinnern, Mama! Jetzt hab' ich dich erwischt.

Zeedah: Du hast mich tatsächlich erwischt. Aber es gibt ein *Caveat*. Wir haben hier eine Meinungsverschiedenheit.

Alexa: Erklär's du.

Zeedah: Nein, kein Problem. Lass hören, was du denkst. Was ich denke, weisst du ja.

Alexa: Also ... unsere Freunde und Freundinnen durften dich nie duzen. Sie mussten immer Frau Meierhofer sagen, sogar meine ältesten und besten Freundinnen. Wir hatten viele Auseinandersetzungen, und ich habe zu dir gesagt: An dieser Stelle bin ich Schweizerin, und dein Verständnis von Respekt für ältere Menschen ist kenianisch. Aber wir müssen uns in der Mitte treffen, denn das ist mein Alltag und ich wachse hier auf. Wenn alle meine Freundinnen und Freunde meiner Mutter Frau Meierhofer sagen müssen, dann werde ich immer anders sein, ausgeschlossen. [...]

Zeedah: Du sagst, du hast dich manchmal ausgeschlossen gefühlt. Wer hat dich ausgeschlossen?

Alexa: Es hat in der dritten Klasse angefangen. Als die Kinder gemerkt haben, dass sie mich mit meiner Hautfarbe aufziehen konnten. Das machen Kinder ja nicht böswillig. Aber es hat mich wütend gemacht ... und verletzt. Und ich konnte es auch nicht einfach ignorieren. Viele Jahre habe ich mir blonde, glatte Haare gewünscht, blaue Augen. Bevor du anfingst zu studieren, war eigentlich alles in Ordnung. Du bist mit uns ins MuKi-Turnen gegangen, warst Mitglied im Kulturverein Mittwochsgesellschaft und hast dich überall wunderbar integriert. Aber als du beschlossen hast, nochmals zu studieren, war auf einmal überall zu hören: «Was erlaubt die sich eigentlich?» Wenn wir in der Stadt aufgewachsen wären, wär's vielleicht anders gewesen. Aber wir waren in Regensburg. Da lebten damals vielleicht total 550 Menschen. In der Schule war Rassismus ein Problem. Am ersten Tag in der Sekundarschule mussten wir uns vor dem Pult der Lehrerin aufrei-

hen. Und als ich vorne war, hat mich ein Junge weggeschubst und gesagt: «Steh wieder hinten an, du Schoggibaum.» Niemand hat reagiert. Ich hatte so gehofft, dass die Odyssee der Primarschule endlich zu Ende wäre und ich in der Sek richtig neu anfangen könnte. Aber das war nicht so. Wir hatten sogar eine Gruppe im Schulhaus, die sich Hitler-Jugend nannte, und die haben mich verprügelt. Geh heim, Baumwolle pflücken, sagten sie.

*Zeedah:* Die Lehrer haben nicht interveniert. Und ich habe davon erst sehr viel später erfahren.

*Alexa:* Das war Ende der 1990er-Jahre in der Sekundarschule in Dielsdorf. Sophia und ich waren im selben Schulhaus. Als wir von der Primarschule in die Sek wechselten, schlug die Lehrerin vor, wir sollten in eine Sonderklasse mit allen anderen ausländischen Kindern, die von Ex-Jugoslawien, Sri Lanka etc. kamen und die kein Wort Deutsch konnten.

*Zeedah:* Sonderklasse E war das. Ich habe gegen die gekämpft. Der Schulpräsident stapfte, ohne anzuklopfen, in mein Haus und schimpfte mich aus: Meine Kinder würden Sozialfälle, wenn ich wieder die Schulbank drückte, das sei unverantwortlich von mir! Weil ich es wagte, eine Ausbildung zu machen.

*Alexa:* Solange man sich anpasst und dankbar ist, dass man dazugehören darf, ist alles in Ordnung. Aber wehe, man schert aus und tut etwas Aussergewöhnliches. [...]

Im Folgenden unterhalten sich Mutter und Tochter über die Gründung des Treffpunkts Schwarze Frauen in Zürich und über dessen Bedeutung für Schwarze Frauen.

*Alexa:* [...] Wir haben immer über Toleranz und Verschiedenheit gesprochen und davon, dass wir alle akzeptieren. Aber es gab auch viele Vorurteile untereinander und Stereotypisierungen.

*Zeedah:* Das ist wahr ...

*Alexa:* Es gab sogar eine Art Rassismus.

*Zeedah:* Das gab es.

*Alexa:* Das hat mich sehr irritiert, dieser Widerspruch.

*Zeedah:* Wir waren keine homogene Gruppe. Es war zwar nicht nur eine Notgemeinschaft, aber es gab Unterschiede, welche wir nie richtig benannt und entdeckt haben. [...] Die Unterschiede zwischen Afroamerikanerinnen und Afrikanerinnen waren spürbar, wurden aber nicht thematisiert. Es gab auch Klassenunterschiede.

*Alexa:* Auch unter den Afrikanerinnen. Eine Frau aus Kenia hat eine andere Lebensweise als eine Frau aus Südafrika und eine Südafrikanerin wiederum eine andere als eine Afroamerikanerin. Irgendwie hat man die Vorstellung an den Treffpunkt herangebracht: «Alle Schwarzen Frauen sind Opfer. Wenn sie miteinander Händchen halten und Reis und Fladenbrot essen, dann verstehen sich alle super.» Das ist Unsinn.

*Zeedah:* Ich habe immer gegen dieses Opfer-Ding gekämpft. Aber gleichzeitig waren auch viele Frauen da, die wirklich zu Opfern gemacht wurden.

*Alexa:* Und es waren auch einige richtig gemeine und sonderbare Frauen dabei. Opfer sind ja nicht unbedingt nett. Aber man ist schnell in diesen Denkkategorien drin. Es gab im Treffpunkt auch Frauen, die rassistisch waren. Wenn ich an die ganzen Spannungen denke, die ihr mit der orthodoxen jüdischen Gemeinschaft dort am Manesseplatz hattet. Ich habe dir damals gesagt: «Ihr seid Feministinnen, und dann benehmt ihr euch so! Ihr tut so blöd mit diesen jüdischen Leuten, und sie sind genauso blöd zu euch, spinnt ihr eigentlich!»

*Zeedah:* Stimmt, wir zwei hatten diese Diskussionen. Aber es war schwierig, das in der grossen Gruppe zu besprechen. [...] Es war der Treffpunkt, der mich gelehrt hat, dass auch ich rassistische Teile habe. [...] Weil ich meine Gefühle wahrgenommen habe, konnte ich sie bearbeiten, sodass sie mir nicht im Wege stehen. Ich gebe zu: Das Erste, was mir an Obama gefiel, ist, dass er Schwarz ist. Das ist ein bisschen rassistisch. Obwohl: Es ist nicht so, dass ich Mitt Romney nicht mochte, weil er weiss ist. [...]

*Alexa:* Das ist doch der zentrale Punkt. Du sagst nicht, du

magst den anderen nicht, weil er weiss ist. Kategorisierung ist manchmal gesund, es ist menschlich, und es reduziert Komplexität. Ich mache das auch. Es ist nicht immer wertend und muss nicht zu Rassismus führen. Wesentlich scheint mir jedoch, sich der Kategorisierung bewusst zu sein, die eigenen Denkmuster zu hinterfragen und wo nötig zu verändern.

*Zeedah:* Es braucht aber [...] noch etwas anderes: Die Anerkennung aller als gleichwertig. Ich fand, die jüdischen Leute, welche das Haus an der Manessestrasse besitzen, waren nicht nett zu uns. Ich habe sie nicht gemocht. Trotzdem würde ich leidenschaftlich für ihre Rechte kämpfen, wenn sie in Gefahr wären.

Stark gekürzte Fassung des Gesprächs, das unter dem Titel «Identität, Rassismus und Revolution» im Buch «Terra incognita? Der Treffpunkt Schwarzer Frauen in Zürich», Limmatverlag 2013, erschienen ist. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Gesprächsteilnehmerinnen, des Verlags sowie der Herausgeberinnen Shelley Berlowitz, Elisabeth Joris und Zeedah Meierhofer-Mangeli.

## Identités multiples

Alexa: A vrai dire, je ne suis pas vraiment noire. Ni blanche non plus. On ne me considère pas comme une blanche en Suisse, ni comme une noire au Kenya. Alors où que je sois, j'ai toujours l'impression d'être différente des autres. Je n'ai jamais eu le sentiment net d'être tout à fait blanche ou tout à fait noire.

*Zeedah:* Pour moi, vous avez toujours été noires, ta sœur et toi. Ma culture, ma famille, les femmes de la communauté noire vous considéraient comme des leurs. Quand vous êtes avec des femmes noires, vous êtes toujours « dans le nous ». Ce n'est pas pareil avec les femmes d'autres communautés (non noires): elles ne vous ont jamais fait entrer dans leur « nous ». Il y a toujours eu une certaine distance. Moi, j'ai toujours dit que vous étiez noires. [...]

Alexa: Bon, il faudrait commencer par définir ce qu'on entend par « noir »: la couleur de peau ou la culture familiale? Comment je suis perçue par la société? Ou quelles sont mes perspectives dans la société suisse, respectivement kenyane?

*Zeedah:* Là tu as raison. Quelle est ta définition à toi?

Alexa: (après un temps de réflexion) C'est une question très difficile. Je ne fais pas tellement de différence entre noir ou non-noir; peut-être parce que je n'ai pas vécu ma jeunesse en Europe à la même époque que toi, maman. Quand nous sommes avec des amies d'origine africaine, Sophia et moi, nous sommes des leurs. Mais je crois que chacune de nous dirait, de son côté, qu'elle est Suisse. Non, je ne me sens pas tout à fait noire. Et puis, ce n'est pas un problème pour moi d'avoir une identité qui change selon la situation.

**Zeedah Meierhofer-Mangeli** hat den Treffpunkt Schwarzer Frauen in Zürich aufgebaut. Heute ist sie als wissenschaftliche Beraterin, Dozentin und Projektleiterin tätig.

**Alexandra Meierhofer** studierte Rechtswissenschaften und absolvierte einen Master in Betriebswirtschaft.

# « Il faudrait toujours se demander comment on aimerait être traité soi-même. »

En Suisse, les personnes noires font partie de la minorité visible. Leur apparence physique est à elle seule différente de celle de la société suisse, pays d'accueil, majoritairement blanche. Mais qu'implique le fait de se « démarquer » d'une manière si manifeste de la « norme blanche » ? Comment se sent-on lorsqu'on est d'une frange visible ? Comment réagir face aux propos motivés par le racisme auxquels les personnes noires sont particulièrement confrontées ? *terra cognita* a dialogué avec Raoul Lembwadio qui représente les communautés africaines au sein de la Commission fédérale pour les questions de migration.

Le café dans lequel nous avons convenu de nous rencontrer est situé juste en face de la gare de Neuchâtel. Raoul Lembwadio en est un habitué et salue le personnel par un « salut ! » chaleureux. Plus tard, dans la conversation, on apprendra qu'il a gagné ses premiers sous (dans les années 1980), en tant que veilleur de nuit dans ce même établissement, qui s'appelait, alors « Hôtel Terminus ».

Raoul Lembwadio, psychologue, spécialiste en migration, est en Suisse depuis octobre 1979. Racontant ses premiers temps en Suisse, il évoque l'heureux hasard d'avoir été membre du Conseil de paroisse de l'EREN (Eglise réformée évangélique du canton de Neuchâtel) et du Vestiaire de l'entraide, et surtout d'avoir été admis comme membre du groupe des contemporains de Boudry, nommé : « Amitié 48 ». Avec eux, il a participé à de nombreuses activités. C'est d'ailleurs par le biais de cette participation associative qu'il s'est dès lors intégré dans notre pays. C'est grâce à eux et à leur réseau qu'il en vint à la politique au sein de sa commune, Boudry, dans le canton de Neuchâtel. En effet, un de ses contemporains lui a demandé s'il serait d'accord de figurer sur une liste électorale pour l'élection au Conseil communal. Raoul Lembwadio : « *Je lui ai demandé si cela ne dérangeait pas. Je suis parti de l'idée que comme Boudryan venant d'ailleurs cela pourrait être une*

*provocation. Je suis allé sur la pointe des pieds. Je ne voulais pas provoquer la colère des gens. Mais mon ami m'a encouragé à le faire quand même, au vu de mes engagements dans la société d'accueil.* » Raoul Lembwadio a été élu en 1996 au Conseil général et, quelques années plus tard, également au Conseil communal de Boudry. « *C'est grâce à mon réseau, à mes connaissances, que cela a pu se faire et j'ai même été élu deux fois président du Conseil communal – donc maire de la commune.* »

Dans l'interview, Raoul Lembwadio explique ce que signifie appartenir à une minorité visible, quels défis et difficultés y sont associés, et comment y répondre.

*Vous avez parlé de votre peur de provoquer. Est-ce que cela s'est avéré ?*

Je n'ai pas eu de réaction directe. Mais il y a eu deux lettres anonymes adressées à la Commune disant que si je voulais gouverner, il fallait le faire dans mon pays d'origine. La police a demandé si je voulais porter plainte, j'ai répondu non, estimant qu'il s'agissait probablement d'une personne qui allait mal et qui utilisait ce moyen pour exprimer son malaise. En tout cas, au Conseil, quand il y a eu des débats, c'était tout d'abord parce que je défendais un dossier et que les autres réagissaient en conséquence. Ce qui est normal de mon point de vue.

*Vous étiez donc vu comme tous les autres politiciens ?*

En principe oui, bien que j'avais parfois le sentiment de devoir faire plus que les autres, pour me protéger.

*Il y a des groupes antiracistes qui disent que le racisme envers les personnes noires est particulier. Qu'en pensez-vous ?*

Il y a une particularité, oui, c'est la visibilité. Ici à Boudry, je suis l'ancien conseiller communal, les gens me connaissent. Mais quand je suis à l'extérieur, Berne par exemple, je deviens une personne « anonyme ». Je peux voir cela dans le regard des gens. Ils pensent que je suis un étranger, peut-être, requérant d'asile ... ou quelqu'un de qui il faut se méfier. J'ai fait l'ex-

périence qu'on met en avant les idées négatives. Pour les Africains, les Noirs, ce n'est souvent pas facile de devoir toujours se justifier. Il y a une discrimination anti-Noirs spécifique qui s'articule quand une personne de couleur cherche un logement ou un travail. J'en ai aussi fait l'expérience au passage de frontière avec mes collègues du Conseil ou même du COSM (Service de la cohésion multiculturelle).

*Vous parlez du regard des gens. Comment cela s'exprime-t-il ?*

C'est difficile à dire, mais je le vois. Dans les grandes villes on est moins visible, mais c'est aussi dû au fait que c'est plus anonyme. Dans les villages, les gens regardent de plus près, parce qu'on croit connaître tout le monde. Et là, comme personne de couleur, on est observé de la tête au pied.

*Quelle est votre réaction lorsque les gens vous regardent ?*

Ça dépend, quand il y a quelqu'un qui regarde de loin, je continue ma route, quand il y a quelqu'un en face, je lui dis bonjour. Des fois ils sont étonnés que je dise bonjour, il y en a qui répondent, d'autres pas.

*Vous avez utilisé différentes notions par rapport aux Noirs : personnes de couleur, Noirs, Africains. Il y a des activistes qui demandent que l'on n'utilise pas le terme « noir ». Quelle est votre opinion à ce propos ?*

Personnellement, je préfère qu'on appelle les gens par leur nom. Je m'appelle Raoul ou Monsieur Lembwadio. Ce qui me frappe souvent, c'est des phrases comme : « Tu as vu ce Noir ? » ou : « Tu as vu cet Africain ? » Cela implique souvent une évaluation négative. On pourrait très bien dire : « Tu as vu ce monsieur ? » – J'ai participé à des débats sur la *political correctness*. Une approche était de ne plus dire « Noirs », mais « Blacks ». J'appartenais à la minorité qui disait que cela ne change pas grand-chose, le problème reste le même. Mais pour les jeunes apparemment, c'est *cool*. Ils disent par exemple : « Hier il y avait un concert de Blacks. » Je trouve cela pas très utile. Il ne faudrait pas appeler les gens par leur couleur de peau ; personne ne désignerait les Blancs par leur couleur. On peut parler de Madame ou de Monsieur ou utiliser le nom de la personne.

*Cependant, il y a des associations qui utilisent le terme « noir » pour dénoncer la discrimination envers les « personnes de couleur ». Comment alors s'exprimer ?*

Dans ce cas-là, c'est justifié, parce qu'on parle d'une problématique. Ces associations luttent contre les discriminations qui s'adressent à un groupe, donc les personnes de couleur. Il y a aussi toute une histoire de blessures qu'il faut prendre en compte : l'esclavage, le colonialisme, le néocolonialisme, etc.

«Man sollte sich immer fragen, wie man selbst gerne behandelt würde.»

Schwarze Menschen in der Schweiz gehören zu den sichtbaren Minderheiten. Allein durch ihr Aussehen «widersprechen» sie der weissen Mehrheitsgesellschaft. Was heisst es, von der weissen Norm so deutlich «abzufallen»? Wie fühlt man sich, immer sichtbar zu sein? Wie geht man mit rassistisch motivierten Äusserungen um, die schwarze Menschen besonders betreffen? *terra cognita* hat mit Raoul Lembwadio gesprochen, der in der EKM die Anliegen der afrikanischen Communities vertritt.

Auf die Frage, wie sich die Mehrheitsgesellschaft gegenüber Schwarzen verhalten solle, sagt er: «Ich habe Mühe mit Menschen, die sich politisch korrekt geben, aber nur so tun. Ich bevorzuge offenes und ehrliches Fragen. Was mich in meiner Würde verletzt, sind mir völlig unbekannte Menschen, die mir auf die Schulter klopfen und mich mit «Salut, mon frère!» ansprechen. Ich bin nicht der Bruder von jedem. Im Grunde genommen ist es einfach: Man sollte sich immer fragen, wie man selbst gerne behandelt werden möchte.»

*On peut observer un certain malaise aussi de la part des Suisses, des Blancs : ils ne savent pas comment s'exprimer sur les Noirs ou ils n'osent pas, parce qu'ils ont peur de blesser. Quelle est votre réponse aux Blancs ?*

Ce que je n'aime pas, c'est les personnes qui sont politiquement correctes, mais chez lesquelles on s'aperçoit très vite qu'elles sont hypocrites. Mieux vaut poser des questions ouvertes et sincères. Et ce qui me blesse souvent, c'est des personnes que je ne connais pas qui viennent vers moi, me tapent sur l'épaule et me disent : « Salut, mon frère ! » Ce n'est pas normal, quoi ! Je ne suis pas le frère de tout le monde. En fait, c'est simple : il faudrait toujours se demander comment on aimerait être traité soi-même. Je suis un homme avec une histoire, avec une biographie et on peut me poser des questions sur mon vécu. C'est vrai, j'appartiens aussi à un groupe, mais cela n'est pas l'essentiel.

*Merci beaucoup pour cet entretien !*

**Raoul Lembwadio** est membre de la CFM. Il a été maire de la commune de Boudry à deux reprises. Aujourd'hui à la retraite, il a travaillé durant 20 ans au sein du Service de la cohésion multiculturelle du canton de Neuchâtel. L'entretien a été mené par Simone Prodolliet.

# Per fortuna ha una bella testa dura.

Trentuno scrittori e scrittrici svizzeri di generazioni e lingue diverse hanno incontrato beneficiari del soccorso d'emergenza, sans papiers e richiedenti l'asilo respinti, ricavandone dei ritratti che danno voce alle loro storie personali. Uno di questi ritratti è dedicato ad Ali, proveniente dallo Yemen.

«Hai la testa dura» ha detto il poliziotto. Sì, Ali ha la testa dura, perché non vuole tornarsene al suo paese, quello che una volta era l'Arabia Felix e forse si potrebbe ribattezzare Arabia Ferox, un paese poverissimo. Lo Yemen, uno dei più antichi centri di civilizzazione, di cui Pasolini ha detto, in un suo libro: «Lo Yemen, architettonicamente, è il paese più bello del mondo. Sana'a, la capitale, è una Venezia selvaggia sulla polvere senza San Marco e senza la Giudecca ...». Oggi, politicamente, è un regime protetto dagli Stati Uniti.

Da dodici anni Ali vive in Svizzera. Una moglie, tre figli, niente lavoro. Prima lavorava legalmente, poi ha ricevuto la risposta negativa alla sua richiesta d'asilo e ha dovuto smettere di lavorare. Da qualche tempo ha un permesso temporaneo che gli consente di rimanere per motivi umanitari. Riceve l'assistenza dal Cantone. Ma laggiù non torna, l'ha detto chiaro e tondo nel corso di cinque incontri con i funzionari che l'hanno interrogato; anche dopo aver ricevuto una lettera minacciosa in cui si diceva che avrebbe potuto essere espulso con la forza. Subito penso al film di Melgar sui rimpatri forzati. Un connazionale di Ali tempo fa è stato rimpatriato dalla Svizzera in modo coatto ma, giunto a Sana'a, è stato imprigionato, ne hanno parlato anche i nostri giornali.

Oggi Ali mi racconta la sua storia in un bar di Chiasso; è il primo giorno di Ramadan e lui non beve neanche un bicchier d'acqua. Qui, dove negli anni Cinquanta del secolo scorso pensavo che la mia fosse una città piena di avventure. Ma per avventura, allora, intendevo un incontro meraviglioso, oppure imprese di contrabbando, o la storia impreveduta che accade in un luogo di passaggio dove tutto è possibile. Per il mio in-

terlocutore invece, si tratta della vita in pericolo: la sua avventura ha un sapore amaro. Me la racconta senza mollare il cappellino nero, sotto il quale spuntano capelli già grigi: ha quarantadue anni e, nonostante l'amarezza, gli occhi scuri ogni tanto sorridono. Occhi arabi. Ali è musulmano praticante, sunnita per la precisione. Mi parla di sunniti e sciiti, califfi e imam, ma ci capisco poco. La passione religiosa si rispecchia negli occhi di Ali: l'irrazionale è più forte della ragione.

Figlio di un commerciante, ha girato mezzo mondo e ora è qui nella città della mia giovinezza. Ultimamente su un quotidiano locale ho letto: «La città di Chiasso non è il Far West»; e appena un piccolo delinquente ruba una bottiglia di rum al supermercato il giornalista parla di Bronx: si vede che il Ticino non è proprio cambiato, è rimasto la Repubblica dell'Iperbole. Ali, con il suo linguaggio immaginifico dice: «Lasciano andare il cammello e corrono dietro al topo».

Qui, davanti al bar, possiamo goderci la distesa di granito cinese con il quale il Comune ha tappezzato il centro, dove poco fa è stata fotografata una nostra consigliera nazionale avversa ai rifugiati. Granito cinese, non ticinese ...

Ali parla bene italiano ma io faccio un po' fatica a seguirlo perché la sua è una storia complicata. Dopo il liceo, avrebbe voluto diventare ingegnere. Ha una sorella in Svezia e tre fratelli al paese, uno dei quali schizofrenico: in prigione gli s'è sballato il cervello. Se n'è andato dal paese dopo la guerra tra sudisti e nordisti e dopo essere stato in prigione due volte. E durante il viaggio ha perso i documenti. Ora, da noi, è in un paese democratico, però si sente come un prigioniero senza prigione. Mi piace l'immagine: mi viene in mente Dürrenmatt, ma in questo caso la letteratura non c'entra. Ali ha vissuto anni come clandestino. Ora ha il permesso F ed è qui provvisoriamente. Situazione precaria. Che cosa sappiamo noi, campioni di democrazia, di permessi N, F, B, C? A noi basta il permesso di condurre. Per gli immigrati, invece, il permesso ha un'importanza fondamentale. Dopo tutti questi anni lo Yemenita mi dice che potrebbe chiedere la nazionalità svizzera. E lui lo farebbe specialmente per sua figlia, che ora ha dieci

## Die Bedeutung eines Ausweises

«Du bist ein Sturkopf», hatte der Polizist zu Ali gesagt. Ja, Ali hat sich störrisch und stur gezeigt, denn er wollte nicht in seine Heimat zurückkehren, in dieses Land, das einmal als Arabia Felix galt. Man müsste es heute Arabia Ferox taufen, es ist ein sehr armes Land, versunken im Konflikt. Jemen, eines der ältesten Zentren der menschlichen Zivilisation, von dem Pasolini einst sagte: «Der Jemen ist architektonisch gesehen das schönste Land der Welt. Die Hauptstadt Sana'a ist ein wildes Venedig im Sand, nur ohne San Marco und Giudecca.» [...]

Ali spricht gut Italienisch. Trotzdem fällt es mir schwer, ihm zu folgen, denn sein Leben ist eine komplizierte Geschichte. Nach Beendigung des Gymnasiums wollte er Lehrer werden. Seine Schwester lebt in Schweden, die drei Brüder sind in Jemen geblieben. Einer davon ist schizophren: Im Gefängnis haben sie ihm den Kopf eingeschlagen. Ali verliess das Land nach dem Bürgerkrieg und nachdem er zwei Mal im Gefängnis sass. Auf der Reise kamen ihm seine Papiere abhanden. Heute lebt er, hier bei uns, in einem demokratischen Land, doch fühlt er sich wie ein Gefangener ohne Gefängnis. Das Bild gefällt mir, ich denke an Dürrenmatt, doch die Literatur spielt in diesem Fall keine Rolle. Ali lebte viele Jahre als Clandestino. Heute hat er einen F-Ausweis und darf vorläufig bleiben. Eine schwierige Situation. Was wissen wir, Weltmeister der Demokratie, schon über all die Ausweise N, F, B, C? Wir benötigen lediglich einen Fahrausweis. Für Einwanderer jedoch ist ein Ausweis eine existenzielle Angelegenheit. Ali sagt mir, dass er nach all den Jahren Aufenthalt in der Schweiz einen Antrag auf Einbürgerung stellen könnte. Er werde es vor allem für seine Tochter tun, die heute zehn Jahre alt ist. [...]

Zum Glück ist er ein Sturkopf.

anni. Non ha speranze, non glielo daranno mai lo statuto di rifugiato.

Ali è stato interrogato dalle autorità più volte: a Friburgo, Berna, Chiasso, Bellinzona... In Ticino ha lavorato un po' dappertutto come aiuto in cucina, nel giardinaggio, come operaio di fabbrica, in un'impresa di pulizia, nella logistica. Poi l'hanno sistemato in un appartamento a Chiasso: se non avesse accettato lo avrebbero trasferito «tramite le forze dell'ordine», mi fa vedere il documento. Ma adesso non vede prospettive. «Farei qualsiasi lavoro. Posso andare anche a spaccare quella montagna», dice puntando lo sguardo oltre le case. Rimpiange il fatto di non aver potuto partecipare alle manifestazioni, nel suo paese, sull'onda della primavera araba. Ma pensa ai suoi figli e non vuole tornare, perché rischia la prigionia. Per fortuna ha una bella testa dura, sotto quel cappellino nero.

Estratto dal libro «an deiner statt – à ta place», Editions d'en bas, Arte + Politica, 2013, pagine 127-130, con la gentile autorizzazione della casa editrice.

**Alberto Nessi** è poeta e narratore. Le sue pubblicazioni più recenti sono: «La prossima settimana, forse» e «Ladro di minuzie», raccolta antologica di poesie.

# Von der Defensive in die Offensive.

«Wenn sich immer mehr Schweizer wie Neger fühlen, braucht der Nationalrat endlich einen echten.» Mit diesem markigen Spruch warb der Zürcher Andrew Katumba 2003 auf der «Second@s»-Liste 15 für seine Kandidatur in den Nationalrat. Den Sprung ins nationale Parlament schaffte er nicht, dafür wurde er 2005 in den Gemeinderat der Stadt Zürich und später in den Kantonsrat gewählt. Slogans, die gängige Sichtweisen mit Witz hinterfragen, sind charakteristisch für die Politik des Vereins Second@s Plus. Seit 2002 mischen Secondas und Secondos an verschiedensten Orten der Schweiz mit innovativen Aktionen und paradoxen Interventionen die politische Szene auf.

Es begann im Mai 2002, als die Stadtzürcher Polizeivorsteherin Esther Maurer zu den Ausschreitungen anlässlich der 1.Mai-Kundgebung, an der 14 Personen verletzt und rund 100 Personen verhaftet wurden, Folgendes sagte: «Wir haben ein gesellschaftliches Problem. Die Secondos sind bei den diesjährigen Ausschreitungen noch vehementer aufgetreten als im Vorjahr.» Gemäss Polizei hätten sich viele Ausländer der zweiten und dritten Generation als Krawallmacher betätigt. Als Reaktion auf diese Ereignisse formierte sich in Zürich innerhalb der SP eine Arbeitsgruppe «Migration», die sich aus Secondos und Secondas zusammensetzte. Bald wurde die Arbeitsgruppe in «Second@s» umbenannt und trat bereits 2003 mit einer eigenen Liste für die Nationalratswahlen an.

Seither beteiligen sich Secondos und Secondas in verschiedenen Teilen der Schweiz an politischen Aktionen, lassen sich in Parlamente auf Gemeinde- Kantons- und nationaler Ebene wählen, engagieren sich gegen xenophobe Tendenzen. Pünktlich zum Jahrestag der Abstimmung zur «Masseneinwanderungsinitiative» lud der Verein mit andern Organisationen zum «1. Kongress der Migrant\_innen und Menschen mit Migrationshintergrund». Rund dreihundert Personen nahmen an der

Veranstaltung teil. Tenor des Kongresses: «Wir sind da. Wir bleiben. Wir werden mehr. Und wir fordern Anerkennung.»

*terra cognita* hat mit Ekin Yilmaz, Co-Präsidentin des Vereins Second@s Plus Schweiz, über Anliegen und Vorhaben des Vereins gesprochen.

*Ekin Yilmaz, der Verein Second@s Plus hat den negativ besetzten Begriff des Secondo positiv umzudeuten versucht. Ist Ihnen das gelungen?*

Ich denke, es ist uns tatsächlich gelungen. Inzwischen ist «Secondo» zu einem neutralen Begriff geworden. Wir haben uns den Begriff angeeignet, ihn positiv besetzt.

*Trägt die Verwendung des Begriffs des Secondo nicht dazu bei, dass Differenzen zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund verfestigt werden?*

Mir persönlich geht es darum zu sagen, dass ich ein Mensch von hier bin. Und wenn ich mich als Seconda bezeichne, heisst das, dass ich hier geboren und hier aufgewachsen bin. Was mich oft stört, ist, dass ich wegen meines Namens als Person mit Migrationshintergrund vorgestellt werde. Ich bin aber keine Migrantin, bin nie in die Schweiz migriert. Für mich ist diese Unterscheidung wichtig.

*Sie möchten nicht als Person mit Migrationshintergrund bezeichnet werden. Die Bezeichnung «Seconda» ist aber in Ordnung?*

Genau, ich habe eigentlich keinen Migrationshintergrund. Ich bin zwar in unterschiedlichen kulturellen und sprachlichen Umfeldern aufgewachsen, habe nach wie vor ein gutes Verhältnis zu meinem Elternhaus, schätze aber auch Schweizerinnen und Schweizer. Ich sehe es als eine Bereicherung, als ein Plus, Bezüge zu mehreren Milieus zu haben.

*Zu Ihrer Organisation: Wie viele Mitglieder haben Sie und welches Profil weisen diese auf?*

Es gibt mehrere Sektionen in der Deutschschweiz: im Aargau, in Basel, Bern, Luzern, in der Ostschweiz, in Solothurn, Zug und Zürich. Wir haben ein paar hundert Mitglieder, die die Interessen von uns Secondas vertreten. Wir sind sehr unterschiedlicher Herkunft, unsere Eltern kommen aus ver-

schiedensten Ländern, manche haben einen Schweizer Vater oder eine Schweizer Mutter. Was uns verbindet, ist, dass die Schweiz unser Lebensmittelpunkt ist. Im Übrigen gibt es auch Schweizer, die Mitglied bei uns sind.

*Sie sind nur in der Deutschschweiz vertreten; warum gibt es in der Romandie keine Sektionen?*

Mir scheint, dass sich in der Romandie die Frage der Partizipation ganz anders stellt. Vielerorts gibt es das Stimm- und Wahlrecht für Ausländerinnen und Ausländer. Das Bedürfnis, sich so zu organisieren, war vor allem ein Anliegen in der deutschsprachigen Schweiz.

*Arbeitet Second@sPlus auch mit klassischen Migrantenorganisationen zusammen?*

Vereine von Migrantinnen und Migranten gibt es viele; aber deren Schwerpunkte sind etwas anders gelagert. Oft geht es um die Pflege von Beziehungen mit Landsleuten oder die Aufrechterhaltung von Kontakten mit dem Herkunftsland. Teilweise vertreten wir ja ähnliche Forderungen wie etwa Chancengleichheit im Bildungswesen oder die Gewährung politischer Rechte. Wir arbeiten mit klassischen Migrantenorganisationen zusammen, aber für die konkreten Anliegen der zweiten und weiteren Generationen braucht es eine Organisation wie Second@sPlus. Für uns Second@s spielt der Bezug zum Herkunftsland kaum eine Rolle, anders als dies der Fall für viele Migrantenorganisationen ist. Wir orientieren uns stark am Leben in der Schweiz und an der Möglichkeit, hier an Entscheidungsprozessen teilzunehmen.

*Sie machen immer wieder mit ungewöhnlichen Aktionen auf Ihre Anliegen aufmerksam. Sie machten etwa den Vorschlag für eine neue Landeshymne. Für grosses Aufsehen sorgte vor ein paar Jahren ausserdem der Vorschlag von Ivica Petrusic, dass Personen mit ausländisch klingenden Namen vereinfacht eine Namensänderung beantragen können. Sind dies ernstgemeinte Vorschläge oder geht es mehr darum, zu provozieren?*

Wir haben kaum finanzielle Mittel zur Verfügung. Deswegen versuchen wir, auf andere, auf kreative Weise auf uns und unsere Anliegen aufmerksam zu machen. Andererseits sind wir aber auch überzeugt, dass es keine Tabus geben soll. Dies zeigt sich gerade beim Vorschlag einer Namensänderung. Ich persönlich möchte meinen Namen nicht ändern, aber es gibt durchaus Personen, die dies aus legitimen Gründen gerne tun würden. Warum also nicht darüber diskutieren? In Frankreich beispielsweise ist es bei einer Einbürgerung möglich, sich einen neuen Namen zuzulegen. Und, ja: Wir treten provokativ und fordernd auf, weil wir uns nicht als Opfer, sondern als handelnde Subjekte verstehen.

*Ein Jahr nach der Annahme der «Masseneinwanderungsinitiative» veranstalten Sie zusammen mit anderen Organisationen den 1. Migrantenkongress. Was ist das Ziel dieses Kongresses?*

## Dalla difensiva all'offensiva

«Se sempre più svizzeri si sentono i negri della situazione, forse è ora che in Consiglio nazionale ce ne sia uno per davvero.» Con questo gioco di parole forte, lo Zurighese Andrew Katumba ha lanciato nel 2003 la sua candidatura per il Consiglio nazionale sulla lista numero 15 dei «Second@s». Allora non è stato eletto, ma nel 2005 è entrato nella compagine del Consiglio comunale zurighese e più tardi anche in quella del Gran Consiglio del Cantone. – La politica dell'associazione Second@s Plus si contraddistingue per i suoi slogan umoristici che mettono in discussione modi di vedere correnti. Dal 2002, questi stranieri di seconda generazione scuotono la scena politica un po' in tutta la Svizzera con azioni innovative e interventi paradossali. Il 7 febbraio, l'associazione ha organizzato un congresso di concerto con altre organizzazioni. Così si è espressa al riguardo la co-presidente Ekin Yilmaz:

«Per noi il 9 febbraio 2014 è stato un po' una svolta. Abbiamo voluto riunire tutte le forze che si adoperano per scongiurare un isolamento della Svizzera. Al tempo stesso abbiamo voluto rinforzarci gli uni gli altri e dare un segnale in contrasto con una politica migratoria dettata da criteri puramente economici. Vogliamo essere visibili, levare le nostre voci, mostrare a tutti che la Svizzera è anche il nostro Paese. Nel suo discorso d'apertura, Kijan Espahangizi lo ha detto chiaramente: chiediamo una Svizzera aperta e sfaccettata non soltanto per una parte della popolazione ma per tutti coloro che vivono in questo Paese. Ci siamo anche noi e siamo parte della Svizzera.»

Der 9. Februar 2014 stellte für uns gewissermassen einen Wendepunkt dar. Wir wollten alle Kräfte, die sich gegen eine Abschottung der Schweiz einsetzen, versammeln, aber auch uns selber gegenseitig stärken, ein Zeichen setzen gegen eine Migrationspolitik, die nur nach ökonomischen Kriterien funktioniert. Wir wollen uns zeigen, unsere Stimmen erheben, klarmachen, dass die Schweiz auch unser Land ist. Kijan Espahangizi hat es in seiner Eröffnungsrede auf den Punkt gebracht: Wir fordern eine offene und vielfältige Schweiz nicht nur für einen Teil der Bevölkerung, sondern für alle, die hier leben. Es gibt uns, und wir sind ein Teil der Schweiz.

**Vielen Dank für das Gespräch!**

[www.secondos-plus.ch](http://www.secondos-plus.ch)

**Ekin Yilmaz** ist Co-Präsidentin von Second@s Plus. Das Interview wurde von Simone Prodoliet geführt.

# Was ihr wollt – die subversive Kraft des Lachens.

«Humor ist der Knopf, der verhindert, dass uns der Kragen platzt.» Diesen Satz von Joachim Ringelnatz nehmen sich auch Menschen zum Motto, die in der Öffentlichkeit oftmals mit negativen Stereotypen belegt werden. In der Überspitzung von Vorurteilen greifen Secondos und Secondas zum Mittel der Comedy, um auf Zuschreibungen aufmerksam zu machen und sie der Lächerlichkeit preiszugeben.

Er beschreibt sich selber als optimalpigmentiert, erzählt todernst davon, dass er bei Nachtübungen im Militär keine Schuhwische ins Gesicht zu streichen brauche oder gibt zum Besten, wie er vom Lehrer vielsagend gemustert wird bei der Frage an die Klasse, wer denn schon mal Rassismus erlebt habe. Die Anekdote aus der Schulzeit bringt er dann mit einer unerwarteten Pointe zu Ende: Auf die Rückfrage der Klasse, was denn Rassismus sei, antwortet der wohlmeinende Lehrer: «Wenn ihr wegen eurer Hautfarbe irgendwie beleidigt werdet.» Da springt die halbe Klasse auf: «Wir haben Rassismus schon erlebt: Der Charlie sagt, im Winter sehen wir aus wie Galakäse auf Weissbrot.» Die Rede ist von Charles Nguela, gebürtiger Kongolese aus Niederlenz und Gewinner sowohl des Jury- wie auch des Publikumspreises an den Swisscomedyawards 2014. Der Mittzwanziger versteht es, die Alltagserfahrungen mit seiner Hautfarbe und klassische Stereotype über seine afrikanische Herkunft in den Mittelpunkt seiner Comedy-Auftritte zu stellen und erntet damit nicht nur (zuweilen irritierte) Lacher, sondern auch Auszeichnungen.

## Jugoslang und Kanaksprak

Mit etwas Verspätung im Vergleich zu Frankreich, das sich hohe Zuschauerzahlen schon in den 1990er-Jahren dank Smaïn, Jamel Debouzze, Eric et Ramzy, oder Omar et Fred sicherte, oder Deutschland, wo Migranten wie Bülent Ceylan, Django Asül oder Kaya Yanar, um nur die bekanntesten Namen zu nennen, ganze Hallenstadion füllen, sind nun also auch in der Schweiz die Secondos auf den Comedy-Bühnen angekommen.

Um das Publikum zum Lachen zu bringen, bedienen sich Secondos nicht nur der gängigen Stereotype, sie setzen häufig auch ihr mehrsprachiges Wissen ein, um sprachliche und andere Formen der Völker(miss)verständigung darzustellen. Pointenlieferanten sind dabei oft sprachliche und kulturelle Differenzen, in denen sich Secondos zuweilen virtuos bewegen. Dabei werden auch Digitalkanäle rege genutzt und neue Formen, wie etwa «Misheard Lyrics», selber gedrehte Videos oder Parodien in so genanntem Jugoslang oder Kanaksprak einer wachsenden Fangemeinde beliebt gemacht. Die Bandbreite der humoristischen Beiträge, die sich in den digitalen Medien findet, ist von sehr unterschiedlicher Qualität. Vielen der Beiträge gemein ist aber, dass sie ihre sozialen Realitäten, Normen und Werte parodistisch zum Thema machen und damit oft unter Jugendlichen Kultstatus erlangen.

Dass Secondos im Comedy-Business vorne mit dabei sind, zeigt auch die Etablierung von TV-Formaten, die ihnen alleine gewidmet sind. So lädt Abdelkarim jeden zweiten Samstag auf EinsPlus vier junge Comedians mit unterschiedlichem Hintergrund in eine Shisha-Bar ein: «Eben noch im Asylantenheim, jetzt schon im Auffanglager der Comedy.» Die einschlägige Anmoderation zu Stand-up-Migranten zeigt wie unerschrocken und gekonnt pointiert es in der Sendung zu und her geht. Und auch in der Schweiz leisteten sich neulich die Oltner Kabaretttage unter dem Motto «Kabarett meets MultiKulti» mit dem Migrantenstall eine Vorstellung, die ausschliesslich Kabarettisten mit sogenanntem Migrationshintergrund vorbehalten war.

## Umdeutung von negativen Zuschreibungen

Die Ausgangslage indes ist paradox: In einem politischen Kontext, in dem Zugewanderte gerne zu Sündenböcken für nahezu alle Herausforderungen der modernen Gesellschaft gestempelt werden, mit der Unterstützung von Medien, die nur unterproportional und meistens problemorientiert über sie berichten, tritt auf den humoristischen Bühnen zunehmend die junge Generation der Zugewanderten in Erscheinung. Und sie tut dies genau mit jenen negativen Klischees, mit welchen Zugewanderte in der Öffentlichkeit herumgereicht werden und oftmals auch zu kämpfen haben. Während aber im Boulevard oder in

Talksendungen die real existierende migrantische Unterschicht zur Belustigung des Publikums vorgeführt wird, bringen die neuen Stand-up-Comedians mit unübersehbar migrantischem Hintergrund locker Gemeinplätze über Ausländer oder Asylsuchende, über Eigenheiten der eigenen Ethnie und Herkunft auf die Bühne. In einem Akt der Aneignung negativer öffentlicher Bilder schrecken sie auch nicht davor zurück, den gewaltbereiten Ausländer oder die prollige Migrantin zu geben. Sie führen damit allerdings nicht die Figuren vor, sondern – und das ist die Pointe – die Vorurteile, denen sie entspringen.

In der Haltung des wohlbekannten «Humor, ist wenn man trotzdem lacht» scheinen sie damit nicht nur die Widrigkeiten der Realität, der sie im Alltag ausgesetzt sind, mit Humor zu überwinden, sie betreiben vielmehr durch die humoristische Übersteigerung eine Umdeutung der negativen Bilder über Ausländer und Migrantinnen. Insofern gewinnen sie zuerst einmal Definitionsmacht zurück; analog, wie es die zweite Generation von Zugewanderten im letzten Jahrzehnt auch mit dem vormals negativ konnotierten Begriff der Secondos, der Secondas getan hat. Es scheint, als würde die Realsatire, mit der Secondos auftreten, den Lacherfolg garantieren. Und plötzlich wird der ausländische Name, der bei der Stellensuche auf dem Arbeitsmarkt noch ein Hindernis war, zur Sprunghilfe auf die Comedy-Bühne. Wer andere zum Lachen bringt, muss offensichtlich ernst genommen werden. So funktioniert Selbstermächtigung.

Aber es ist nicht nur der Name, es ist die Erfahrung, für welche die Namen stehen, die zum Publikumserfolg führt. Ob Salvatore Marino in Italien, Smaïn oder Jamel Debouze in Frankreich, Benaïssa, Ususmango, Abdelkarim oder Senay Duzcu und Enissa Amani in Deutschland oder eben Müslüm, Nguela, I pelati delicati oder Massimo Rocchi in der Schweiz – sie alle verbindet eine Erfahrung: Die Grunderfahrung, mehr als nur in einer einzigen Kultur und Sprache zu leben. Eine Erfahrung, die Semih Yavsaner, hierzulande als Müslüm bekannt, so beschreibt: «Wenn all das, was du daheim diskutierst, was daheim stattfindet, mit der Gesellschaft hier nicht kompatibel ist, dann entwickelst du eine Energie, die wahrscheinlich entweder humoristisch sein kann oder aggressiv oder intelligent oder ... Irgendwie sprengt es einen richtig.» Es ist diese Kraft, welche im Humor der Secondos wirkt.

Und so geben die Secondos auf den Comedy-Bühnen nicht nur Pointen aus dem eigenen Leben zum Besten, in denen Anfeindungen und Vorurteile, in denen rassistische Beamte oder abstruse Behördengänge eine Rolle spielen, sie verschonen auch den anderen Teil ihrer Herkunft keineswegs und nehmen etwa die Rückständigkeit der eigenen Landsleute, die Überbesorgtheit der südländischen Mutter oder das Autoritätsgehabe und den Familiensinn der älteren eingewanderten Generation mit ins Visier.

Zu beobachten sind dabei zwei Dinge: Zum einen funktionieren die vorgetragenen Pointen über eine Art biographische Auf-

arbeitung. Die Geschichten aus der Kindheit und Jugend leben unter anderem auch vom Wiedererkennungseffekt, den sie auf alle jene ausüben, welche um die Erfahrung wissen; so ist etwa die ersehnte und lange Reise in die Sommerferien gen Süden im bis unters Dach vollgestopften Auto ein beliebter Topos, den viele Migrantenkinder teilen und gerne humoristisch performen. Zum anderen werden die Vorurteile, welchen die so genannte Mehrheitsgesellschaft die Secondos aussetzt, parodistisch reinszeniert und im gemeinsamen Lachen dekonstruiert.

Beide Teile bilden gleichsam zwei Seiten einer identitären Selbstvergewisserung im Humor der Secondos. Man lacht über die einen und über die anderen, weil man beides kennt, weil man beides ist. Oder wie es Semih Yavsaner auf den Punkt bringt: «Als Migrant habe ich mich zwischen Schweizern und Ausländern bewegt, ich weiss, wie beide sind. Ich bin die Mitte von dem und kann mich hier wie dort einfühlen. Ich weiss, wie es beiden geht – wie es uns geht.»

## Kreativer Umgang mit Widersprüchen

Die Frage drängt sich auf, und ist auch schon mehrfach gestellt worden, ob eine Figur wie Müslüm die gängigen Stereotypen, etwa jene über den gewalttätigen Ausländer reproduziert und verfestigt oder ob solche Figuren mit ihrer Reinszenierung in der «eigenen Haut» noch etwas anderes können. Sein Erfinder jedenfalls meint, er lasse Müslüm sich entwickeln, aus diesen Stereotypen ausbrechen und vor allem «seine Botschaft der Liebe verbreiten». In diesem Sinne nutzt Yavsaner mit seiner Figur des Müslüm den Widerspruch konstruktiv.

Ebenso wirksam scheint die paradoxe Intervention auch im Falle von Idil Baydar, übrigens eine der ganz wenigen Frauen, die im Genre zu finden sind. Baydar verschreibt ihrer Kunstfigur Jilet Ayse genau die Symptome, die dem klischierten Bild einer Prolleturkin entspringen und nimmt ihnen damit das Schicksalhafte. Über die Figur, die in sich alle Gemeinplätze der pöbelnden Ghettomigrantin vereint, sagt sie, sie sei nach Thilo Sarazzins Vorbild entstanden. Kämpferisch an den Politiker und Bestsellerautor gerichtet, meint sie: «Du wolltest deine Kanakin, jetzt kriegst du sie.» Und den Türken, die meinen, sie würde mit der Figur ihre eigene Kultur verraten, entgegnet sie bestimmt, dass Jilet keine Kreation der Türkei, sondern Deutschlands ist: «Die wäre in der Türkei nie so geworden.» So heisst in diesem Fall: eine auffällig prollige Berliner Ghettofrau in gefälschter Adidaskluft, die unangenehm laut ist, fünf Handys besitzt und ihre eigene Schwester als Integrationsnutte bezeichnet, weil sie aufs Gymnasium geht. In der Tat, die Jilet Ayse, die uns Baydar serviert, entspringt einer ganz bestimmten – in diesem Falle deutschen – Logik der Stereotypisierung. Das stetige Vorführen der Figur entlarvt in erster Linie diese Logik und gibt so die Vorurteile, die für die Figur konstitutiv sind, der Lächerlichkeit preis.

## Lach kaputt, was dich kaputt macht

Einen Schritt weiter und über das einfache Spiel mit Stereotypen hinaus geht die eigenständige Künstlergruppe RebellComedy, die sich selber rühmt «einfach neu, anders und einzigartig» zu sein. Das Einzigartige an RebellComedy ist nun nicht, dass sie Stand-up-Comedy nach amerikanischem Vorbild auf deutsche Verhältnisse anpasst, da stellt sich die Künstlergruppe durchaus in eine Tradition; das Einzigartige ist, dass die Comedians der Gruppe – alle zweisprachig aufgewachsen – zwar gerne Integration oder Diskriminierung zum Thema machen, dass sie Klischees aber meiden. Entstanden ist RebellComedy 2005 als Diplomarbeit an der Fachhochschule Gestaltung in Aachen. Die schlechte Note, welche die Prüfungskommission Usama Elyas (alias Ususmango) dafür gab, begründete sie mit den mangelnden Erfolgsaussichten des Projektes. Elyas liess sich aber – man möchte fast sagen in bewährter Secondomanier – nicht beirren und setzte daraufhin mit Babak Ghassim (alias Gondebak) das Projekt in die Realität um. «Lach kaputt, was dich kaputt macht» – so das Motto einer frühen sehr erfolgreichen Show der Gruppe – lässt sich deshalb programmatisch auf die Bewertung der Prüfungskommission anwenden, aber auch auf andere Instanzen, die das Potential von Eingewanderten chronisch unterschätzen.

RebellComedy will nach eigenen Angaben «Unterhaltung auf höchstem Niveau mitten aus der Gesellschaft» bieten. Der Anspruch ist hoch und wird eingelöst, der anhaltende Erfolg gibt den Künstlern Recht. Die Unterscheidung zwischen «wir» und «ihr» funktioniert für eine wachsende Anzahl Menschen, die eine gemischte Herkunft haben, mehrere Sprachen beherrschen und sich selbstverständlich in verschiedenen Kulturen bewegen, ohnehin nicht mehr. Das gilt sowohl für die humoristischen Performer auf der Bühne, wie auch für das lachende Publikum. Die subversive Kraft des Lachens zeigt sich hier nicht nur in ihrer gemeinschaftsstiftenden Facette, sondern verweist auf das grenzüberschreitende Potential von Humor, Neues anders zu denken.

### Video- und Audiolinks

Müslüm  
Nguela  
I pelati delicati  
Massimo Rocchi  
Migrantenstall  
Rebell Comedy  
Rebell Comedy die Sendung vom 01.11.2014  
Abdelkarim Clip 1  
Abdelkarim Clip 2  
Senay Duzcu  
Idil Baydar  
Salvatore Marino  
Smain  
Jamel Debbouze  
Der Balkanizer

## Secondos sur la scène humoristique

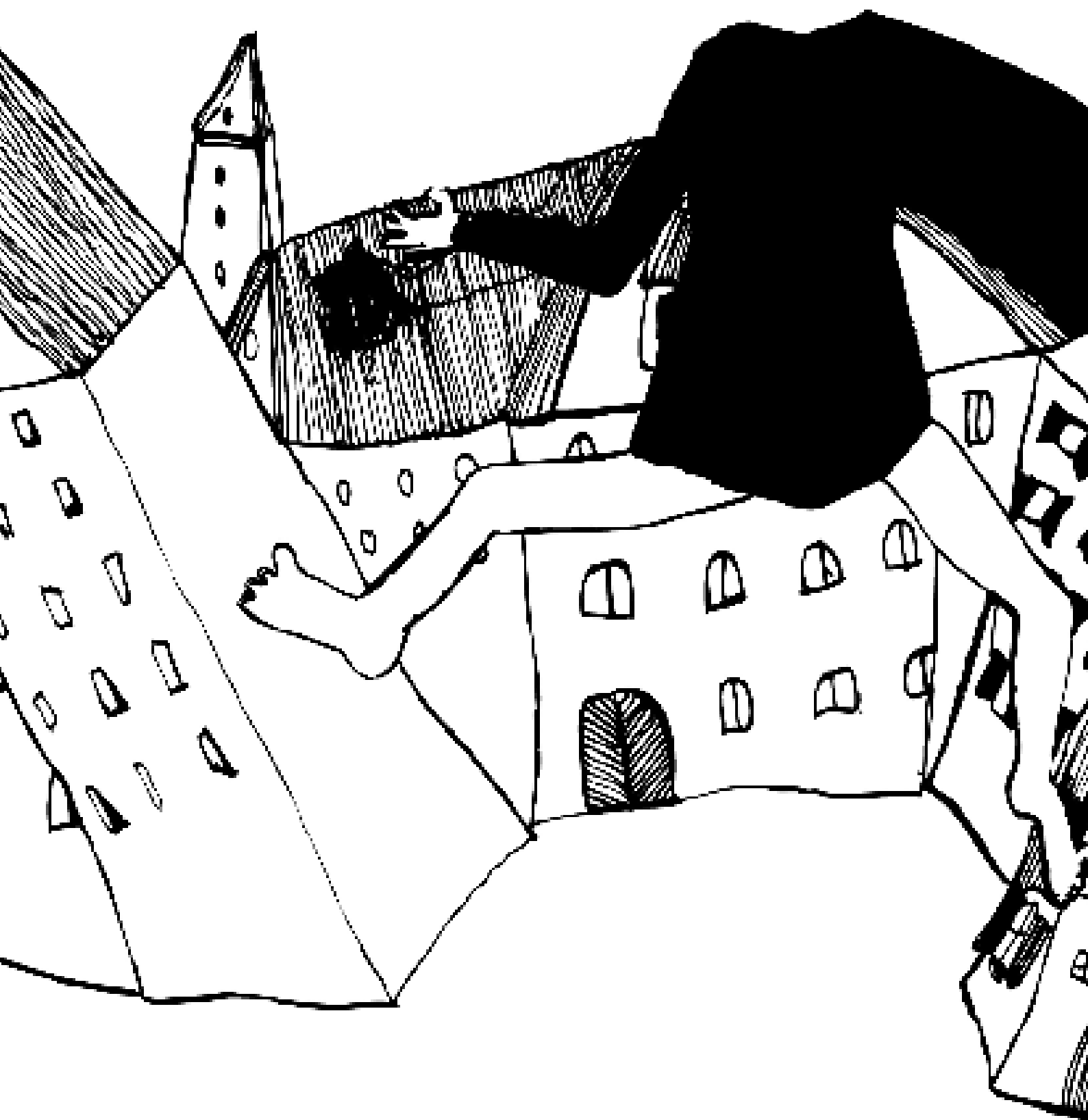
Avec un peu de retard sur Smain, Jamel Debbouze, Eric et Ramzy ou Omar et Fred, qui faisaient déjà salle comble en France dans les années 1990, tout comme Bülent Ceylan, Django Asül ou Kaya Yanar en Allemagne, les immigrés de la deuxième génération ont fait leur entrée sur la scène humoristique suisse. Ils font rire leur public en bousculant les clichés, mais aussi en puisant dans leurs ressources plurilingues pour illustrer les ratages de la communication intercommunautaire, jouant souvent sur des différences culturelles et linguistiques dont ils maîtrisent parfaitement les subtilités.

Dans un contexte politique où les immigrés sont facilement accusés de tous les maux de la société moderne, avec la complicité de médias qui ne parlent d’eux que rarement, et encore, pour parler de problèmes, ces secondos ont pris le parti de rebondir sur les clichés véhiculés dans l’opinion, et contre lesquels ils doivent souvent se battre eux-mêmes. Tandis que, dans leurs sketches et leurs apparitions télévisuelles, ils tournent en dérision des personnages empruntés aux milieux défavorisés de l’immigration, ces humoristes – eux-mêmes visiblement issus d’un contexte migratoire – s’attaquent, en toute décontraction, à des préjugés sur les étrangers et les requérants d’asile ou à des lieux communs qui stigmatisent leur propre communauté ethnique ou nationale. Ce faisant, ils n’hésitent pas à s’approprier le cliché de l’étranger violent ou de la migrante prolétaire, mais pour s’en prendre au préjugé et non au personnage.

Jugo, wenn  
Teddy zum Integrationstest  
Misheard Lyrics 1  
Misheard Lyrics 2  
Misheard Lyrics 3

**Inés Mateos** ist freischaffende Fachexpertin, Moderatorin und Dozentin zu gesellschaftlichen Themen rund um Bildungs- und Diversitätsfragen. Sie engagiert sich seit ihrer frühen Jugend für ausländerrechtliche Anliegen, heute auch als Mitglied der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen EKM.

PAURE



# Die Geschichte meiner Top-Ten-Feindliste.

Wer geht schon vorurteilsfrei durchs Leben? Im Zeitalter politischer Korrektheit hüten wir uns jedoch, unsere Vorurteile zu benennen und laut auszusprechen. Man möchte ja seine feindliche Einstellung nicht so einfach preisgeben. Trotzdem lohnt es sich, sich diesbezüglich selber zu befragen. Dragica Rajčić führt eine Top-Ten-Liste, um sich immer wieder zu vergegenwärtigen, worin konkrete Zuschreibungen begründet sind – um sie dann wieder von der Liste zu streichen.

Ein Szene aus dem Buch «Der Scherz» von Milan Kundera ist mir unvergesslich: Ein Autofahrer sieht in der Nacht eine Frau am Strassenrand mit erhobenen Händen. Der Fahrer stoppt und nimmt sie mit. Sie beginnen zu flirten, es wird immer ernster, ihre Begierde steigert sich ins Unermessliche. Sie lieben sich in einem Hotelzimmer. Diese verführerische Frau ist in Wirklichkeit aber die Freundin des Fahrers, und den Autostopp hat er sich gewünscht, um Schwung in die Beziehung zu bringen. Statt des erwünschten Schwungs wird der Protagonist jetzt von schrecklicher Eifersucht geplagt, er entdeckt die Fremdheit seiner Freundin und ist sich sicher, dass auch ihr Begehren nicht ihm, sondern einem fremden Mann gegolten hat. Aus der anfänglichen Idee der Belebung der Liebe durch die Fantasie, welche Handlung wird, hat der Held seine Liebe zerstört.

Die Sprache, in welcher man Geschichten erzählen kann, der Humor und das Spiel sind drei wesentliche Merkmale des Seins als Mensch. Seelenstützen. Diese Wahrheit, welche gegeben ist, merkt man erst, wenn eine oder zwei bedroht werden.

## «Natürliche» Feinde

Schon seit einiger Zeit habe ich meine Top-Ten-Feindliste. Die Top-Ten-Feindliste hat ihre Vorgeschichte. Wir spielten ein Spiel im Iowa Writers Program mit Schriftstellerkollegen aus aller Welt. Wer von uns hat mehr Feinde? Es gab kaum ein Land, welches sozusagen nicht natürliche Feinde hatte. Die Kollegin aus Israel punktete sehr gut. Ich erwähnte nur zwei

Feindbilder: Frauen mit Pudeln in der Tasche und Bergradfahrer, welche sich auf dem Aufstieg zum Pass nebeneinander unterhalten. Eine wirkliche Sorge, sagte ich, bereitete mir die Tatsache, dass ich die Slowenen als Feindbild verloren habe. Slowenen? Ja, sie haben mir einen frischen *paški sir* (Käse) an der Grenze entwendet. Seitdem könnte ich kaum das Wort Slowenen aussprechen, ohne an meinen Grenzzorn zu denken. – Die besten Torten auf der Erde habe ich aber dann in einem Gasthaus in Maribor gegessen, und meine Feindschaft bekam den ersten grossen Riss. Es sollte noch schlimmer kommen; nachdem ich in Ljubljana eine *međimurska gibanica*, eine vierstöckige Cremeschnitte verspiesen hatte, waren die Slowenen von meiner Top-Ten-Feindliste endgültig gestrichen. Ich würde vielleicht Slowenien durch Italien ersetzen müssen. Immerhin hat ein Italiener meinen Grossvater getötet. Ein anderer Italiener aber hat eine Tante geheiratet, und sie waren glücklich.

Im November war ich auf einer Tagung über Weltliteratur in Giessen. Es ging um Literatur, die Autoren aus anderen Fremdsprachenräumen in Westeuropa schreiben und veröffentlichen: Eine Vortragende sagte, dass in dem Buch XY der Autor grosse Vorurteile gegenüber farbigen Menschen hege. Sie habe sich das aber auf einem anderen, bedeutenderen Kongress kaum zu sagen getraut. Denn es sei Tabu, dass auch transkulturelle Autoren nicht frei seien von Ressentiments über andere Menschen und Kulturen.

Ich dachte an die Nobelpreisträgerin Toni Morrison, die nachgewiesen hat, dass Ernest Hemingway in einer Kurzgeschichte ohne weiteres eine Figur sagen lässt «John sah, wie der Schwarze sieht» – der Schwarze hatte keinen Namen, und der Weisse muss sagen, dass er sieht, was der Schwarze sieht. Toni Morrison zeigte, wie auch in den Werken progressiver Autoren die angelernte Sozialisation eine Rolle spielt und Vorurteile sich in ihre Texte schleichen.

## Frei von Vorurteilen?

Ich erzählte öfters in Kreisen, welche sich als fortschrittlich, kosmopolitisch, feministisch, solidarisch usw. bezeichnen, von meiner Top-Ten-Feindliste. Erntete immer verhaltenes Geläch-

ter, anerkennende aber doch mit den Augenbrauen mahnende Gesten. In einem sozialistischen Land hat der Humor einen gefährlicheren und süßeren Stellenwert als in der Schweiz. Wegen eines Witzes konnte man im Gefängnis landen, die ganze Kommunikation zwischen den Menschen trug immer chiffrierte Botschaften mit. Die direkte, diskussionsfreudige Sprache musste ich erst in der Schweiz mühsam lernen, aber zwischen Lernen und Können liegen noch Welten. Humor und Lachen sind auch kulturbedingte Angelegenheiten. Sprachwitz bleibt nur in einer Sprache bestehen. Komisch, dass fast niemand freiwillig zugeben würde, Vorurteile zu haben. Zahnweh schon.

Vorurteil, sagt die Definition, ist «eine Einstellung gegenüber Gruppen mit negativen affektiven (Feindseligkeit), kognitiven (Stereotypen) und Verhaltenskomponenten (Diskriminierung)». Ich atmete erleichtert auf: Bei meiner Top-Ten-Feindliste habe ich noch nie Verhaltenskomponenten in die Tat umgesetzt, na ja, ein böser Blick Richtung Pudel, ein ausgestreckter Finger Richtung Mountainbiker, nun, fast harmlos, fast. Die Vorurteile sind immer, so scheint es, begründbar, zu entschuldigen, oder sie leben in der Unterwelt, lassen nicht mit sich sprechen.

Weiter wissenschaftlich: «Der hinter der leichten Verbreitung von Vorurteilen stehende Mechanismus ist der des eigentlich lebenswichtigen sozialen Lernens, bei dem Autoritäten und Gleichaltrige dem Individuum Kenntnisse, Einstellungen und Verhaltensweisen vermitteln, die mittels des klassischen Modells Imitation durch Identifikation schon ab der frühesten Kindheit erlernt werden und damit lange, bevor das Individuum selbst zur kritischen Hinterfragung des ihm Vermittelten fähig ist. Später dann ist vieles von dem, was schon früh durch soziales Lernen vermittelt wurde, beim Individuum derart in den *Gedanken- und Gefühlsabläufen* automatisiert, dass es unbewusst abläuft und entsprechend schnell aktiviert werden kann.»

Wie lang ist der Weg zur Handlung im Sinne des Vorurteils? Ist diese Handlung zu rechtfertigen, und womit? Warum brauchen wir Vor-Urteile? Wie werden sie deaktiviert?

Die deutsche Soziologin Gisela Bleibtreu-Ehrenberg meint, «dass die Hauptfunktion von Vorurteilen dem sozialen Gruppenzusammenhalt dient; die herrschende *in-group* grenze sich mittels der eigenen sozialen Deutungshoheit von einer so definierten *out-group* ab (wobei die von der *in-group* vorgenommene Abgrenzung auf teils fiktiven, teils tatsächlichen, stets aber negativ bewerteten Merkmalen der dieserart von aussen definierten *out-group* beruhe), um erst in dieser Ab- und Ausgrenzung und der damit einhergehenden Abwertung von *out-group*-Minderheiten im Sinne identitätsstiftender Feindbilder ihre eigene Identität und einen daraus resultierenden Gruppenzusammenhalt zu finden».

Wahrscheinlich ist es darum so schwer einzusehen, dass die von den Wissenschaftlern rundum verteidigte *out-group* auch Vor-

## Le top ten de mes ennemis

Des préjugés, qui peut se targuer de ne pas en avoir? A l'ère du politiquement correct, nous évitons, certes, de les exprimer haut et fort – on n'aurait pas idée d'étaler ainsi ses mauvaises dispositions. On a pourtant tout à gagner à faire un retour sur ses préjugés. Dragica Rajčić tient ainsi, depuis plusieurs années, un top ten de ses ennemis, pour s'obliger à s'interroger régulièrement sur ses préjugés et sur ce qui les nourrit (avant de les rayer de sa liste). Voici ce qu'elle écrit :

«Voilà quelque temps déjà que je tiens un *top ten* de mes ennemis. Ce classement remonte à un jeu auquel je m'étais prêtée avec d'autres écrivains étrangers dans le cadre d'un atelier d'écriture à Iowa. C'était à celui qui se trouverait le plus d'ennemis. A voir les réponses, il n'y a pas de pays qui n'ait ses ennemis naturels. Ma collègue israélienne avait fait un très bon score. Pour ma part, je n'en avais trouvé que deux : les petites dames qui triment leur caniche dans leur sac et les cyclistes qui gravissent les cols côte à côte en causant tranquillement.»

urteile haben kann – oder mit Hannah Arendt zu sagen, auch sie «banal und normal» ist.

## Über sich selbst lachen

Psychotherapeuten bieten eine Lachtherapie an und finden, es sei etwas vom Schwierigsten, das die Menschen lernen sollten und viele nicht könnten: «über sich selbst zu lachen». Ich beschloss, meine Top-Ten-Feindliste auf ihre Aktualität hin zu überprüfen. Sofort finden dort jetzt die Frauen um fünfundfünfzig Platz – mit blondierten Haaren, künstlichen Zähnen, Linsen statt Brillen und Spazierstöcken. Meine Spazierstöcke sind mir nämlich erst gestern gestohlen worden. Oder bin das ich im Spiegelbild?

Irgendwo aber soll das Spiel aufhören, und nie soll es bittere Wirklichkeit werden, hat mich Kundera gelehrt.

**Dragica Rajčić**, in Split (Kroatien) geboren, lebt mit Unterbrüchen seit 1979 in der Schweiz. Sie studierte Soziokultur und arbeitet als freie Schriftstellerin und Lehrbeauftragte für literarisches Schreiben in Biel. Für ihre Prosa und Lyrik Bücher wurde sie mit dem Adalbert-von-Chamisso-Förderpreis und dem Lyrikpreis der Stadt Meran(I) ausgezeichnet. Sie ist Mitglied der EKM.

# L'humour appartient à son époque.

Parce qu'il est une manifestation culturelle, l'humour appartient à son époque. Et naturellement, n'échappe pas à une forme d'obsolescence. De quoi les jeunes rient-ils aujourd'hui ? La réponse à cette question met en lumière plusieurs évolutions récentes de notre société. Nourrie au politiquement correct, consciente de vivre dans une société cosmopolite, la jeune génération semble se mettre davantage de limites lorsqu'il s'agit de rire.

Dans le sillage des attentats contre Charlie Hebdo, nombre de parents ont été amenés à expliquer ce qu'étaient ce journal satirique et l'héritage de Hara-Kiri à une jeune génération parfois perplexe. Feuilletter les BD de Wolinski, discuter des unes de Charlie en famille, ont parfois conduit à ce constat désarmant : les jeunes ne trouvent pas ça drôle. Pire, certains jugent cet humour inadéquat, insultant, et finalement, trop bête et trop méchant pour leur époque. De quoi faire s'étrangler les soixante-huitards qui ne jurent, aujourd'hui encore, que par une liberté d'expression débridée, et cette forme d'humour résistant qui consiste à taper sans retenue là où ça fait mal.

## Un humour de l'homme blanc

« A l'époque, l'humour auto-proclamé *bête et méchant*, avait pour vocation de déranger une société pleine d'inertie, de lourdeurs », estime François L'Yvonnet, professeur de philosophie et éditeur à Paris. « Il faisait partie d'un ensemble de revendications pour davantage de libertés. Il était une manifestation festive, l'affirmation de la vie dans toute sa polyphonie. Depuis, toute la société a changé, et notamment les mœurs, la sexualité, la liberté d'expression. » Autrement dit, dessiner des zizis partout n'a plus la portée politique d'autrefois. Et perd sa valeur humoristique. « Pour les jeunes, c'est un peu un humour à papa », constate Grégoire Furrer, directeur du Montreux Comedy Festival.

« J'ai été éduqué dans l'idée qu'il fallait respecter chacun dans sa différence », commente un jeune homme de 20 ans, à l'issue d'un débat sur Charlie Hebdo dans l'école professionnelle qu'il fréquente. « Alors je ne comprends pas que l'on puisse pratiquer un humour délibérément blessant. » Une opinion largement exprimée dans le cadre de cette discussion. « Les gens de Charlie Hebdo, s'ils voulaient changer le monde, et dénoncer des choses, ils auraient pu le faire autrement qu'en heurtant la sensibilité de certaines communautés. »

Cette génération nourrie au politiquement correct et au respect des différences, notamment raciales et sexuelles, ne se sent pas solidaire d'un humour qui s'en prend frontalement aux autres. « En 2015, on sait qu'on vit dans un monde cosmopolite, et il faut apprendre à faire avec la sensibilité de chacun », affirme un autre, qui participait au débat.

« L'humour d'après-68, porté par Charlie, mais aussi incarné par Coluche, ou Desproges, est devenu très classique », analyse la sociologue française Nelly Quemener. « Quoi qu'on en pense, c'est un humour d'homme, blanc, d'un certain âge. Celui des classes dominantes d'aujourd'hui. »

## Rire de soi-même

Mais alors, de quoi rient les jeunes ? « L'humour bête et méchant existe encore, mais il ne pèse rien contre l'humour narcissique, centré sur sa petite personne, et dominé par la sphère privée et intime », estime Robert Aird, cofondateur de l'Observatoire de l'humour, au Québec. « C'est le reflet la société. » Des scènes de la vie quotidienne, la drague ordinaire, la vie au travail ou la recherche d'un emploi, l'humour jeune tient davantage, selon ses observateurs, de la comédie de mœurs que de la satire politique et sociale. Le tournant date des années 90, selon Nelly Quemener. « A cette époque se développe un humour fondé sur la vie quotidienne, s'appuyant sur des situations banales pour en souligner les absurdités. Je pense à Muriel Robin par exemple. L'humour était alors moins politisé. Et ce, jusqu'à une période plus récente, autour de 2005, qui a vu naître une forme de rire s'appuyant davantage sur le récit de soi, de sa propre vie. Le modèle, c'est Djamel Deboze.

A partir de son expérience personnelle, en l'occurrence celle des banlieues, l'humoriste aborde des questions des identités, de l'exclusion, des différences. Il rit du groupe social dont il provient, ce qui l'autorise à rire des autres aussi. Aujourd'hui, la multiplication de ces récits personnels tend peut-être vers l'anecdotique. »

Cela n'empêche pas certains d'être plus engagés, mais c'est une minorité. Aujourd'hui, les humoristes sont plus lisses, plus consensuels. Un effet collatéral du marché. « Ce n'est pas de l'autocensure », explique Grégoire Furrer, « mais ils veulent plaire au plus grand nombre, alors ils évitent les sujets qui fâchent, comme la politique ou la religion. La dimension économique est centrale pour les humoristes d'aujourd'hui, et ils ne veulent pas risquer de se couper d'une partie de leur public. » Sans compter que les conditions de production et de diffusion de l'humour sont devenues plus contraignantes. Les avocats, les producteurs, les diffuseurs et les annonceurs sont autant de pressions supplémentaires qui finissent par aplatir l'humour.

### L'humour : un important marqueur de génération

Les jeunes humoristes ont l'impression d'être constamment surveillés, estime Robert Aird. Thomas Wiesel, humoriste romand de 25 ans, confirme : « Aujourd'hui, les jeunes vivent avec la conscience que leur spectacle peut être filmé par n'importe qui, et que des morceaux de ce qu'ils ont dit peuvent être diffusés hors contexte. C'est la mauvaise expérience que font de nombreux humoristes. Tu peux vite perdre la maîtrise de ce que tu as dit, et tout peut déraper. »

Les réseaux sociaux exercent donc une forme de contrôle social. Les jeunes interrogés dans le cadre du débat précité sont catégoriques : « Sur les réseaux, je suis très réservé sur les sujets sensibles, comme la religion ou l'orientation sexuelle. Mais ça ne m'empêchera pas de faire des blagues bien lourdes en privé. » « Mes amis sur Facebook, je les connais, je sais à qui je m'adresse. Mais s'il y en a un parmi eux qui aime mon lien, tous ses amis à lui verront ce que j'ai posté, et ça peut partir dans tous les sens. C'est pour ça que, pour ma part, j'évite de publier n'importe quoi. »

Enfin, l'individualisation des usages, le rapport fragmenté aux médias qui caractérise notre époque, se traduit aussi sur la scène de l'humour. Sur YouTube, chaque communauté, chaque classe d'âge, a désormais son humoriste. Et l'on voit apparaître des formats nouveaux, comme des vidéos humoristiques de quatre ou cinq secondes, un humour de situation qui demande beaucoup moins d'investissement à l'audience. Et ça marche. Thomas Wiesel : « Pour une génération de multitaskers et d'hyperactifs, une vidéo qui dure plus d'une minute est déjà trop longue. Or, plus le

Sag mir, ob, wie und warum du lachst, – und ich sage dir, wer du bist

Nach den Attentaten auf die Redaktion von Charlie Hebdo hat sich eine breite Diskussion über die Grenzen von Satire und Humor entfacht. Hervorgehoben wurde die Tatsache, dass der aus den 1968er-Jahren stammende Humor, der auch von Charlie Hebdo gepflegt wurde, veraltet sei. Viele junge Menschen können mit dieser Form von Humor nicht viel anfangen und finden die Witze nicht lustig. Die bitterböse Sozial- und Politsatire der 68er-Generation, die bis in die 1990er-Jahre die «Szene» beherrschte, ist denn auch etwas in die Jahre gekommen und erreicht nicht mehr das breite Publikum.

Der Humor von heute ist generell weniger auf bestimmte Gruppen ausgerichtet, sondern orientiert sich stärker am Alltagsleben des Einzelnen. Im Fokus steht dabei nicht mehr «die Gesellschaft», vielmehr wird das Innenleben der eigenen Gruppe zur Zielscheibe: Man lacht über sich und unter sich. Zu beobachten ist ausserdem, dass die junge Generation sich selber Grenzen auferlegt: Man orientiert sich am politisch korrekten Ausdruck, nimmt Rücksicht auf Sensibilitäten von Gruppen und Minderheiten und möchte möglichst viele positive Reaktionen hervorrufen. Dies ist zum einen die Folge des ökonomischen Drucks, der auf dem «Markt» des Humors und der Satire lastet; Grenzen werden aber auch deshalb gesetzt, weil die soziale Kontrolle über die sozialen Medien nicht zu unterschätzen ist.

temps est court, plus il est difficile de poser un contexte et d'élaborer un propos. »

« Dis-moi si tu ris, comment tu ris, pourquoi tu ris, de qui et de quoi, avec qui et contre qui, et je te dirai qui tu es », écrivait l'historien Jacques le Goff. Pour dire que l'humour est, sans conteste, un important marqueur de génération.

Rinny Gremaud est journaliste indépendante.

# Mit der Super-8-Kamera gegen Diskriminierung.

Der Sohn des Tabakhändlers von Campo Tizzoro schweift mit den Gedanken in die Jahre seiner Kindheit zurück. Er denkt an sein Dorf und die Entdeckungen, die ihm damals noch bevorstanden. Wenig später würde er mit seinem Vater zum Arbeiten in die Schweiz gehen: ein kurzer Aufenthalt, um die Finanzen des Geschäfts wieder ins Lot zu bringen, wie ihm der Vater versichert. Aus den wenigen Monaten werden vierzig Jahre, er wird zum Zeugen der Geschichte der italienischen Auswanderung in die Schweiz. Seine Filme, anfänglich mit einer Kamera seines Arbeitgebers gedreht, werden an den wichtigsten Filmfestivals gezeigt. Dank ihm wird man beginnen, die Existenz der «versteckten Kinder» wahrzunehmen.

Ich wurde 1934 in der Provinz Pistoia geboren. Nach der obligatorischen Schulzeit musste ich meinen ausgewanderten Eltern in die Schweiz folgen. In den ersten Jahren arbeitete ich in einer Fabrik und besuchte abends Französisch- und Deutschkurse. Die Diskriminierungen und Ungerechtigkeiten, die wir italienischen Einwanderer in den frühen Siebzigerjahren erlebten, trieben mich dazu, nach einem wirkungsvollen Instrument zu suchen, mit dem ich auf diese Situation hinweisen konnte, und gleichzeitig wollte ich ein Mittel zu unserer Verteidigung finden, um für die Respektierung unserer Rechte und unserer Würde zu kämpfen. Das Instrument, das mir für einen effizienten Kampf am geeignetsten schien, war die Filmkamera.

Von diesem Willen beseelt, aber mittellos, liess ich mich in einem Fotogeschäft anstellen. Dort konnte ich die Gebrauchsanweisungen und die Funktionsweise der Amateurfilmkameras genau studieren. Der Ladenbesitzer erlaubte mir, jedes Wochenende eine Super-8-Kamera zu benutzen. Ihm ging es darum, dass ich immer mehr darüber lernte und den Kunden die Eigenheiten der Kamera auf die bestmögliche Weise erklären konnte. Mit dieser Filmkamera und einer finanziellen

Unterstützung durch die Colonia libera drehte ich meinen ersten Film. Der Ladenbesitzer schickte mich später auch an einen Spezialisierungskurs für 16-mm-Kameras im Bolex-Studio in Yverdon. Später konnte ich meine Filme dank Zuschüssen von Institutionen, Vereinen und kulturellen Einrichtungen realisieren. Nach diesen ersten Erfahrungen drehte ich meine Filme in Kooperation mit dem italienisch- und dem französischsprachigen Schweizer Fernsehen, TSI und RTSR, und dem deutschen Fernsehsender ZDF.

Man brauchte damals nur aufmerksam das Geschehen mitzuverfolgen, um sich über die Tragweite des Problems bewusst zu werden. Aus den Zeitungen erfuhr ich von Familientragödien, von Kindern, die aus der Schweiz ausgewiesen wurden, und Eltern, die weder ein noch aus wussten. Ich selbst kannte Leute aus Biel und Umgebung, die mir von ihrer Verzweiflung erzählten. Statt einen Dokumentarfilm über diese Geschichten zu drehen, integrierte ich sie ins Drehbuch meines zweiten Films, *Lo stagionale*. Wahre Geschichten und mir persönlich bekannte Menschen waren meine Inspiration: Die Wirklichkeit lieferte den Anstoss für eine Geschichte.

*Lo stagionale* erzählt von Giuseppe, der nach dem Tod seiner Frau den Sohn zu sich nehmen muss. Giuseppe ist wie viele andere Saisonarbeiter hierhergekommen, um als Maurer auf dem Bau zu arbeiten und damit einen grossen Beitrag zur Erschaffung der modernen Schweiz zu leisten: Krankenhäuser, Brücken, Strassen, Häuser – alles Güter, die den Saisoniers nicht zugutekamen. Sie lebten in Baracken, und wenn sie ihre Kinder in die Schweiz mitnahmen, mussten sie es heimlich tun. Zusammen mit anderen Saisoniers beginnt auch Giuseppe für das Recht auf die Familie, das Recht, seinen Sohn Stefano bei sich behalten zu können, zu kämpfen. Im Film gibt es Bilder von Demonstrationen gegen das Saisonierstatut. Die Protagonisten der ersten Sequenzen sind Schauspieler: Im Film beschliessen die Eltern und ihre illegal in der Schweiz lebenden Kinder, mit Schildern und Spruchbändern auf die Strasse zu gehen und in einem symbolischen Umzug ihre Rechte einzufordern.

Dann werden die Bilder dokumentarfilmhaft: Meine Idee, in den Film eine Demonstration für die Abschaffung des Saison-

nierstatuts zu integrieren, animierte Aktivisten und die Leiter der Federazione delle Colonie libere und anderer Schweizer Immigrantenorganisationen dazu, in Bern zwei Demonstrationen zu organisieren – eine vor der italienischen Botschaft und eine vor dem Bundeshaus. Es waren grosse, nationale Demonstrationen, an denen Tausende teilnahmen. Einige Bilder dieser Demonstrationen kamen dann in den Film.

Das erste Publikum des Films *Lo stagionale* waren die Protagonisten selbst, sie sahen ihre Lebensbedingungen sozusagen gespiegelt. Beim Schweizer Publikum hinterliess er aber den stärksten Eindruck. Nachdem der Film auch im deutschen Fernsehen gelaufen war – man hatte ihn an den Berliner Filmfestspielen gezeigt –, wurde *Lo stagionale* auch im Tessin und in der Romandie gesendet. Erst später lief er auch im Deutschschweizer Fernsehen.

Die meisten Schweizer wussten nichts von der Tragödie der versteckten Kinder und den Lebensbedingungen der Saisonniers. Mein Film hat sicher dazu beigetragen, diese diskriminierende und fragwürdige gesetzliche Situation bekannter zu machen. Es war natürlich einiger Druck von Kritiker- und Journalistenseite nötig gewesen, damit der Film im Deutschschweizer Fernsehen gezeigt wurde. Man lud mich auch zu einer Debatte mit Guido Solari ein, dem damaligen Direktor der Fremdenpolizei (und Vater des aktuellen Präsidenten des Filmfestivals von Locarno). Von da an fand *Lo stagionale* weite Verbreitung. Immer mehr Vereine zeigten ihn und diskutierten darüber. Ich habe an unzähligen Debatten teilgenommen. Noch immer werde ich zu Veranstaltungen eingeladen, obwohl mittlerweile vierzig Jahre vergangen sind. Kürzlich wurde der Film auf Initiative der Kooperative Chico Mendes auch in Rom und Ladispoli gezeigt.

Ich selbst war nie Saisonnier. Mit zwanzig folgte ich meinem Vater in die Schweiz. Wir hatten in der Provinz Pistoia einen Salz- und Tabakladen mit Papeterie- und Parfümerieartikeln. Mein Vater war lang krank gewesen, und der Laden hatte Einbussen erlitten. So wurde beschlossen, ein paar Monate in die Schweiz zu gehen, um etwas Geld zu verdienen und die Finanzen des Ladens aufzubessern. Doch dann wurde nichts da-

raus. Wir verkauften den Laden, und auch meine Mutter und meine beiden Brüder kamen nach Biel. Aus den vorgesehenen «paar Monaten» wurden über vierzig Jahre.

Nach *Lo stagionale* drehte ich *Il rovescio della medaglia*, «Die Kehrseite der Medaille». Es ging immer noch um Saisonniers, aber diesmal zeigte ich ihre Lebensbedingungen: Den rohen Alltag in den Baracken, die soziale Ausgrenzung, obwohl sie doch zum Wohlstand der Schweiz beitrugen. Insgesamt habe ich fünf Filme über die Emigration gedreht, nebst anderen zu verschiedenen politischen und sozialen Themen. Bevor ich auswanderte, hatte ich oft an den Gewerkschaftskämpfen der Arbeiter der SMI teilgenommen, einem grossen Industrieunternehmen, das in meinem Heimatdorf Campo Tizzoro Munition produzierte. Sicher haben mich diese Ereignisse für die Arbeiterkämpfe sensibilisiert.

Während vieler Jahre war ich in der Colonia libera von Biel aktiv. Die Aufgaben teilte damals der Präsident zu, ich war verantwortlich für die Kultur. Zusammen mit anderen Mitgliedern der Colonia organisierte ich Filmvorführungen mit anschließenden Debatten und Diskussionen. Der Film *Il cammino della speranza* (1950) von Pietro Germi über die sizilianische Emigration nach Frankreich hat mich besonders beeindruckt. Was diesen Leuten auf dem Weg zum Ziel nicht alles widerfährt! Als ich diese Filme sah, dachte ich, dass man auch das, was wir in unserer Situation erlebt haben, erzählen müsste.

Obwohl ich nicht von meinen Filmen leben konnte, haben sie mir doch viel Genugtuung verschafft. Mein erster Impuls war, das zu dokumentieren, was ich um mich herum sah, und es den Protagonisten zu zeigen. Doch dann gingen die Filme ihren Weg und wurden in vielen Ländern gezeigt. Ich habe an zahlreichen wichtigen Filmfestivals teilgenommen: Berlin, Montreal, Moskau, Valladolid, Tampere, Locarno, Solothurn.

An den Berliner Filmfestspielen, wo ich *Lo stagionale* vorstellte, lernte ich Franco Brusati, den Regisseur von *Pane e cioccolata* (1974) kennen. Es ist ein hübscher Film über bestimmte Aspekte der italienischen Emigration in die Schweiz. Man fühlt jedoch, dass der Filmemacher die Proble-

me der Eingewanderten nicht aus der Nähe kennt. Der Film ist unterhaltsam und packt manche Themen in Form grotesker Szenen an, etwa die mit den Arbeitern, die in einem Hühnerstall wohnen, oder Manfredi, der sich das Haar blond färbt, um wie ein Schweizer auszusehen. Ich selber habe mich für einen realistischeren Ansatz entschieden.

Es freut mich sehr, dass man sich jetzt auch in Italien für meine Filme und die Geschichte der italienischen Emigration in die Schweiz interessiert. Italien ist ein besonderes Land, mit einem ausgebeuteten Süden, der Schwierigkeiten hat, vorwärtszukommen, und einem Norden, in dem stumpfsinnige Parteien wie die Lega Nord entstehen. Wenn man bedenkt, dass die ersten Auswanderer Richtung Schweiz aus Norditalien kamen, kann man wirklich nur sagen, dass Italien dringend eine Gedächtnisauffrischung nötig hat!

Abdruck des Texts aus: Marina Frigerio, Verbotene Kinder. Die Kinder der italienischen Saisoniers erzählen von Trennung und Illegalität. Rotpunktverlag, Zürich 2014, mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

## Lo stagionale

All'epoca bastava stare attenti a quello che accadeva intorno a noi, per rendersi conto della portata del problema. Leggendo i giornali venivo a sapere di queste tragedie familiari, di bambini espulsi dalla Svizzera e genitori che non sapevano più dove sbattere la testa. Io conoscevo persone di Bienne e dintorni che mi avevano confidato la loro disperazione. Invece di girare un documentario su queste storie, le ho riprese nel copione del mio secondo film *Lo stagionale*. Ho preso spunto da storie vere, di gente che conoscevo personalmente: mi sono ispirato alla realtà per farne un racconto.

*Lo stagionale* narra la storia di Giuseppe, costretto a prendere il suo bambino con sé, dopo la morte della moglie. Giuseppe era venuto qua come tanti altri stagionali, per lavorare come muratore sui cantieri, dando così un grande contributo alla creazione della Svizzera moderna: gli ospedali, i ponti, le strade, le case – tutti beni di cui gli stagionali non potevano usufruire. Abitavano nelle baracche e, quando portavano in Svizzera i loro bambini, dovevano farlo clandestinamente. Anche Giuseppe, con altri stagionali, inizia la sua lotta per acquisire il diritto alla famiglia, il diritto di tenere con sé suo figlio Stefano. Nel film ci sono immagini di manifestazioni contro lo statuto dello stagionale. I protagonisti delle prime sequenze sono attori: nel film i genitori e i loro bambini clandestini decidono di uscire con cartelli e striscioni per reclamare, in un corteo simbolico, i propri diritti.

**Alvaro Bizzari** ist Regisseur und drehte mehrere Filme zum Thema Emigration. Der bekannteste Film ist «Lo stagionale», der an verschiedensten Festivals immer wieder gezeigt wird.

EXPERIENCES



# « La catharsis » ou vivre ensemble une émotion.

Le réalisateur suisse médiatisé, Fernand Melgar, explique le rôle des émotions communes qui sont véhiculées dans ses films, dans le but de remettre l'être humain au cœur de la réflexion sur la migration. Melgar cherche à modifier le regard sur la migration en donnant du sens à ces émotions, d'une part en rétablissant ce lien humain avec le migrant car il a tendance à être coupé dans le discours populiste, et d'autre part en suscitant une réaction des citoyens.

*Le thème de la migration revient souvent dans votre création artistique des dernières années. Pourquoi ? Quel est le leitmotiv ?*

Il y a plusieurs raisons. Il y a un parcours personnel : je suis un fils de migrant, je suis aujourd'hui Suisse naturalisé et enfant des valeurs qui ont fait ce pays. Mais je n'oublie pas d'où je viens, mes parents étaient des saisonniers. Ils ont fait partie de ces centaines de milliers de personnes qui sont venues pour contribuer au développement de ce pays. Mes débuts en Suisse ont quand même été compliqués. Je fais partie d'une génération, et on n'est pas des cas uniques, ma sœur et moi. On a été des milliers, on a fait partie de la génération appelée « les enfants du placard » et nos débuts en Suisse ont été ceux des clandestins. Je me souviens que le mot d'ordre c'était que quand quelqu'un sonnait à la porte, il fallait se cacher sous le lit. Donc, en quelque sorte, pour moi, il est très important à travers mon histoire, et surtout à travers l'histoire de beaucoup de gens qui sont venus dans ce pays, de ne pas oublier cette période-là.

*Il y a une composante émotionnelle forte dans vos films. Quel est l'usage que vous faites de ces émotions ?*

Dans ce pays, il y a la notion de démocratie directe, dans l'idée que ce pays est un pays qui a un système politique assez unique au monde où le peuple est appelé à donner des directions claires dans la conduite du pays. Chaque fois qu'il y a quelque chose qui va mal dans ce pays, c'est la faute aux étrangers. Le problème c'est qu'aujourd'hui lorsqu'un citoyen vote, cette notion devient de plus en plus abstraite et on va al-

ler dans la caricature. On le voit dans les campagnes xénophobes, on représente l'étranger, l'être humain, celui qui vit dans ce pays, sous forme d'animal. On essaie donc à chaque fois de couper ce lien et j'essaie, à travers les émotions, de rétablir ce lien. J'essaie dans mes films de remettre l'être humain au cœur de la problématique, voilà.

*Donc l'émotion est au service d'une cause ?*

Je crois à la fonction de l'art que je pratique, qui est le cinéma. Pour moi, au fond de notre société moderne qui est fondée sur la démocratie que les Grecs avaient à Athènes, il y avait la place publique où les citoyens débattaient, l'Agora. Pas loin de là, il y avait le théâtre. Et dans ce théâtre, où a été inventé mon art, la dramaturgie, sur laquelle sont fondés tous les spectacles et films qu'on voit. Dans cette dramaturgie grecque, il y avait quelque chose de fondamental, c'est que le peuple se retrouvait à venir voir un spectacle et vivait une expérience qui s'appelait « la catharsis », et c'était la possibilité de vivre ensemble une émotion. Ce mot signifie « se purger de ses émotions » mais c'était également de vivre une émotion commune à travers une histoire et de se sentir appartenir à une communauté. J'essaie, dans mon cinéma, de faire vivre cette émotion commune afin de voir dans le fond la personne que je vois en face de moi, et qui n'est pas un requérant d'asile, c'est un être humain, c'est un père, c'est une mère, de retrouver ce lien.

*Mais il y a aussi un côté négatif qui vous est parfois reproché sur le plan de l'usage des émotions, n'est-ce pas ?*

Je pense que la critique est nécessaire, un art qui n'a pas de critique pour moi est inutile et ne servirait à rien. Des fois on me dit que je suis la mauvaise conscience de ce pays, mais je rappelle certaines valeurs fondamentales auxquelles on a tendance aujourd'hui à tourner le dos. Je ne propose pas dans mes films, et c'est souvent ce qui est mal accepté, une vision manichéenne de la société. On aimerait savoir où sont les gentils et où sont les méchants. Moi, ce n'est pas comme ça que je vois la société. La personne que je vois en face de moi, le policier que je vois en face, c'est un père, est un homme qui vit dans une société. Et c'est ce qui a dérangé dans « Vol spécial », c'est qu'on se rend compte que ceux qu'on appelle les « bourreaux » ne sont que des gardiens de prison qui sont chargés

d'appliquer une loi voulue par le peuple. Pour moi, heureusement que des gens sont fâchés quand ils voient mes films. Je raconte des histoires avec mon art et j'espère susciter une émotion qui va chercher au fond de nous-mêmes une réaction. Quoi de pire s'il n'y avait pas de réactions ?

*Et au niveau de l'impact de vos émotions. Visent-elles réellement un changement du discours public ? Et au niveau des actions des décideurs ?*

Je n'ai pas la naïveté de penser que mon cinéma peut changer la société. Pour moi c'est des petites graines qu'on plante et ces petites graines, avant que ça devienne un arbre, cela prend du temps. Il faut de la patience, il faut du soin, il faut de la chance. Et dans le fond, pour moi, avec mes films, je cherche à modifier le regard, à proposer un autre point de vue. Ce n'est pas du cinéma militant qui va dire ce qu'il faut penser sur une situation donnée. C'est aussi ce qu'on me reproche des fois. On me dit « mais dans le fond, vous voulez me dire quoi dans vos films ? » Et moi je leur renvoie une réponse en disant « mais vous, vous en pensez quoi ? » Parce que ce pays fonctionne de cette manière-là. Dans la démocratie directe, on questionne chaque fois le citoyen et dans le fond le citoyen aimerait bien qu'on lui donne des réponses toutes faites et c'est ce que font les partis populistes.

*Des personnes issues de la classe politique disent être très touchées par votre film. N'y a-t-il pas là une contradiction ?*

Je crois très sincèrement et honnêtement aux institutions de ce pays. Je trouve que ce pays est quand même incroyable. Lisez cette lettre et regardez qui l'a signée au sujet de mon dernier film « L'Abri » [Ueli Maurer]. Je me dis que tant qu'on peut discuter, tant qu'on peut débattre, pourquoi pas. Dans le fond, pour moi ce sont des valeurs fondamentales et ma fonction se situe dans le théâtre où on va vivre ses émotions communes et il faut mettre du sens à ces émotions. Je crois que c'est vraiment la balance à trouver entre le cœur et la raison. C'est clair qu'aujourd'hui, c'est quelque chose qui me fait peur et qui me rend triste, le fait qu'on stigmatise aujourd'hui en Suisse la communauté musulmane. Vous savez, des fois il y a une belle source dont tout le monde boit de l'eau. L'eau est claire et fraîche et elle profite à tout le monde et quelquefois il faut une goutte de poison pour que toute la source soit empoisonnée. C'est à ça qu'il faut faire attention. Il suffit de très peu. Dans le fond, la source dont tout le monde consomme peut contaminer et empoisonner tout le monde.

#### Filmographie partielle

1993 : Album de famille  
1998 : Classe d'accueil  
2000-2003 : Collection Premier Jour ; Remue-ménage  
2006 : EXIT – le droit de mourir  
2008 : La Forteresse  
2011 : Vol spécial  
2013 : Le monde est comme ça  
2014 : L'Abri

## Den Menschen wieder ins Zentrum der Migrationsdebatte bringen

Fernand Melgar, Regisseur der Filmtrilogie «La Forteresse», «Vol spécial» und «Le monde est comme ça», richtet sein Objektiv auf das umstrittene Thema Migration. Er konfrontiert dabei das Publikum «mit empathischer Tiefe und nüchterner Distanz gleichzeitig», wie dies ein Kritiker festhielt. Bashkim Iseni, der den Regisseur interviewte, fragte ihn nach der Wirkung der emotionalen Nähe, die seine Filme erzeugen sollen. Fernand Melgar: «Ich bin nicht so naiv zu glauben, dass meine Filme die Gesellschaft revolutionieren. [...] Ich versuche den Blick zu verändern, eine andere Perspektive auf die Dinge vorzuschlagen. Meine Filme sind nicht militant, sie geben keine klaren Antworten vor. Das wirft man mir zuweilen auch vor. Man fragt mich, was ich mit meinen Filmen sagen wolle, und ich frage dann zurück: was denken denn Sie dazu? [...] Menschen hätten oft gerne, dass man ihnen auf dem Silbertablett serviert, was sie zu denken haben.» Und zur Frage der Rolle der Emotionen im Film: «Im griechischen Theater gab es die Katharsis, was «sich von den Gefühlen befreien» bedeutet. Das Erleben einer Katharsis erlaubt aber auch, ein Gefühl gemeinsam zu durchleben. In meinen Filmen versuche ich, ein solches gemeinschaftliches Gefühl herzustellen. Dabei zeige ich nicht einfach den Asylsuchenden, sondern den Menschen, der auch Vater oder Bruder oder Sohn ist, ein Mensch mit einer Geschichte.»

**Fernand Melgar** est né en 1961 à Tanger au Maroc. Réalisateur et producteur indépendant, il a produit une dizaine de documentaires, aujourd'hui films de référence sur les questions d'immigration et d'identité.

L'interview a été réalisée par Bashkim Iseni, directeur d'albinform.ch.

# Im Theater gibt es kein Ausland.

Gesellschaftspolitische Krisen sind das Kerngeschäft des Theaters seit der Antike. Denn im Zentrum des Theaters steht immer der Mensch im Verhältnis zu seiner Zeit. Doch wenn die Zeiten sich so rasant wandeln wie heute, wenn die Verunsicherung zunimmt und Konflikte eskalieren, ist das Theater besonders gefordert. Es kann und muss reagieren. Weil es sich nur auf diese Weise – reflektierend oder betroffen, kritisch oder ketzerisch – weiterentwickelt.

Die Vielfalt an Theaterformen ist heute gross – und fast so unübersichtlich wie die Welt, die sie abbilden. Das Panorama reicht vom zeitlos beliebten Volkstheater über den Klassiker am Stadttheater, die Multimedia-Performance in einer Abbruchhalle bis zum Dokumentartheater. Der weite Kreis professioneller Theaterschaffender ist um zahlreiche «Experten des Alltags» erweitert worden. Dazu gehören all jene Spielerinnen und Spieler, die nicht von Berufes wegen auf der Bühne stehen, sondern weil sie dort aus ihrem eigenen Leben erzählen: Sei es der Totengräber, die Devisenhändlerin oder ein Flüchtling. Den vielfältigen aktuellen Theaterformen ist gemeinsam, dass sie im Hier und Jetzt stattfinden und in Anwesenheit eines Publikums. Es sind kollektive Ereignisse, selbst wenn der Zuschauer alleine durch einen szenischen Parcours wandert oder die Zuschauerin von einem vorprogrammierten Tablet durch eine Installation geführt wird und keinem einzigen Schauspieler begegnet.

## Wer spielt wie und für wen?

In den letzten Jahren wurden kritische Stimmen zum Theater laut. Gerade kleinere Theater gerieten zwischen die Walzen der Sparmühle, viele freie Theatergruppen müssen mit massiv reduzierten Produktionsbudgets haushalten. Doch die Kritik macht auch vor der Kunst und ihrer hochgelobten Freiheit nicht halt. Die Ensembles gerade von grossen, subventionierten Theaterhäusern seien nicht mehr repräsentativ für eine urbane Gesellschaft, die von verschiedenen Kulturgrup-

pen durchdrungen ist. Tatsächlich stehen auf den meisten Bühnen des deutschsprachigen Stadttheaters weisse Schauspielerinnen und Schauspieler, und sie spielen für ein mehrheitlich weisses Publikum. Auslöser für die zunehmend kritischen Stimmen war unter anderem die in Deutschland 2012 entfachte Debatte um «Blackfacing». Die aus den USA des 19. Jahrhunderts stammende, rassistisch geprägte Unterhaltungspraxis (Minstrel Shows), bei welcher sich weisse Schauspieler das Gesicht schwarz anmalen, um über «den dummen Neger» herzuziehen, ist als solche längst von den Theaterbühnen verschwunden. Es genügt jedoch der Auftritt eines berühmten, allerdings schwarz geschminkten Schauspielers an einer Berliner Bühne, um die Emotionen hochkochen zu lassen. Wie man heute «den Mohr» auf der Bühne darstellt, sei er nun ein Flüchtling oder Othello aus Venedig, ohne auf Bemalungen jeglicher Art zurückzugreifen, diese Frage hat die vielgelobte «Freiheit der Kunst» unter Beschuss gebracht. Es ist allerdings ein produktiver Beschuss. Denn das Theater muss sich heute vermehrt die Frage gefallen lassen, wie, mit wem und für wen es die Bühnen bespielt.

## Urban und entfremdet – Schicksalsgemeinschaften auf Zeit

Diese Frage stellt sich vor allem in den urbanen Zentren, in den Metropolen, wo verschiedene Kulturen und Ethnien nebeneinander, aber nicht zwingend miteinander leben. «Emigration ist eine zentrale Erfahrung des heutigen Lebens», sagt die Regisseurin Anina Jendreyko. «Wir ziehen vom Dorf in die Stadt, von einem Land ins andere, freiwillig oder gezwungen.» Die in Berlin ausgebildete Theaterfrau hat die letzten fünfzehn Jahre in Deutschland, Griechenland und der Türkei gelebt und sich nun in Basel niedergelassen. Sie sucht in ihrer Arbeit die konkreten Anlässe zum abstrakten Begriff «Interkultur». Vor knapp drei Jahren hat Anina Jendreyko die «Volksbühne Basel» mitgegründet. Die interkulturelle Produktionsgemeinschaft aus Künstlern, Theaterschaffenden, Tänzern und Musikerinnen versteht die Vielfalt an Milieus und Herkunft, welche die städtische Gesellschaft heute auszeichnen, als Reichtum. Auf der Bühne sucht die Regisseurin Anina Jendreyko eine Sprache und einen Ausdruck für

diejenigen Menschen, deren Biografie durch Migration – welcher Art auch immer – geprägt ist. In der jüngsten Produktion «Söhne» (2014) treffen vier professionelle Schauspieler mit Migrationshintergrund aufeinander.

Das geschieht sinnigerweise an der Imbissbude eines stark befahrenen Bahnhofs. Züge donnern vorbei, von der Decke tropft Wasser. Ein Kellner (Robert Baranowski) trocknet die Pfützen geduldig und schmiert dazwischen Sandwiches hinter der Theke. Sein erster Gast ist ein nervöser Typ (Nadim Jarrar), der einen Koffer und einen Strauss Wiesenblumen umständlich abstellt und Kaffee bestellt. Ein zweiter Gast folgt in Shorts und Sandalen (Orhan Müstak), geplagt vom pausenlosen Klingeln seines Handys. Am dritten Tischchen lässt sich ein Akkordeonist nieder. Durch die Tür des Getränkeköhlers folgt sein Partner, die Geige unter dem Arm. Alle sind sie urbane Nomaden, vom Zufall zusammengewürfelt, für einen kurzen Moment. Am gleichen Ort zu sein, bedeutet jedoch nicht, gemeinsam am selben Ort zu sein. Der Mann mit dem Blumenstrauss fragt – mehr sich selbst als die anderen Gäste – woran er die Frau fürs Leben erkenne. Seine Erfahrungen in der fremden Stadt lehren ihn etwas anderes als das, was ihm seine Vorfahren mitgegeben haben. Der Inhaber des klingelnden Handys wiederum ist der älteste und der verstossene Sohn einer türkischen Grossfamilie. Obwohl er aus der Gnade seines Vaters gefallen ist, wenden sich seine Brüder und Kusinen vertrauensvoll an ihn und wollen seinen Rat für alle erdenklichen Lebensfragen. Gleichzeitig sind im Hintergrund die beiden Musiker mit ihren Instrumenten beschäftigt. Ihnen gelingt in der Musik die innige und einvernehmliche Kommunikation, um welche die Gäste in der Imbissbude buchstäblich ringen. Das gemeinsam erarbeitete Stück «Söhne» zeigt, dass die grossen Fragen des Lebens wenig mit nationaler Zugehörigkeit zu tun haben. Prägend ist die eigene Herkunft allemal, vor allem dann, wenn sie in Frage gestellt wird. Wenn etwa das Überreichen eines Blumenstrausses je nach Kultur eine andere Geste ist. Dass Liebe meistens Kummer bedeutet, dass Väter ihre Söhne oft strenger erziehen als ihre Töchter, dass die Mütter ihren Söhnen immer irgendwie fremd bleiben. Die winzigen Versatzstücke, die zum Kaleidoskop einer Biografie gehören, blitzen in der

Produktion «Söhne» auf. Mal schillernd, mal düster. Die bunten Glassteinchen im Kaleidoskop mögen weltweit dieselben sein, doch genügt eine kleine Bewegung, um die Muster, die Bilder, die Geschichten zu verändern.

### Lampedusa als Metapher

Eine Kleinstadt am Mittelmeer ist der von den Medien in alle Welt vermittelte Austragungsort eines der grössten Dramen der Gegenwart. Lampedusa steht als Metapher für das katastrophale Scheitern europäischer Zuwanderungspolitik. Es scheint als könnte auch das Theater, wenn es sich diesem Drama mit noch offenem Ausgang annimmt, ebenfalls nur scheitern. «Nach Lampedusa – Wandererfantasien» (2014) ist der überzeugende Nachweis, dass eine künstlerische Auseinandersetzung mit dem Thema möglich ist. Regisseurin Ursina Greuel, die auf der Bühne die Funktion hiesiger Behörden übernimmt, sitzt hinter rosafarbenen Aktenbergen, gegenüber sitzt der Pianist Samuel Fried am Klavier. Zwischen ihnen steht ein exemplarischer Fremder mit vielen, schnell wechselnden Identitäten (Daniel Hellmann). Seine Berichte sind die von Bootsflüchtlingen, Asylbewerberinnen, von Menschen aus Afrika, dem Nahen und dem Fernen Osten. Dramaturgisch werden diese schicksalshaften Dokumente von der Musik eingeklammert, von Schuberts Liedern, welche mit dem Wander- und Sehnsuchtsmotiv für die Romantik charakteristisch sind. Formal setzt die Inszenierung also das mitteleuropäische Kulturgut als Transportmittel ein, um – unkommentiert – die Leerläufe aktueller Asylpolitik abzubilden. «Nach Lampedusa» behandelt die dokumentarischen Texte wie Musik, und aus den Liedern steigt auf einmal eine weitere Figur: ein essentieller Fremder, der uns sehr nahe kommt.

### Öffentliche Erkenntnis im Schlafzimmer – der Zuschauer als Zeuge

Dass sich die Debatte um Zuwanderungspolitik, der Diskurs über Integration und das Schicksal des einzelnen nicht ausschliessen, das beweist das Theater derzeit mit einer ganzen Fülle von Projekten, die überraschen und aufrütteln, verwir-

ren und berühren. Zum Beispiel «Past Is Present – eine globale Familiengeschichte». Für diese schweizerisch-deutsche Produktion zeichnet die Schweizer Regisseurin Corinne Maier verantwortlich. Im Zentrum des Stücks steht der deutsche Dokumentarfilmer Shaheen Dill-Riaz, beziehungsweise seine Einzimmerwohnung, die er mitten in Berlin seit zwanzig Jahren bewohnt. Sie ist das Epizentrum seines Familienlebens, welches auf vier Erdteilen stattfindet. Shaheens Eltern leben in Bangladesh, die Schwester in Australien, der Bruder in den USA, sein Sohn und die Ex-Frau in Polen. Mit ihnen in Kontakt zu bleiben, ist für Shaheen eine tägliche Herausforderung. Der Filmemacher bewältigt sie souverän mithilfe digitaler Medien, deren Gebrauch für ihn so regelmässig und gewohnheitsbedingt ist wie Zähneputzen. Ohne Kamera, Handy und Laptop, ohne Mails, SMS, und Skypesessions wäre Shaheens Existenz ungefähr so karg, wie seine Einzimmerwohnung möbliert ist.

Corinne Maier zoomt die Lebenswirklichkeit von Shaheen Dill-Riaz auf die Bühne und seziiert sie auf höchst charmante, geradezu telegene Weise. Da ist nämlich zunächst kein Shaheen zu sehen. In seiner Wohnung, die für die Bühne identisch nachgebaut wurde, bewegt sich eine junge Moderatorin (Anne Haug), als wäre es ihre eigene. Mit Witz und Eloquenz und einem gut austarierten Gespür für Indiskretionen, flaniert sie durch Shaheens vier Wände und nimmt dabei das Publikum mit auf eine globale Reise. Wir lernen einen Berliner Filmemacher mit bengalischen Wurzeln mitsamt seiner Familie kennen, als wäre es unser zukünftiger Schwager oder Nachbar. Wenn der echte Shaheen Dill-Riaz dann die Bühne betritt, ist er bereits eine Theaterfigur. Dabei macht er als er selbst höchst intime Dinge, zeigt etwa das Dokumentarfilmmaterial, welches er während Jahren über seine Eltern gesammelt hat. Es sind berührend konkrete und emotionale Zeugnisse dessen, was der Begriff «Globalisierung» nicht enthält. Shaheens Schwester etwa hat heimlich in Australien geheiratet. Als sie ihrem Vater die heikle Nachricht per Telefon überbringt, ist Shaheen bei seinen Eltern und filmt mit der Handkamera im Schlafzimmer, wie sein Vater ausrastet, schimpft, flucht, weint. «Past Is Present – eine globale Familiengeschichte» zeigt, wie radikal sich das Koordina-

tensystem menschlicher Beziehungen verändert. Und wie schwer es jedem einzelnen fällt, die eigene Position zu orten. Und für andere ortbar zu bleiben.

## Europa auf der Couch

Ebenfalls um Söhne – und besonders um Söhne ohne Väter – geht es in Milo Raus jüngster Arbeit «The Civil Wars», welche am Zürcher Theater Spektakel 2014 Premiere feierte. Obwohl der Titel, übersetzt «Die Bürgerkriege», unmittelbare Assoziationen von Waffen und Blut, Flüchtlingen und Toten weckt, ist die Produktion keineswegs ein Kriegsstück. Es ist eher eine kollektive Therapiestunde – ohne Therapeuten. Der Schweizer Regisseur Milo Rau legt dabei seinen Lieblingspatienten auf die Couch. Die Diagnose ist erschreckend. Europa ist ein serbelnder Kontinent, der zwischen den Schatten seiner Vergangenheit und dem Wahnsinn des Weltgeschehens irrlichtert. Und den man nicht isoliert vom restlichen Weltgeschehen analysieren kann. Denn die Symptome sind Identitätskrise, Extremismus, Verunsicherung. Milo Rau wollte ursprünglich ein Stück über junge Dschihadisten machen und dabei die Prämissen für politisches Engagement untersuchen. Um herauszufinden, weshalb junge Europäer freiwillig in den Nahen Osten ziehen, um zu kämpfen und zu sterben, haben Milo Rau und sein Team, das «International Institute of Political Murder» IIPM, mehrere Monate recherchiert und sind zu erstaunlichen Schlüssen gekommen. In «The Civil Wars» bilden sie den Prozess ihrer Erkenntnisse ab. Ein halbes Jahr nach der Schweizer Premiere ist das Stück mit dem Massaker in Paris von der Wirklichkeit eingeholt worden.

Die Frage, weshalb junge Menschen sich einem Krieg opfern, der nicht in ihrer Heimat stattfindet, diese einfache Frage bildet die Klammer des zweistündigen Theaterabends. Die Bühne zeigt ein unspektakuläres Wohnzimmer mit Sitzgruppe, Sideboard und Lampen. Wer auf der Bühne spricht, wird gefilmt und das Bild in schwarzweisser Übergrösse über der Bühne projiziert. Die Spieler blicken also dem Publikum direkt in die Augen, was eine grosse Intimität und Verbindlichkeit herstellt. Es sind drei Schauspieler und eine Schauspielerin im Wohnzimmer anwesend, die nacheinander aus ihrem

## La migration au théâtre

Les crises sociopolitiques sont le fonds de commerce du théâtre depuis l'Antiquité: au cœur du théâtre, il y a toujours l'homme par rapport à son temps. Et quand les temps changent à une allure aussi vertigineuse et que l'insécurité et les conflits vont grandissant, le théâtre est particulièrement sollicité. Il peut et il doit alors être sur la ligne de front. Il se doit d'être un lieu de réflexion, d'émotions, de contestation et même d'hérésies – c'est à cette condition qu'il pourra continuer d'évoluer.

Le cercle des professionnels du théâtre s'est aujourd'hui enrichi de nombreux « experts du quotidien ». On pense notamment à tous ceux qui montent sur les planches, non pas à titre professionnel, mais pour livrer le récit de leur propre vie, qu'ils soient croque-morts, courtiers en bourse ou réfugiés. Et quand le théâtre invite à se confronter à son temps, à explorer les tabous, les conflits, les incohérences et les injustices politiques en exploitant les possibilités et les moyens qu'offre la scène, il peut faire de grandes choses. C'est dans cet esprit que les nouvelles productions théâtrales abordent, en innovant sur les techniques et les méthodes, des thèmes tels que la migration, la fuite, la terre d'accueil et les relations transnationales. Il se crée ainsi une urgence qui incite le spectateur à la réflexion.

Leben erzählen. Hier eine Kindheit in Marokko, da eine erste Liebschaft in einem französischen Provinzkaff. Es wird von politisch engagierten Eltern in holländischen Kommunen berichtet, vom Bankrott eines Familienunternehmens, dem langsamen Zerfall einer Familie. Die Erzählenden wirken gefasst, selbst wenn sie ihre Geschichten bisweilen in Pointen münden lassen, oder eingeholt von einer Emotion verstummen. Diese Souveränität ist zerbrechlich, das Zuschauen – oder besser Zuhören – wird zu einem anstrengenden Akt. Mit der Zeit werden Verbindungspunkte zwischen den Geschichten erkennbar. Am deutlichsten zeigt sich das in den Vaterfiguren. Es sind verletzte oder gescheiterte, grössenwahn-sinnige oder demente Väter, welche diese vier Biografien säumen. Am Leitmotiv der Vaterfigur können die grossen Umwälzungen der europäischen Gesellschaft der vergangenen fünfzig Jahren quasi abgeleitet werden. Von den Nachkriegsjahren über die wirtschaftlichen Höhenflüge bis hin zu Krise und Kollaps. Regisseur Milo Rau dekliniert die Begriffe von Neoliberalismus bis Burn-out unheilvoll durch, allerdings ohne eine Vision gewinnen zu wollen. Wir stummen Zuhörenden, die wir uns längst an Schreckensmeldungen jeder Art gewöhnt haben, werden dabei von der Wucht des gesprochenen Wortes getroffen. Im Kanon der vier Stimmen ergibt sich ein schockierendes Bild der Gegenwart. Die Revolte aber, sie ist genauso abwesend wie die Musik dieser europäischen Elegie «The Civil Wars».

### Tiefenbohrungen ohne Garantie

Wenn das Theater den Mut aufbringt, sich dem Wandel seiner Zeit zu stellen, gesellschaftliche Tabus und Konflikte, politische Missstände und Ungereimtheiten genau unter die Lupe zu nehmen und mit den Möglichkeiten und Mitteln des Theaters zu verhandeln, dann kann es vieles bewirken. Die vier beschriebenen Beispiele aktueller Theaterproduktionen könnten unterschiedlicher nicht sein. Gemeinsam ist ihnen, dass sie alle auf Recherchen zurückgehen und Stückentwicklungen sind, die aus einer Neugier, einer eigenen Motivation heraus entstanden sind. Es sind die singulären Versuche, neue Methoden für einen künstlerischen Ausdruck zu entwickeln. Das gibt den Geschichten, welche diese Thea-

terproduktionen erzählen, klare Konturen und eine Dringlichkeit, die nicht unbemerkt bleibt. Ungeachtet dessen, ob das Theater dabei Gesellschaftskritik übt oder das Schicksal eines einzelnen Menschen verhandelt.

#### Links zu den Theaterproduktionen

**Nach Lampedusa – Wandererfantasien:**

**Past is Present:**

**Söhne:**

**The Civil Wars:**

**Kaa Linder** ist freie Journalistin BR. Sie arbeitet für SRF 2 Kultur und Fachpublikationen. Sie lebt mit ihren Kindern in Zürich.

# Pourquoi les étrangers sont-ils dans le top ten des préoccupations ?

Depuis 1995, le baromètre des préoccupations fait ressortir chaque année le scepticisme des Suisses envers les travailleurs étrangers ou les réfugiés. Celui-ci varie d'année en année, mais est toujours élevé. En 2014, les « étrangers » étaient ainsi une source d'inquiétude pour 40 % des interrogés, les « réfugiés » pour 26 % d'entre eux. Dans cet entretien, Lukas Golder, responsable du baromètre, évoque plusieurs pistes pour expliquer cette tendance.

*terra cognita : En juillet 2014, la Suisse affichait, avec 2,9%, un des plus faibles taux de chômage au monde. Et pourtant, selon le baromètre, le chômage était, pour 51 % des Suisses, le premier problème du pays, même si seulement 7 % d'entre eux disaient craindre pour leur emploi. Pour comprendre les résultats du baromètre, il faudrait commencer par expliquer ce décalage entre craintes et risques réels.*

Lukas Golder : Pour l'expliquer, il faut faire un retour sur les années 1990, quand on pensait que la prospérité, le plein emploi et la croissance étaient des acquis. Après la chute du mur, on a même cru que l'espoir d'une paix éternelle était permis. Mais la croissance a fini par s'épuiser et le chômage est reparti à la hausse; soudain, chacun pouvait être concerné. Ces émotions fortes sont entrées dans notre mémoire collective. Depuis, la peur de perdre son emploi est la plus grande préoccupation. Je dirais même qu'elle fait partie de notre identité. Le fait que des valeurs telles que la famille ou la religion aient perdu de leur importance n'y est pas pour rien.

*Vous parlez de mémoire collective. La peur du chômage est profondément ancrée dans l'esprit même de ceux qui n'en ont pas personnellement fait l'expérience. Peut-on y voir un parallèle avec la question de la migration ?*

Si l'on considère le thème de préoccupation « asile et réfugiés », on constate que les chiffres connaissent une évolution cyclique, parallèle aux demandes d'asile. Cette question est entrée dans la conscience collective comme potentiellement problématique. Ainsi, quand le nombre de demandes d'asile est

en hausse, le nombre de ceux qui font l'équation « asile = problèmes » l'est aussi. Et ils sont généralement nombreux.

*Quels sont, concrètement, les objets de préoccupation ? Et comment les taux sont-ils calculés ?*

Les taux sont calculés à partir du nombre des interrogés qui estiment, sur une liste de 36 sujets, qu'un sujet est problématique pour la Suisse. Les objets de préoccupation ne sont pas toujours les mêmes. On peut par exemple juger inadéquat le mode d'hébergement des réfugiés. Mais ce qui est important, c'est le nombre des requérants d'asile : pour nombre des objets de préoccupation, le discours public s'articule autour de chiffres – c'est vrai pour l'asile et l'emploi, mais aussi pour les primes d'assurance-maladie. Ces chiffres sont diffusés mensuellement ou trimestriellement par les médias.

*Dans votre commentaire du baromètre, vous soulignez le parallèle entre la proportion de la population étrangère et la prise de conscience du problème « étrangers ». Ne faut-il pas en chercher aussi les raisons dans des campagnes et des votations ?*

Des facteurs individuels entrent aussi en ligne de compte, c'est sûr, tout comme le climat général, ou la situation sécuritaire mondiale. Le discours des partis et des médias a également toute son importance. Prenons l'exemple du scrutin sur les minarets : à la suite des attentats du 11 septembre 2001, la méfiance à l'égard de l'islam s'est accrue en Suisse aussi. Mais ce n'est qu'après le Oui inattendu à l'initiative sur les minarets qu'elle est véritablement entrée dans la conscience collective – ce qu'on a pu mesurer en termes d'islamophobie. Depuis 2010, l'islamophobie est retombée de moitié ; les émotions négatives se sont tassées.

*Il est frappant de constater que la question des étrangers et celle des réfugiés figurent toujours dans le peloton de tête des préoccupations. Comment l'expliquez-vous ?*

L'importance numérique de la population étrangère en Suisse est un sujet de discussion récurrent depuis les initiatives Schwarzenbach. On a exigé des décisions politiques ; on a refusé de s'en remettre à l'économie pour décider seule qui pouvait entrer, et qui devait repartir (dans le cas par exemple

des saisonniers). Puis une évidence s'est imposée: nous travaillons et nous vivons avec ces personnes. C'est ainsi que s'est posée, dans les années 1990, la question des droits à reconnaître à ces personnes.

Depuis la libre circulation des personnes, on note, sur le baromètre, une tendance croissante à percevoir les questions de migration et d'intégration comme problématiques, à mesure que s'accroît la population résidente étrangère. Quand on suit le débat, on remarque aussi qu'il est facile de politiser un sujet qui préoccupe. Les politiques et les journalistes un tant soit peu perspicaces le savent; ils sentent le créneau et savent l'exploiter. Ce mécanisme a été très visible ces dernières années en rapport avec la migration, la libre circulation des personnes et les étrangers.

*Mais le baromètre nous montre-t-il précisément ce qui préoccupe la population, quels sont les objets de ses craintes? Est-ce le solde migratoire, l'insuffisance des possibilités d'intégration ou encore le manque de volonté d'intégration?*

Il y a d'abord la peur de la concurrence. Les travailleurs étrangers sont perçus comme des concurrents, comme une menace pour son propre emploi. Le cas de Zurich l'illustre bien, où les effets de la mondialisation ne se sont réellement fait sentir qu'à partir de 2009. L'usage de l'anglais s'est généralisé. On a vu arriver sur le marché de nombreux travailleurs très qualifiés, surtout d'Allemagne. Puis, la concurrence s'est resserrée autour de la classe moyenne. Ces effets, conjugués à la crise des médias, ont aussi renforcé la présence thématique de la migration dans les médias.

Un deuxième élément, souvent invoqué, est le «stress de la densité». On entend par là les mutations qui se sont produites dans la société, qui est devenue plus hétérogène et multiculturelle. Là où certains voient de la densité, d'autres voient une ville transformée, plus vivante et plus conviviale. On assiste du reste à un retour en ville de nombreuses personnes qualifiées: il est plus facile d'y trouver une crèche, on peut y travailler en Wifi dans le Starbucks du quartier, ou encore faire ses achats à toute heure de la journée.

Enfin, j'évoquerais le débat de la croissance. La croissance ne peut, en effet, se poursuivre indéfiniment. Ce constat influe sur notre façon d'envisager la migration. Il touche aussi d'autres domaines, comme l'a montré l'issue de l'initiative sur les résidences secondaires. Les appels à une croissance de qualité se font d'ailleurs de plus en plus pressants.

*Qu'en est-il de la peur de la perte d'identité? Ne joue-t-elle pas un rôle?*

Si l'on s'en tient au baromètre de l'identité – établi parallèlement au baromètre des préoccupations – le sentiment de fierté nationale s'est renforcé en Suisse. Cette tendance s'observe jusque dans les milieux de centre-gauche. De fait, la

## Sorgenbarometer

Seit 1995 werden die Sorgen der Schweizerinnen und Schweizer jährlich in einem Sorgenbarometer erhoben. Dieses zeigt auf, dass die Skepsis gegenüber ausländischen Arbeitskräften oder Flüchtlingen von Jahr zu Jahr schwankt, dass sie aber grundsätzlich gross ist. 2014 lag der Sorgenwert «Ausländer» bei 40 Prozent, jener für «Flüchtlinge» bei 26 Prozent. Im Gespräch mit Lukas Golder, der das Sorgenbarometer betreut, werden mögliche Gründe für dieses Problembewusstsein gesucht. Während sich die Sorgen zum Thema Asyl ziemlich parallel zur Anzahl der Asylgesuche entwickeln, sind sie im Bereich «Ausländer» etwas schwieriger zu interpretieren. Die Sorgen nehmen seit der Einführung der Personenfreizügigkeit zu. Einen Einfluss haben aber nicht nur die Zahlen, sondern auch Kampagnen und Abstimmungen in diesem Politbereich.

Swissness fait partie du mode de vie de nombreux citoyens. Pour beaucoup, l'identité suisse passe aussi par un démarquage par rapport à l'UE. On s'estime heureux de ne pas avoir à faire face aux problèmes de l'UE. Et à la question de savoir ce qui menacerait l'identité nationale, «la migration» est une réponse fréquente. Oui, la peur d'une perte d'identité est un facteur, mais je reste convaincu que les aspects sociaux et économiques l'emportent.

*Enfin, une dernière question, de méthode cette fois-ci: le baromètre s'appuie sur un sondage réalisé auprès de 1001 électeurs. Un quart de la population résidente en est donc exclu. Ne pensez-vous pas qu'il faille inclure les étrangers? Après tout, chacun a des préoccupations.*

L'échantillon sondé est fonction de l'objectif de l'étude, en l'occurrence recenser les préoccupations de l'électorat. Rien n'empêcherait, certes, de recueillir les préoccupations des résidents non suisses. Mais si l'on s'en tient aux expériences passées, cela demanderait un investissement nettement plus important.

*Merci, Monsieur Golder, pour cet entretien.*

[www.sorgenbarometer.ch](http://www.sorgenbarometer.ch)

**Lukas Golder**, politologue et expert en médias, est membre de direction de l'institut gfs.bern, actif dans la recherche en politique et communication. Il est notamment responsable de la réalisation du baromètre des préoccupations publié par le Crédit Suisse.

L'entretien a été mené par Elsbeth Steiner.

# Il migrante non ha né volto, né status, né storia.

L'immigrante è diventato una passione contemporanea in Europa, il punto vacante attorno al quale gli ideali si scontrano. Facilmente utilizzabile come simbolo, presente ovunque e in nessun luogo, l'immigrante è sulla bocca di tutti. Eppure, nel dibattito pubblico odierno, questa figura non è trasmigrata soltanto da un Paese all'altro, ma anche dalla realtà all'immaginario collettivo, dov'è stata trasformata in una terribile finzione.

Uomo o donna che sia, l'immigrante – così lo chiamerò, pur sapendo che è stato spogliato di qualsiasi colore, sesso o carattere –, è stato trasformato in un'entità simile a un «alien». È una specie di morto vivente pronto a invaderci, colonizzarci e contaminarci, un personaggio che non potremo né digerire né vomitare veramente. Se il 20° secolo fu abitato da misteriose figure a metà strada tra realtà e finzione, che invadevano l'esistenza delle persone per bene, oneste e lavoratrici – i puri –, questo personaggio è tornato a tormentarci sotto le fattezze dell'immigrante. Una figura al tempo stesso familiare e insidiosa, riedizione di un'idea antica espressa con una retorica più fresca e persuasiva.

Diversamente da altri mostri, il corpo estraneo dell'immigrante non può essere messo a morte. Come uno zombi in un videogioco, è impossibile ucciderlo o eliminarlo definitivamente, non solo perché è già privo di voce e di vita, ma anche perché ondate di altri immigranti simili a lui già stanno aspettando, appena fuori dal confine, pronti ad arrivarci addosso. Dimentichi del fatto che sono proprio le nozioni inservibili di «normalità» – quella fascista – a far sembrare strano ciò che è usuale, ci piace credere all'esistenza di un tempo passato in cui il mondo non era in costante cambiamento e in cui tutto sembrava più permanente. Un'epoca in cui eravamo tutti simili tra noi e comprensibili gli uni per gli altri, in cui non avevamo sempre davanti la visione di tutti questi spettri in costante agitazione. Oggi regna una specie di consenso generale sul fatto che tutto questo movimento globale possa trasformarsi in

catastrofe e che questi strani esseri onnivori ci divoreranno vivi. Visto così, l'immigrante diventa eterno: se non agiamo, sarà fonte permanente di contagio e orrore.

## Un problema insolubile

È ormai impossibile prendere partito per l'immigrante e a maggior ragione sentirlo parlare a proprio favore, giacché tutti, anche i più ragionevoli e i più sensibili, si sono ormai convinti che l'immigrato è dappertutto ed è un problema insolubile. Ovviamente ci sono sempre buoni motivi per diffidare del consenso generale: infatti nulla è altrettanto coercitivo e stupido quanto il consenso generale ed è proprio attraverso il consenso che viene occultata la differenza.

Ciò nonostante, è facile disconsiderare e denigrare l'immigrante, dal momento che non è più una persona. E persino l'immigrato arrivato da poco, l'ultimo ad aver varcato l'uscio, colui che or ora sta sistemandosi in un nuovo Paese, persino lui rischia di ripugnare all'idea di qualcuno che arrivi dopo di lui, di un intruso che potrebbe prendere il suo posto, proprio perché questo Altro non gli assomiglia in nessun modo. L'immigrante non ha volto, non ha status, non gode di nessuna protezione e non ha storia. L'unica sua identità consiste nell'essere oggetto della discussione generale, secondo le limitate regole della comunità.

Troppo superstizioso, ambizioso, inutile e strano – lasciato fuori del firmamento dell'accettabile –, l'immigrante è degradato allo status di oggetto del quale tutto può essere detto e al quale tutto può essere fatto. Una cosa è certa: non solo ti deruberà della tua ricchezza e della tua posizione sociale, ma sarà anche mostruoso e osceno nell'ostentare i propri piaceri, quelle voluttà che – non c'è bisogno di dirlo – avrà ottenuto a tue spese, pur essendo soggiogato a te come uno schiavo.

Come idea, pertanto, questa concezione dell'immigrante è familiare e i cliché usuali – il potere riduttivo di una descrizione negativa – si applicano, com'è sempre stato, a queste ombre che si aggirano nelle zone intermedie o di frontiera. L'immigrante diventa allora incestuoso, sessualmente incontenente,

malato di mente, bisognoso e avido al tempo stesso. Ora, queste particolari sembianze attribuite all'immigrato sono di creazione piuttosto recente. Siccome dipendiamo talmente da ciò che più detestiamo, peggio va l'economia e più abbiamo bisogno dell'immigrante – anche in un'epoca che come la nostra si vanta di aver raggiunto una certa tolleranza.

Dopo dura lotta, a donne, gay, disabili e vari emarginati di altri tempi è stata riconosciuta una certa dignità, una certa voce in capitolo, una certa posizione. Ma diversità e multiculturalità possono mutarsi in forme di esoticismo e auto-idealizzazione, così come esagerando le differenze si possono generare nuovi tipi di vanità. In tutto ciò è mantenuto un certo, necessario livello di odio nei confronti della figura oltraggiata dell'immigrante. L'integrazione non può mai continuare; qualcuno *deve* essere radiato dalla carta geografica. Oggi sarà lui, domani qualcun altro: la circolazione dei corpi è dettata dal profitto. Il ricco può comprare la libertà, può andare dove vuole, mentre il povero non è ben accetto da nessuna parte. Ma, per una magica, perversa alchimia, finiamo sempre per percepire come persecutori proprio coloro di cui più abbiamo bisogno, che più sfruttiamo e che più perseguiamo.

## Una allucinazione collettiva

Gli altri hanno soltanto il potere che diamo loro. L'immigrante è un'allucinazione collettiva frutto delle nostre menti. Questa nozione in costante evoluzione, come un dio o come un demone, è una creazione importante giacché parte integrante di noi stessi. Ma il paranoico, che scandaglia selvaggiamente tutto attorno a sé, non si accorge che questo corpo estraneo in realtà è dentro di lui. E non *può* accorgersene: in un mondo così definitivamente diviso in una visione hollywoodiana binaria del bene e del male, nessuno sa più pensare in modo chiaro. L'odio deforma la realtà più dell'amore. Se davvero i limiti del mondo sono definiti dal linguaggio, allora per tutto questo ci occorrono parole più calzanti. L'idea dell'immigrante è ansiogena soltanto se l'immigrante ci è ignoto e mantenuto tale.

Questo immaginario collettivo, questa prigionia eretta dai cliché – un uso abietto dell'immaginazione – riduce il mondo a una favola gotica in cui impera la sola violenza dell'esclusione e in cui non c'è spazio né per il pensiero né per l'azione. Se solo avesse il diritto di esistere, lo straniero potrebbe, con un misto di ingenuità e saggezza, istruirci sul nostro conto, giacché vede più di quanto supponiamo.

Il testo è stato pubblicato in inglese nel giornale «The Guardian» il 30 maggio 2014 col titolo originale «The migrant has no face, status or story». Traduzione dall'inglese con l'autorizzazione della casa editrice.

## Der Migrant in unserem Kopf

Der Einwanderer ist in Europa zu einer Passion unserer Zeit geworden, zur Leerstelle, an der Ideale aufeinanderprallen. Leicht verfügbar als Zeichen, existiert er überall und nirgends, und unablässig wird über ihn geredet. Doch im gegenwärtigen öffentlichen Diskurs ist diese Figur nicht nur von einem Land in ein anderes gewandert; sie ist auch aus der Wirklichkeit in die kollektive Phantasie eingewandert, wo sie in eine schreckliche Fiktion verwandelt wurde.

Der Einwanderer – und ich werde hier die männliche Form benutzen im Bewusstsein, dass er seiner Hautfarbe, seines Geschlechts und seines Charakters beraubt wird – ist zu etwas gemacht worden, das einem Ausserirdischen ähnelt. Er ist ein Exemplar der Untoten, die überfallen, kolonisieren und verseuchen, eine Figur, die wir nie ganz verdauen oder erbrechen können. War das 20. Jahrhundert erfüllt von semi-fiktionalen, unheimlichen Figuren, die in das Leben der anständigen, aufrechten Arbeiter – der Reinen – eindringen, so sucht uns jetzt erneut ein solcher Charakter heim, in Gestalt des Einwanderers. Er ist sowohl eine vertraute, hinterlistige Figur wie auch eine neue Ausgabe einer alten Idee, die in einer aufgefrischten, mächtigen Rhetorik geäußert wird.

### Romanzi e novelle

**Il Buddha delle periferie**, (traduzione di Maria Ludovica Petta), Milano, Mondadori 1990

**The Black Album**, (trad. di Alberto Pezzotta), Milano, Bompiani 1995

**Nell'intimità**, (trad. di Ivan Cotroneo), Milano, Bompiani 1998

**Mezzanotte tutto il giorno**, (trad. di Ivan Cotroneo), Milano, Bompiani 2000

**Il dono di Gabriel**, (trad. di Ivan Cotroneo), Milano, Bompiani 2001

**Il mio orecchio sul suo cuore**, (trad. di Ivan Cotroneo), Milano, Bompiani, 2004

**Ho qualcosa da dirti**, (trad. di Ivan Cotroneo), Milano, Bompiani, 2008

**L'ultima parola**, Milano, Bompiani, 2013

**Hanif Kureishi** è romanziere, drammaturgo, sceneggiatore e anche regista. Nato a Londra nel 1954 da padre pakistano e da madre inglese, in questa città si scontra in prima persona con quei problemi razziali e le incomprensioni culturali che sono il tema centrale di molti dei suoi lavori letterali e teatrali.

# Angst!

Ein Pastiche in einfacher Sprache, das die Menschen bei ihrer gelebten Realität abholt, die in Wirklichkeit oft ganz anders aussieht, als unsere selbsternannten Eliten es sich in ihrer Entfremdung vom Volk träumen lassen.

Eigentlich wäre es so einfach: Niemand sollte Angst haben müssen. Das Lamm nicht vor dem Tiger, der Bergwanderer nicht vor der Höhe, aber auch vor der Tiefe nicht, der Bürger nicht vor der Islamisierung des Abendlandes, Kinder nicht vor der Dunkelheit, der Konsument nicht vor Hormonen in den Ravioli und vor Elektrosmog aus der Steckdose. Doch das ist leider nur eine schöne Utopie. Ein frommer Wunsch! Eine angstfreie Gesellschaft gibt es nicht und kann es nicht geben. Und vielleicht ist das auch gut so. Denn Ängste sind etwas ganz Natürliches. Sie liegen in der Natur und in der DNA des Menschen und sind weitgehend evolutions-theoretisch bedingt. Das wusste übrigens schon der englische Philosoph Thomas Hobbes vor mehr als hundert Jahren, als er sagte: *Homo homini lupus est*. Das ist lateinisch und bedeutet übersetzt: Der Mensch ist des Menschen Wolf. Aus diesem Grund haben Menschen auch heute noch Angst vor Wölfen, obwohl es tatsächlich eigentlich immer weniger Wölfe gibt. Stattdessen gibt es aber immer mehr Menschen. Der schwindende Lebensraum macht nicht nur den Wölfen zunehmend zu schaffen, sondern auch vielen Menschen Angst.

Nehmen wir ein einfaches Beispiel: In Frankreich sind nach neuesten Umfragen zum Beispiel gefühlte 31 Prozent der Gesamtbevölkerung Muslime, in Grossbritannien 21, in Kanada 20 und in Deutschland 19 Prozent. Gegenüber Demographen bekennen sich aber nur acht Prozent in Frankreich, fünf Prozent in Grossbritannien, zwei Prozent in Kanada und sechs Prozent in Deutschland tatsächlich zum Islam. Diese hohe Dunkelziffer macht den Menschen Angst. Sie fühlen sich zunehmend isoliert, islamisiert, infiltriert und infiziert und fürchten sich bei Einbruch des Abendlandes, noch alleine auf die Strasse zu gehen. Darum muss man die Menschen dort ab-

holen, wo sie bereits zu Zehntausenden stehen. Denn ihre Ängste sind etwas ganz Reales, das man ernst nehmen muss. Es geht um Menschen, die sich fremd fühlen im eigenen Land, ja, in der eigenen Haut.

Aus der Wissenschaft wissen wir: Schon einjährige Kinder zeigen eindeutige Reaktionen in der Amygdala, dem Teil im Gehirn, das für unsere Gefühle zuständig ist, wenn man sie in die Röhre eines Computer-Tomographen schiebt und Bilder von fremden Menschen zeigt. Die Angst vor Fremden ist eine sinnvolle, weil überlebenswichtige Reaktion, die man schon beim Urmenschen beobachten konnte. («Was der Urmensch nicht kennt, das isst er nicht.») Sie verhindert, dass Kinder z.B. zu Fremden ins Auto steigen oder sich von jemand anderem als der Mutter von der Krippe abholen lassen. Im Zuge der sogenannten modernen 68er-Pädagogik hat sich freilich immer mehr die Auffassung verbreitet, dass alles bloss gesellschaftlich bedingt ist und nur mit der Umwelt zusammenhängt. Dadurch haben linke und rechte Rattenfänger ein leichtes Spiel, wenn sie den Menschen das Paradies auf Erden versprechen. Die Politik darf diesen Leuten nicht das Feld überlassen und sich nicht scheuen, die Themen, die ihnen auf den Nägeln brennen, offen auszusprechen. Dabei sollte man sich auch nicht von der in den Medien gern und schnell einmal geschwungenen «Nazikeule» einschüchtern lassen.

Es ist leider eine Tatsache: Wenn die Einwanderung in unser Land so ungezügelt weitergeht wie bisher, lebt schon im Jahr 2150 ein Viertel der Weltbevölkerung in der Schweiz. Das ist keine apokalyptische oder gar populistische Vision, sondern das Ergebnis einfacher Zinseszins- bzw. Kindeskind-Rechnungen. Der Blick zu unserem nördlichen Nachbarn lässt uns die Konsequenzen der bisherigen Bevölkerungspolitik ahnen: Jeden Tag werden in Deutschland hundert Fussballfelder verbaut. Tendenz steigend! Die Folgen kann man sich unschwer mit fünf Fingern ausmalen. Schon in Kürze wird in der einstigen Nation der Weltmeister Fussball eine Randsportart sein und schliesslich ganz von der Bildschirmfläche verschwinden. Wer das offen ausspricht, wird leider immer noch als Rassist, Antisemit oder noch Schlimmeres diffamiert.

## Extrapolations démographiques

Tout serait tellement plus simple si la peur n'existait pas. L'agneau ne tremblerait pas devant le tigre, le randonneur n'aurait ni vertige, ni peur du vide, le citoyen ne redouterait pas l'islamisation de l'Occident, les enfants n'auraient pas peur du noir, le consommateur ne craindrait pas les résidus d'hormones dans les raviolis, ni l'électrosmog qui se dégage des prises. Hélas, ce n'est qu'une belle utopie. Un vœu pieux ...

Il n'y a pas et il ne peut y avoir de société affranchie de toutes peurs. Et peut-être que c'est bien ainsi. Car les peurs sont parfaitement naturelles. Elles sont gravées dans l'ADN humain et étroitement liées à l'évolution des espèces. Le philosophe anglais Thomas Hobbes le savait déjà lorsqu'il écrivait, voilà plus de cent ans : *Homo homini lupus est* (l'homme est un loup pour l'homme). Et s'il ne s'exprime plus en latin, l'homme continue d'avoir peur des loups, même si les loups sont de moins en moins nombreux et que les hommes le sont de plus en plus. Et que la réduction de l'habitat ne trace plus seulement les loups, mais aussi une bonne partie de l'humanité. [...]

Les faits sont malheureusement là : Si l'immigration se maintient à son niveau actuel, la Suisse abritera, d'ici 2150, un quart de la population mondiale. Un scénario apocalyptique ou populiste ? Non, le résultat de simples extrapolations démographiques. Et pour se faire une idée des effets à long terme que pourrait avoir la politique démographique actuelle, il suffit de porter le regard Outre-Rhin, où l'équivalent de 100 terrains de football sont sacrifiés chaque jour à la construction. Tendances à la hausse. Les conséquences se déduisent d'elles-mêmes : à ce rythme, le football deviendra très vite un sport marginal avant de disparaître complètement, dans une nation qui en fut championne du monde. [...]

Des perspectives qui ont de quoi faire frémir. Vous ne trouvez pas ?

Fakt ist aber auch, dass wir uns gegen diese Entwicklung kaum mehr wehren können. Nicht nur, weil in den etablierten Medien unbequeme Meinungen systematisch ausgeblendet oder lächerlich gemacht werden. Sondern auch, weil wir bereits in der Falle stecken. Einer globalen Falle!

Auch hier schafft der Blick nach Norden Klarheit: Der verlorene Krieg hat Deutschland zwar einen wirtschaftlichen Aufschwung sondergleichen gebracht, aber zugleich auch grenzenlose Abhängigkeit von den Produkten, mit denen Amerika den Alten Kontinent überschwemmt. *Honi soit qui mal y pense!* Mit dem neuen Freihandelsabkommen zwischen den USA und der EU, das über den schleichenden «autonomen» Nachvollzug sofort in der Schweiz Gültigkeit hätte, wird das Chlorhuhn auch bei uns in Kürze Standard sein. Schlimmer als die wirtschaftliche Abhängigkeit ist indessen die kulturelle Hegemonie: Identität, Heimat, Kultur sind längst Fremdwörter geworden, und wer solche Werte trotzdem noch immer verteidigt, wird als Nazi oder als Putin-Versteher geschmäht. Der uralte Innerschweizer Brauch des Geislechlöpfens pervertiert zum islamschweizerischen Geiselnköpfen, und immer öfter sieht man statt Frauen in einheimischer Tracht mit schönem Kopfschmuck vollverschleierte Wesen, die sich dem offenen Dialog auf Augenhöhe verweigern. Wer sich heute noch auf seine Wurzeln zurückbesinnt, gilt dem modernen Genderwahn als «Zimmerpflanze».

Geschmiert wird diese inzwischen alles beherrschende Ostküsten-Ideologie der Zionisten-Lobby mit arabischem Öl. Aber die mächtigen Herren tun alles, um diese Tatsache vor uns geheim zu halten. Wer im Internet nach diesen Tatsachen recherchiert, wird von den Geheimdiensten registriert, die eigentlich dazu da wären, Terroristen zu jagen und die stattdessen lieber harmlose Bürger bespitzeln. Bürger, die nichts anderes wollen, als endlich die Wahrheit zu erfahren. Eine Wahrheit, die Angst macht. Eine Wahrheit, die man ernst nehmen muss.

Meinen Sie nicht auch?

Pastiche: Nachahmung des Stiles und der Ideen eines Autors (Definition laut Duden).

**Peter Schneider** ist Psychoanalytiker und Satiriker. Seine Beiträge erscheinen in diversen Schweizer Printmedien und auf Radio SRF3.

# Reconnaître la réalité de ses émotions.

Les étudiants qui se destinent au travail social doivent aussi apprendre, pendant leur cursus, à gérer leurs émotions sur les questions qui relèvent du social, que ce soit en travaillant sur leur propre vécu ou à partir d'une réflexion sur ce que vivent d'autres personnes en situations difficiles. Dans l'entretien qu'elle nous accorde, Monique Eckmann explique comment il est possible de gérer de façon constructive ses émotions – mêmes désagréables, comme la colère, le deuil, le traumatisme ou le sentiment d'impuissance. Elle souligne, à cet égard, l'importance primordiale de l'écoute. Un constat qui vaut aussi pour le débat public dans une société de migration.

*Madame Eckmann, dans les cours que vous donnez à la Haute école de travail social, vous abordez aussi les thèmes de l'interculturalité, de la discrimination et de la migration. Que se passe-t-il dans l'auditoire au niveau émotionnel ?*

Soulignons d'abord que toutes les questions sociales sont à forte charge émotive. Ce n'est pas uniquement le cas de la migration ou de la discrimination. Les questions de pauvreté, de chômage et d'inégalité, tout comme les questions de genre suscitent elles aussi de vifs débats.

*Pourquoi ?*

Parce que nous sommes tous concernés par ces questions, sous une forme ou une autre. Elles font écho à nos propres histoires, nos expériences et nos vécus. Quand j'aborde, par exemple, la question du racisme, l'auditoire se partage très vite entre ceux qui se sentent appelés à parler de leurs expériences personnelles de membres de groupes cible de racisme, et ceux qui ont peur d'être catalogués ou d'avoir à culpabiliser parce qu'ils font partie de la société majoritaire. Pour les questions de genre, on observe d'ailleurs le même clivage entre hommes et femmes.

*Qu'est-ce que cela signifie pour vous en tant que professeure ?*

Le défi, pour moi, est de créer une dynamique in-

clusive, où tout un chacun est interpellé. Le but n'est pas de monter les uns contre les autres : chacun a le droit d'être entendu. Tous les récits doivent s'insérer dans un scénario pédagogique, de façon à donner voix aux deux côtés et à permettre, au final, une compréhension et une nouvelle solidarité. Les deux parties doivent se sentir mises au défi et apprendre quelque chose. Chacun tire ainsi les enseignements de ses propres expériences et de celles des autres.

*Qu'est-ce que cela signifie concrètement ?*

Il faut créer un espace d'écoute et de respect qui permet d'accueillir tous les récits d'expériences. Il faut donc les aborder tous avec le même sérieux pour leur donner la place qui leur revient. L'exercice peut du reste se faire dans un autre cadre. Je pense notamment à une représentation intitulée « Le jour où je suis arrivé à Genève ... », qui avait été donnée au Théâtre Saint Gervais. La représentation mettait en scène des récits d'immigrants qui racontaient ce qu'ils avaient vécu le jour de leur arrivée à Genève. Ce qui est intéressant, c'est que les spectateurs ont commencé à entrer dans le jeu, à parler de leur propre ressenti : « Nous étions là quand vous êtes arrivés. », « Nous vous avons offert notre hospitalité. », ou : « Nous étions accueillants ou irrités. », ou encore « La vie a changé depuis. »

Mon cours se construit dans cette même logique : tous les vécus doivent trouver leur place et être entendus avec sérieux, même si on n'est pas d'accord. Il s'agit de vécus racontés à la première personne. Ce qui m'intéresse est « ce qui m'est arrivé ». Peu importe ce qu'en disent les autres : les autres ne font que des hypothèses, des constructions théoriques qui véhiculent souvent des préjugés.

*Qu'advient-il de ces récits d'expériences ?*

Ils sont intégrés au contenu du cours ; mis en dialogue. Le principal est de les reconnaître, de s'assurer que ces récits soient entendus. Ce faisant, il faut s'abstenir d'émettre des jugements – qu'ils soient positifs ou négatifs –, par exemple éviter de dire « c'est vrai », ou « c'est faux ». Dans la perspective du locuteur, le récit est forcément vrai. Ce qui ne signifie pas que tous doivent adhérer à chaque récit.

### *Et cette écoute fonctionne ?*

Oui, cela fonctionne. La règle est de raconter et d'écouter le récit à la première personne. Cela suppose, bien sûr, que les participants soient disposés à une écoute bienveillante, qu'ils n'interviennent pas tout de suite pour commenter, contredire ou contester ce qui se dit. J'utilise souvent les jeux de rôle dans mon cours : les uns sont les migrants fraîchement arrivés, les autres les autochtones, qui sont déjà là. L'exercice consiste à inviter d'abord les deux équipes à formuler, chacune de son côté, ses propres besoins et ses attentes face à l'arrivée de migrants, à court, à moyen et à long terme. Besoins qu'elles s'exposent ensuite mutuellement. Enfin, chacun regagne son équipe pour parler de ce qu'il a ressenti à l'écoute des « autres ».

Ce qui est frappant, dans cet exercice, est que les participants qui endossent le rôle des migrants, n'ont souvent aucun mal à articuler leurs besoins et attentes, à savoir qu'ils ont par exemple besoin d'être logés, de se nourrir et de travailler ; qu'ils ont besoin de se sentir en sécurité et de se protéger contre les persécutions ; qu'ils aimeraient avoir des possibilités de participation et de codécision ici et de pouvoir offrir une bonne éducation à leurs enfants. À l'inverse, ceux qui représentent la population locale ont généralement beaucoup de mal à exprimer leurs besoins. Il leur faut souvent de longues discussions pour conclure, par exemple, qu'ils aimeraient savoir d'où viennent les migrants et pourquoi ils sont là. Ou qu'ils aimeraient être rassurés par rapport à leurs enfants. On ressent aussi chez eux un besoin d'être remercié de l'hospitalité et de l'accueil offert – un besoin qu'ils n'osent souvent pas exprimer.

### *Pourquoi les « représentants » de la population locale ont-ils peur d'exprimer leurs besoins ?*

C'est comme si, dans certains milieux, ces besoins apparaîtraient comme indicibles, honteux, voire n'étant pas légitimes, alors qu'ils existent aussi. L'évidence humanitaire y fait parfois obstacle. Et c'est particulièrement vrai des étudiants qui se destinent au travail social : ils ont le souci d'aider ceux qui sont dans le besoin. Le fait qu'il faille aussi s'aider soi-même dans ces situations est souvent occulté. Mais

c'est une erreur, à mon sens, de penser qu'on n'aurait pas soi-même de besoins. Il est crucial de sortir de la polarisation entre « bons et méchants » et d'apprendre à vivre avec une certaine dose d'ambivalence et de complexité.

### *Dans le débat public, il est question de « prendre au sérieux les craintes ». Mais ces craintes sont souvent diffusées ...*

... ce qui ne signifie pas qu'il ne faille pas les exprimer ou ne pas les entendre. Chacun a des besoins ; il faut en parler. En parlant de soi, on devient aussi plus concret et on dépasse l'ouï-dire. Rappelons qu'entendre des besoins ne signifie pas du tout qu'il soit possible de satisfaire tous les besoins ; et rappelons qu'il n'en découle pas forcément des droits. Mais on peut au moins les reconnaître comme tels et intervenir quand il le faut, au même titre qu'on écoute, par exemple, un black qui affirme ne pas trouver d'appartement à cause de la couleur de sa peau et qu'on s'efforce ensuite de l'aider à accéder à un appartement.

### *Peut-on mettre sur un même plan le vécu de personnes victimes de discriminations et celui de personnes privilégiées ?*

Il ne s'agit pas de noter, ou de hiérarchiser les expériences vécues, mais de vivre ensemble, de concilier les droits et les besoins de chacun. Tout le monde a des besoins, notamment de sécurité et de bien-être. Il faut en prendre acte. Bien sûr qu'il faut combattre la discrimination ; les droits humains doivent impérativement être respectés. Mais cela ne veut pas dire qu'il ne faille pas laisser de place aux émotions. Les émotions sont réelles, de part et d'autre. Nous devons apprendre à gérer les ambivalences, à entrer dans un dialogue. On peut parfaitement exprimer ses craintes sans tomber dans la discrimination. Face, par exemple, aux craintes d'une population locale d'envoyer ses enfants seuls à l'école, parce qu'elle ne connaît pas les personnes qui vivent dans tel foyer pour réfugiés, un dialogue commun peut déjà permettre d'envisager comment (ré)agir. Le besoin de sécurité existe de part et d'autre : les requérants d'asile ne souhaitent pas être perçus comme un danger, pas plus que d'être harcelés.

### *Vous soulignez l'importance de l'écoute, mais dans le discours public on parle souvent « des autres » ...*

## Gefühle als Realitäten wahrnehmen und anerkennen

Zur Ausbildung des Studiums der Sozialarbeit gehört auch das Lernen, mit persönlicher Betroffenheit bei sozialen Themen umzugehen, sei dies bezüglich der eigenen Biographie oder im Rahmen der Reflexion darüber, was Menschen in schwierigen Situationen widerfahren ist. Monique Eckmann erläutert im Gespräch, wie ein konstruktiver Umgang mit Gefühlen – auch unangenehmen wie Wut, Trauer, Verletzung und Ohnmacht – gestaltet werden kann. Wichtig sei vor allem, dass ernsthaft zugehört wird. Ein Anliegen, dass auch für die öffentliche Diskussion in der Migrationsgesellschaft gilt.

Laut Monique Eckmann ist es wichtig, dass Räume geschaffen werden, bei denen über die jeweils eigenen Erfahrungen berichtet werden kann, und zwar sowohl vonseiten der Zugewanderten als auch vonseiten der Einheimischen. «Bedürfnisse haben alle, insbesondere das Bedürfnis nach Sicherheit und Wohlbefinden. [...] Die Gefühle sind real und wahr, für beide Seiten. Wir müssen lernen, mit der Ambivalenz umzugehen, einen Dialog darüber zu führen. Man kann Ängste ja auch aussprechen, ohne zu diskriminieren. Wenn die lokale Bevölkerung beispielsweise sagen kann, wir haben Angst, unsere Kinder alleine zur Schule gehen zu lassen, weil wir nicht wissen, wer die Leute im Asylheim sind, kann man in einem gemeinsamen Gespräch herausfinden, wie man darauf reagieren kann. Das Bedürfnis nach Sicherheit besteht auf beiden Seiten: Die Asylsuchenden möchten nicht, dass man sie als Gefahr wahrnimmt und sie angepöbelt werden.»

... C'est une idée trompeuse de penser qu'on peut parler à la place des autres. On ne peut jamais parler que de sa *propre* expérience. Je pense par exemple au scrutin sur les minarets : les musulmans ont été nombreux à reconnaître, après coup, qu'ils auraient dû s'impliquer davantage dans le débat public. Leurs voix auraient pu contribuer à donner un « visage » à l'islam, ou à en donner un visage pluriel. Ce qui montre bien toute l'importance, pour les autochtones comme pour les immigrés, de partager et d'échanger sur leurs vécus.

*Y a-t-il, à votre avis, un domaine dans lequel il faudrait faire plus pour permettre un dialogue entre les différents « univers émotionnels » ? Faut-il des campagnes ou un engagement médiatique plus fort ?*

Je doute de l'efficacité des campagnes, à moins qu'elles ne soient très bien faites et qu'elles soient menées sur la durée. Pour les médias, s'ils ne sont pas de service public, se pose toujours la question du marché. Ils diffusent ce qui se vend. Ce qui me frappe, par contre, c'est que la recherche sur la migration se focalise presque exclusivement sur la situation des migrants. Pourquoi ne pas s'intéresser aussi à la société d'accueil, c'est-à-dire à la majorité ? A titre de comparaison, il y a longtemps que les études de genre ne se concentrent plus uniquement sur la situation des femmes. Il n'y a pas de raison, à l'avenir, de ne pas étudier la migration également en termes de vécu de la société majoritaire, dite d'accueil. Ce serait un pas important, qui permettrait de mieux cerner le ressenti de la population locale. Et un apport fondamental au dialogue.

*Merci beaucoup pour cet entretien.*

**Monique Eckmann**, professeure honoraire de la Haute école spécialisée de Suisse occidentale, a publié divers ouvrages sur le thème de la relation à l'autre. Elle est aussi membre de la délégation suisse à l'Alliance internationale pour la mémoire de l'Holocauste (IHRA).

L'entretien a été mené par Simone Prodolliet.



# Die ernstgenommenen Ängste.

Es scheint löblich, dass Politiker in Migrationsfragen «Ängste der Bevölkerung» ernst nehmen wollen. Im Grunde wird mit diesem Begriff aber die Auseinandersetzung auf eine psychologische, wenn nicht psychotherapeutische Ebene geschoben. Dabei werden Andersdenkende gewissermassen entmündigt – statt ernst genommen.

«Wir nehmen die Ängste der Bevölkerung ernst», versicherte Bundesrätin Simonetta Sommaruga, als sie seinerzeit bekanntgab, die Landesregierung werde die Ventilklausel zur Einschränkung der Personenfreizügigkeit anwenden. Ernst nahm der Bundesrat «die Ängste und Befürchtungen in der Bevölkerung» auch bei der vorgeschlagenen Regelung der Kommunikationsüberwachung (Büpf-Gesetz). Ebenso ernst werden die Ängste wegen Atomkraftwerken, die Ängste vor dem Fracking oder vor dem Wolf genommen. Die Formel ist vielseitig anwendbar, taucht aber auffallend oft in der Migrationspolitik auf. Das gilt auch für Deutschland, beispielsweise für ein asylpolitisches Papier der CSU oder Stellungnahmen gegen die Pegida. Ist dies ein Zeichen dafür, wie nahe die Oberen bei den Sorgen und Nöten des Volkes sind? Oder handelt es sich um eine blossе Floskel, der als Hauptsache das Aber folgt? Und wenn tatsächlich auf die Ängste eingegangen wird, dient dann die Beteuerung nicht dazu, Verantwortung auf diffuse Teile der Bevölkerung abzuschieben, die eigene Politik mit einer nicht näher definierten Stimmung zu rechtfertigen? Hat die Regierung denn kein eigenes Urteil über die Probleme der Einwanderung oder über die Sicherheitsrisiken von AKW? Diesen Fragen soll hier nicht weiter nachgegangen werden. Vielmehr sei die Aussage ihrerseits ernstgenommen und auf ihre unmittelbare Bedeutung hin angeschaut.

## Die Ängste der kühlen Rechner

Angst, heisst es, sei ein schlechter Ratgeber. An sich ist sie aber ein notwendiger Warnmechanismus. Eindeutig sind aber «Ängste» etwas Negatives. Wenn nicht geradezu krank- oder

wahnhaft, so sind sie doch eher lächerlich, also just nicht ernst zu nehmen. Politisch Andersdenkenden attestiert man normalerweise Zielvorstellungen, Argumente oder wenigstens Interessen. Wie wäre es, solche Faktoren auch Befürwortern einer restriktiven Einwanderungspolitik zuzuerkennen? Gewiss, ihre Erfahrungen mögen zufällig sein, ihre gesellschaftliche Vision, wie sie sie darzulegen hätten, mag nostalgisch, unrealistisch und langweilig sein, und ihre Abwehr beliebiger Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt mag wenig leistungsfreudig sein. Doch darüber wäre eben zu debattieren. Die Meinung der «Ängstlichen», die bestimmte Entwicklungen nicht beliebig in die Zukunft verlängert sehen möchten, wäre jener der «Offenen» gegenüberzustellen, die sich nicht zuletzt auf die bisherige «Erfolgsgeschichte» berufen.

In der asymmetrischen Debatte, wie sie heute vorherrschen dürfte, beanspruchen hingegen die einen, die intellektuell und gesellschaftlich (nicht unbedingt politisch) Mächtigeren, für sich Rationalität und sehen auf der Gegenseite unbeherrschte Emotionen am Werk. Wer die heutige Immigration befürwortet oder wenigstens akzeptiert, wird sich kaum sagen lassen, er sei von Ängsten getrieben – von Ängsten vor Einbussen beim wirtschaftlichen Wachstum, Ängsten vor den Kosten eines nachhaltigen Rentensystems oder Ängsten vor einer Umgestaltung des Gesundheitswesens. Die gegen die Ängste ins Feld geführte Rationalität konkretisiert sich übrigens zur Hauptsache in unmittelbar ökonomischen Argumenten. Mit solchen wird seit 50 Jahren gegen «ausländerfeindliche» Positionen gekämpft. Dass es neben dem Bruttonationaleinkommen noch andere, allenfalls subjektive Wohlfandsfaktoren gibt, wurde gerne verdrängt. Interessen-Rechnungen stossen auch in anderer Weise an Grenzen oder erweisen sich gar als kontraproduktiv, wenn es nämlich um «Folgekosten» oder um die Rechte von weniger nützlichen Immigranten geht – die Schwäche des Kampfs gegen die Ausschaffungsinitiative ist ein unschönes Beispiel dafür.

## Wie unmoralisch ist Moral?

Die Psychologisierung der «Xenophobie» hat denn auch noch eine andere Seite als die der herablassenden Haltung: Sie

schaft die Moral aus dem Spiel. Denn Phobien sind ein Fall für den Therapeuten, und Kranken soll man keine Vorwürfe machen, Schuldgefühle wären ja zusätzlich von Übel. Letztlich wird so allerdings den Ängste-Betroffenen die Verantwortung abgesprochen, die sie für ihre Haltung und ihr Verhalten tragen.

Generell, scheint es, gilt es in der gesellschaftspolitischen Diskussion geradezu als unmoralisch, von Moral zu reden. Wer den politischen Gegner moralisch diskreditieren will, hat im Gegenzug den Vorwurf des überheblichen Moralisierens zu erwarten. Wer weiss denn so genau, was gerade in der Migrationspolitik auf weite Sicht das Gute und das Böse ist? Und blickt etwa Bundeskanzlerin Angela Merkel so tief ins Innere der Pegida-Demonstranten, dass sie begründet sagen kann: «Zu oft sind Vorurteile, ist Kälte, ja sogar Hass in deren Herzen»?

Vorstellungen von Gut und Böse oder Schlecht gibt es allerdings immer. Werden sie auf gesellschaftlicher Ebene, mit Ausnahme ökonomischer Werte, mit Schweigen bedacht, so erhält leicht das Erfolgreiche den Zug des Normalen und der Norm. Es gibt aber noch andere Massstäbe: die Errungenschaft der Rechtsstaatlichkeit, die jüdische, christliche, muslimische und ebenso liberale Überzeugung von der gleichen Würde der Menschen oder das humanitäre Gebot der Hilfe an Notleidende. Etwas konkreter: Es lässt sich zum Beispiel als Gebot der Nächstenliebe betrachten, auch dem andersgläubigen, als Arbeitskraft akzeptierten Mitbewohner des Landes die Ehrlichkeit seiner religiösen Bedürfnisse zu unterstellen und das Recht auf freie Glaubenspraxis (einschliesslich Bauten) zuzuerkennen. Und genereller: Wenn es wohl kein christliches Rezept für die richtige Politik gibt, so besteht doch wohl eine christliche (und humane) Pflicht, seine politischen Entscheide nach bestem Wissen und Gewissen zu fällen, auf das Gemeinwohl zu achten, sich der reichlich verfügbaren Information zu bedienen und sich um ein sachlich begründetes Urteil zu bemühen. Daran sind die Stimmberechtigten zu erinnern – nicht aber als «Verführte» und Schuldunfähige zu behandeln.

Das heisst keineswegs, eine Einwanderungspolitik sei grundsätzlich ethisch umso besser, je offener sie ist. Die Zulassung zum Arbeitsmarkt ist vom Umgang mit den Zugewanderten zu unterscheiden. Auch ist Migration nicht automatisch ein Instrument eines nachhaltigen globalen Wohlstandsausgleichs. Ein Optimum der verschiedenen Interessen innerhalb der Gesellschaft und zwischen den Staaten ist immer neu zu suchen, ohne Argumente als Ängste abzutun. Das hiesse, die Bürgerin und den Bürger ernst zu nehmen.

## Des craintes prises au sérieux

La volonté des politiques de prendre au sérieux les « craintes » de la population face à l'immigration peut paraître louable. Mais au fond, ce terme fait dévier le débat vers une sphère psychologique – sinon psychothérapeutique –, pour citer Christoph Wehrli. Ce qui revient, dans une certaine mesure, à déresponsabiliser ceux qui pensent autrement, et non à les prendre au sérieux. Voici ce qu'il écrit :

« La peur est mauvaise conseillère, dit un dicton populaire. Elle est aussi un mécanisme de défense nécessaire. Au pluriel, elle prend assurément une connotation négative. Car la peur, quand elle n'est pas malade ou délirante, a du moins quelque chose de ridicule. Rien en tout cas qui justifie de la prendre au sérieux. Aux adversaires politiques, on reconnaît généralement des aspirations, des arguments, ou tout au moins des intérêts. Et si on laissait le même bénéfice aux tenants d'une politique migratoire restrictive ? Certes, leurs expériences sont peut-être accidentelles, leur vision de la société nostalgique, irréaliste ou ennuyeuse ; et leur opposition à la concurrence sur le marché du travail peu concurrentielle. Mais il faut en débattre, précisément. Mettre face à face l'opinion des adversaires – c'est-à-dire des « peureux » – qui ne souhaitent pas voir se poursuivre certaines évolutions, et l'opinion des « partisans de l'ouverture », qui prennent à témoin la *success story* de l'immigration. [...] Le juste équilibre d'intérêts concurrents doit être recherché en permanence, que ce soit au niveau de la société ou des Etats, sans exclure les arguments adversaires en les qualifiant de peurs. C'est la condition pour prendre les citoyens véritablement au sérieux. »

**Christoph Wehrli** arbeitete 35 Jahre lang als Redaktor der «Neuen Zürcher Zeitung» und befasste sich schwerpunktmässig mit Migrationsfragen, Hochschulpolitik und Entwicklungszusammenarbeit.

# «Nicht die Ängste der Bevölkerung ernst nehmen, sondern die Bevölkerung.»

Schwierigkeiten bei der Unterbringung von Asylsuchenden und Flüchtlingen? Verfolgt man die Medienberichte der letzten Monate, könnte man zum Schluss kommen, dass nichts so sehr die Bevölkerung aufwühlt wie die Eröffnung von Asylunterkünften. Im Gespräch mit aoz-Direktor Thomas Kunz, der über jahrzehntelange Erfahrung im Asylbereich verfügt, wird den Gründen für diese Emotionen nachgegangen, aber auch aufgezeigt, dass sich im konkreten Fall die Dinge unspektakulär und problemlos gestalten.

*Thomas Kunz, die aoz hat langjährige Erfahrung im Asylbereich und bei der Unterbringung von Asylsuchenden. Als Einstiegsfrage: Was passiert bei den Menschen in der Schweiz, wenn das Wort «Asyl» oder «Flüchtlinge» fällt?*

Die Reaktion ist bipolar: Für die einen ist es schlimm, es fallen Begriffe wie «Scheinasylanten» oder «Asylindustrie». Es gibt aber auch Reaktionen, die mit positiven Emotionen verknüpft sind und Empathie und Hilfsbereitschaft für die Situation der Flüchtlinge bekunden.

*Was passiert konkret, wenn Sie Flüchtlinge unterbringen?*

Hier muss man zwischen der direkt betroffenen Anwohnerschaft unterscheiden, die vielleicht durchaus nachvollziehbare Bedenken anzumelden hat, und einer von Populisten beeinflussten Gruppe von Menschen, die sofort Skandal schreien, ohne genau hinzusehen. Übrigens sei hier angemerkt: Wir bieten den Skeptikern immer wieder an, die Unterkünfte zu besuchen und dass sie auch mit Asylsuchenden sprechen können, aber das wollen sie nie.

*Warum nicht?*

Vorgefasste Meinungen lassen sich besser vertreten, wenn man nicht zu stark mit der Realität konfrontiert ist.

*Diese Kreise sagen aber oft: «Wir sind am Puls der Bevölkerung, wir wissen, wo der Schuh drückt.» Man müsste doch*

*annehmen, dass sie ein Interesse haben zu sehen, was in der Realität läuft. Dann hätten sie vielleicht auch konkrete Beispiele, um ihre Argumente zu untermauern?*

Da sind wir beim häufig geäussertem «Ängste-Ernst-Nehmen» angelangt. Aber es ist tatsächlich so, dass jene, die das angeblich tun, gar nicht genau wissen wollen, was sich zum Beispiel im konkreten Alltag einer Asylunterkunft abspielt. Für direkt Betroffene in der Nachbarschaft habe ich volles Verständnis, wenn sie Befürchtungen äussern. Für jene, die nur abstrakt darüber reden, jedoch nicht. Sie bemühen Vorurteile und bewirtschaften Ressentiments.

*Um auf die Ängste zu sprechen zu kommen: Wie lassen sich diese erklären?*

Menschen haben oft Mühe mit Veränderung, was auch in diesem Zusammenhang zum Tragen kommt. In Zeiten der Globalisierung und der Unübersichtlichkeit klammert man sich gerne an das, was man hat. Als ich jung war, hat man sich auf die Zukunft gefreut, es war Aufbruchstimmung. Heute wollen die Menschen das Schöne aus der Vergangenheit in die Zukunft retten. Und dann ist es auch Skepsis und Angst vor dem Unbekannten.

*Zurück zum konkreten Alltag. Mit welchen Problemen werden Sie bei der Unterbringung von Asylsuchenden konfrontiert?*

Das sind die üblichen, vertrauten Probleme, die zum Zusammenleben gehören: Probleme wegen der Waschküche, wegen Lärm oder Geruchsbelästigung, Abfall, der nicht ordnungsgemäss entsorgt wurde undsoweiter. Dazu kommen Probleme und Missverständnisse, die sich ergeben, wenn die Asylsuchenden mit den hiesigen Gepflogenheiten noch nicht vertraut sind.

*Gehen Sie als Organisation auf die Nachbarschaft zu, bevor Sie Asylsuchende irgendwo einquartieren?*

Wenn es sich um einzelne Wohnungen oder kleine Liegenschaften handelt, unternehmen wir nichts. Das läuft von alleine gut. Bei grösseren Asylunterkünften organisieren wir Treffen mit der Nachbarschaft. Das Motto dabei ist: «Nicht die Ängste der Bevölkerung ernst nehmen,

sondern die Bevölkerung ernst nehmen.» Die Leute müssen sich artikulieren können, damit nicht dieses Ohnmachtsgefühl entsteht, man könne gar nichts unternehmen. Es gibt Informationsveranstaltungen, einen Tag der offenen Tür, wir setzen eine Begleit- oder Resonanzgruppe ein. Es gibt dann Sitzungen, die alle paar Wochen stattfinden und bei denen konkrete Anliegen auf den Tisch gelegt und diskutiert werden.

*Solche Begleitgruppen existieren dann über eine längere Zeit hinweg?*

In der Regel werden sie zu Beginn intensiv genutzt, mit der Zeit aber werden sie überflüssig. Man kann beobachten, wie die Teilnehmenden solcher Gruppen zunächst mit vorgefassten Bildern kommen, die sich aber mit der Zeit auflösen, weil man in der Realität des Alltags ankommt.

*Schauen wir in die Geschichte der Asylpolitik in der Schweiz zurück: In den 1950er- und 1960er-Jahren hat man Flüchtlinge aus Ungarn oder der Tschechoslowakei mit offenen Armen aufgenommen. Was hat sich seither verändert, dass man heute auf Flüchtlinge eher ablehnend reagiert?*

Wir leben nicht mehr in einer Welt, die sich bipolar in West und Ost, in «gut» und «böse» einteilen lässt. Vor dem Fall der Mauer hiess die Aufnahme von Flüchtlingen, sie aus dem Reich des Bösen zu retten.

*Grosse Flüchtlingsgruppen – ich denke da an Menschen aus Eritrea oder Syrien – kommen heute aber auch aus dem «Reich des Bösen». Was ist da anders?*

Ich beobachte, dass diese Verknüpfung bei syrischen Flüchtlingen gemacht wird, bei eritreischen aber nicht. Vielleicht weil uns die Situation in Eritrea anders als der Bürgerkrieg in Syrien nicht jeden Tag in der Tagesschau vor Augen geführt wird. Seit dem Krieg in Syrien ist übrigens das Asylthema wieder etwas positiver konnotiert. Ein wichtiger Faktor für die grössere Akzeptanz von Menschen aus Syrien ist sicher auch, dass viele im Familienverband mit Kindern kommen. Und die Bilder von Kindern auf der Flucht berühren auch Menschen, die dem Asylthema sonst skeptisch gegenüberstehen.

*Man kann beobachten, dass nahezu jede Gruppe von Flüchtlingen, die in den letzten Jahrzehnten in die Schweiz gekommen ist, zunächst mit negativen Vorurteilen zu kämpfen hat, dass diese Vorurteile im Verlauf der Zeit verschwinden. Ich denke an die Tamilen, die zunächst als Schmarotzer dargestellt wurden, heute aber beliebte Arbeitskräfte sind und als fleissig gelten. Muss jede Gruppe eine solche «Karriere» durchlaufen?*

Ich denke nicht, dass dies flüchtlingspezifisch ist; das gilt für viele Gruppen. Aber es ist schon so, es gibt erstaunliche Wandlungen von Bildern über bestimmte Herkunftsgruppen. Was ich aber auch beobachte, ist, dass im direkten Kontakt die Herkunft keine so grosse Rolle spielt. Am unkompliziertesten gehen Kinder miteinander um. Und wenn die Kinder dann ihre Kameraden mit nach Hause bringen, sehen auch die Eltern, dass das eigentlich ganz normale Menschen sind.

*Um auf die Asylsuchenden selbst zu sprechen zu kommen: Sie realisieren ja sicher, dass man ihnen mit Skepsis, auch mit Ablehnung begegnet. Was unternimmt die aoz diesbezüglich? Sprechen Sie mit den Leuten über solche Erfahrungen?*

Meines Erachtens gibt es kein anderes Rezept, als für Austausch zu sorgen. Es braucht persönliche Begegnungen. Wir unterstützen Asylsuchende, sich zu vernetzen, wir weisen sie auf Treffpunkte und Veranstaltungen hin, wir geben die Broschüre «Maps», eine Art Züritipp für Menschen mit kleinem Geldbeutel in mehreren Sprachen heraus, und wir haben das Projekt TransFair, wo Freiwillige den Kontakt zu Flüchtlingen pflegen. Man muss aber auch sagen, dass Flüchtlinge keine homogene Gruppe sind: Es gibt solche, die sich rasch integrieren können, und andere, die grösste Schwierigkeiten haben.

*Was passiert bei konkreter Diskriminierung? Gibt es da eine Hilfestellung?*

Wir haben das Angebot des Konfliktphons, das für solche Fälle gedacht ist. Meistens sind es aber diejenigen, die über gute soziale Kompetenzen verfügen, die dieses Angebot in Anspruch nehmen ... Den Schritt, Hilfe zu holen

oder Rechte einzufordern, macht man eigentlich erst dann, wenn man schon ziemlich viel «Boden unter den Füßen» hat.

*Eine Frage noch zur aktuellen Situation: Die Asylzahlen steigen, und sie werden in Zukunft wohl nicht sinken. Ist die Schweizer Bevölkerung bereit, mehr Flüchtlinge aufzunehmen?*

Das ist schwer zu sagen. Man muss das sicher auch migrationspolitisch gesamthaft betrachten. Aber bezogen auf Flüchtlinge aus Syrien denke ich, dass die Bereitschaft zur Aufnahme relativ gross ist. Das muss nicht im Widerspruch dazu stehen, dass die gleichen Leute trotzdem finden, die Zuwanderung insgesamt sei zu gross.

*Vielen Dank für das Gespräch!*

## Prendre au sérieux la population

Le logement de requérants d'asile ou de réfugiés pose problème ? A en croire la couverture médiatique de ces derniers mois, rien ne déchaîne plus les passions que l'ouverture d'un foyer pour requérants d'asile. Thomas Kunz, directeur de l'organisation aoz, qui compte de nombreuses années d'expérience dans le domaine de la migration, revient dans cet entretien sur ce qui déclenche ces émotions, tout en montrant que, dans la réalité, les choses sont moins spectaculaires et se passent sans difficulté.

« Les gens ont souvent du mal à se faire au changement [...]. A l'ère de la globalisation et d'une complexité nouvelle, on se raccroche à ce qu'on a. Quand j'étais jeune, on se projetait dans l'avenir avec enthousiasme, il y avait dans l'air une dynamique de renouveau. Aujourd'hui, les gens cherchent à préserver des bouts de passé pour l'avenir. Alors, devant l'inconnu, ils restent sceptiques, ils ont peur. » A la question de savoir ce que fait l'aoz pour conjurer ces peurs, Kunz dit : « Pour les appartements individuels et les petits immeubles, nous ne faisons rien. Les choses se mettent en place d'elles-mêmes. En revanche, pour les centres d'hébergement plus importants, nous organisons des rencontres avec le voisinage. Notre mot d'ordre : prendre au sérieux, non pas les craintes de la population, mais la population elle-même. Les gens doivent pouvoir s'exprimer ; il ne faut pas laisser s'installer un sentiment d'impuissance, de fatalité. D'où la tenue de réunions d'information, d'une journée portes ouvertes, et la mise en place d'un groupe de suivi et de réflexion. Des réunions se tiennent ensuite régulièrement, à quelques semaines d'intervalle, pour aborder les questions qui se posent concrètement. [...] Par la suite, ces réunions deviennent superflues : le quotidien reprend son cours normal. »

**Thomas Kunz** ist seit fünfzehn Jahren Direktor der aoz (Asyl-Organisation Zürich). Er studierte Pädagogik und Philosophie in Zürich. Nach dem Studium war er in der Jugendarbeit tätig und promovierte zu diesem Thema. Später leitete er viele Jahre die Wohn- und Obdachlosenhilfe in der Stadt Zürich. Das Interview wurde von Simone Prodolliet geführt.

ESPERIENZE



# Gegen die «Wut im Ranzen».

Schwimmbadverbot in Bremgarten, Grillpartys gegen Flüchtlinge in Aarburg, Hasstiraden auf Facebook wegen eines Asylzentrums im Emmental – die Formen, sich geplanten Vorhaben der Behörden zu widersetzen, die für Asylsuchende Unterkünfte bereitstellen, sind vielfältig und zahlreich. Was steckt hinter diesen heftigen Reaktionen?

«Wer hier her will, zeigt seinen Pass mit Visum vor, wer keinen hat bleibt draussen. Wer Arzt, Ingenieur oder IT-Spezialist ist, legt seinen Arbeitsvertrag vor und ist mit seiner Familie herzlich willkommen. Die Sozialschmarotzer und Scheinasylanten, die weder in Italien noch in Griechenland oder in Spanien bleiben wollen und nur hier in die Sozialsysteme wollen, zurück in [die] Heimat. Auch angebliche christliche Kriegsflüchtlinge sind genauestens zu checken und nur mit Papieren ins Land zu lassen. Prinzipiell keine Muslime! Sollte man mit dieser Ansicht ein Rassist sein, dann kann man damit bestens leben.»

Dieser am 8. März 2015 von einem gewissen B. Kerzenmacher publizierte Kommentar vereinigt mehrere Vorstellungen, wer das Recht haben soll, in die Schweiz einzureisen. Es sollen, bitte schön, ausgebildete Personen sein, die man auch gebrauchen kann. Alle andern, die die Schweizer Sozialsysteme belasten (könnten), sollen gar nicht erst versuchen, einen Antrag auf Einreise zu stellen. Ausserdem wünscht sich B. Kerzenmacher, wie andere Gleichgesinnte, dass keine Muslime hierherkämen, und die Identität «angeblich christlicher» Kriegsflüchtlinge sei genau zu untersuchen – ein Misstrauensvotum gegenüber der Redlichkeit von Asylsuchenden, die nur vorgeben würden, Christen zu sein, um damit die Chancen auf Akzeptanz zu erhöhen.

## «Chilbi» des Widerstands

Der zitierte Kommentar ist nur einer unter vielen. In der Tonlage gehört er zu den gesitteteren; Meinungsäusserungen ganz

anderer Façon finden sich bei Facebook-Einträgen und auf andern Online-Foren: deutlich rassistisch und menschenverachtend. Auch an Stammtischen und an Informationsveranstaltungen zur Eröffnung von Unterkünften für Asylsuchende lassen sich Bürgerinnen und vor allem Bürger oftmals zu harscher und hasserfüllter Wortwahl hinreissen. In Giffers, wo das erste Bundes-Asylzentrum eingerichtet werden soll, war sogar von einem «Asylanten-Tsunami», der auf die Gemeinde einbreche, die Rede. Die Äusserung stammte wohlgerne nicht von einem aufgeregten Bürger, der sich nicht ganz «im Griff» hatte, sondern vom Gemeindepräsidenten selber, einem CVP-Politiker.

Nicht bei allen Informationsveranstaltungen geht es dermassen derb und heftig zu und her. Dennoch scheinen sich solche Anlässe besonders dazu zu eignen, dem eigenen Unmut – womöglich nicht nur gegen ein geplantes Zentrum, sondern genereller (oder diffuser?) Art – Ausdruck zu verleihen. Ganz im Sinne: Da bietet sich eine willkommene Gelegenheit, öffentlich auf den Putz zu hauen! Je nach Stimmung in den Mehrzwecksälen, Turnhallen und Sitzungszimmern der Gemeinde entsteht zuweilen so etwas wie ein Marktplatz des Protests, eine nahezu genüssliche Form, den Ärger über allerlei Dinge, die nicht so laufen, wie man es gerne hätte, kundzutun. Und wie man sich an einem Jahrmarkt – ganz in Festlaune – gerne von diversen Aktivitäten anstecken lässt und noch ein weiteres Bier bestellt, verwandeln sich entsprechende Informationsveranstaltungen, wie es ein Journalist auf den Punkt gebracht hat, zu «Chilbis des Widerstands». Aufgebrachte Bürgerinnen und Bürger äussern sich «gegen die Wut im Ranzen».

## Widerstand gegen die Asylpolitik als Widerstand gegen Ausländer generell

Die Abstimmung über die «Masseneinwanderungsinitiative» bot im letzten Jahr Gelegenheit, gegen «die» Ausländer ein Zeichen zu setzen. Viele, die der Initiative zustimmten, taten dies – laut den Analysen – auch aus einem Gefühl der Ohnmacht gegenüber der offiziellen Ausländerpolitik heraus. Die Kampfansage an die Zuwanderungspolitik generell lässt sich jedoch nur schwerlich direkt umsetzen. Dafür bietet sich beim

Protest gegen ein Asylzentrum jeweils ein konkretes Objekt – noch dazu auf dem eigenen Gemeindeterritorium, gegen das vorgegangen werden kann. Die Möglichkeit, im Kleinen etwas bewirken zu können, wird auf dem Silbertablett serviert: Gegen ein Asylzentrum in der Gemeinde lässt sich – anders als gegen die Präsenz der zwei Millionen in der Schweiz lebenden Ausländerinnen und Ausländer – durchaus etwas unternehmen, eventuell sogar mit Erfolg! Beispiele wie Bettwil und andere belegen, dass sich die «Wehrbereitschaft» lohnt oder man – wie im Fall von Bremgarten – besondere Bedingungen erwirken kann. Das Verbot für Asylsuchende, «sensible» Zonen wie das Schwimmbad oder das Schulareal zu betreten, ist ein Beispiel, das schweizweit für Schlagzeilen gesorgt hat. Oder man kam den Gemeinden entgegen, indem etwa anstelle von jungen, alleinstehenden Männern vermehrt Familien mit Kindern in den fraglichen Unterkünften platziert wurden.

Die diversen «Widerstandsaktionen» bedienen sich auffallend häufig «typisch schweizerischer» alter und neuer «Bräuche» oder nehmen Bezug auf die traditionelle helvetische Lebensart: Treichelgruppen treten auf, Kuhmist wird vor das Wohnhaus der «mit Bern paktierenden» Regierungsrätin gekarrt, es werden Mahnfeuer auf Hügelanhöhen entzündet, Würste gegrillt. Die Aktionen bedienen sich dabei einer Symbolik, die sich mit «Schweizertum» gegen das «Fremde» richtet – ungeachtet der Tatsache, dass ländlich-bäuerliches Leben für die meisten Schweizerinnen und Schweizer selbst keine Realität (mehr) ist.

### Widerstand gegen die Obrigkeit: gegen «die da oben in Bern»

Widerständisches Verhalten nährt sich allerdings nicht nur aus einer gegen das Fremde gerichteten Haltung. Ebenso sehr beflügelt ein anderer gutalteidgenössischer Wesenszug den Protest beim Kampf gegen Asylzentren: der Widerstand gegen die Obrigkeit, gegen «die da oben in Bern». Die Anlage der aktuellen Asylpolitik, die im Wesentlichen durch den Bund vorgegeben wird, bietet sich als willkommener Stein des Anstosses. Auch wenn Bundesrätin Simonetta Sommaruga in einer denkwürdigen Asylkonferenz alle Kantone an Bord geholt hat, ist man sich aus Sicht der viel beschworenen Gemeindeautonomie einig, «dass das so nicht geht». Damit wendet man sich auch gegen den Kanton, der als verlängerter Arm der Bundespolitik verstanden wird.

Die Klagen, die bei den Protesten denn auch immer zu hören sind, beziehen sich jeweils darauf, dass die Gemeinde nicht frühzeitig informiert, geschweige denn in den Entscheidungsprozess einbezogen worden sei. Man hätte die Angelegenheit an die Gemeindeversammlung bringen müssen, man hätte mehr Zeit gebraucht, sich damit auseinanderzusetzen, man lasse sich das Leben in der Gemeinde nicht von oben diktieren, so gehe man mit einem einfach nicht um – dies die am häufigsten vor-

gebrachten Argumente, wie sich die Winkelrieds in Sachen Kampf gegen die Obrigkeit vernehmen lassen.

### «Ängste ernst nehmen» und «für die Gemeinde kämpfen»: Volksverstehrer?

Die Rhetorik des Widerstands orientiert sich an den viel zitierten Ängsten der Bevölkerung: Angst vor Kriminalität, Angst um Gefährdung des Dorffriedens, Angst davor, dass die Neuankömmlinge die Sozialsysteme ausnutzten, Angst vor Überbeanspruchung der Infrastruktur, Angst vor einem Ungleichgewicht zwischen einheimischer Bevölkerung und fremden Menschen. Grundsätzlich, so liessen sich die meisten Kritikerinnen und Kritiker zitieren, sei man nicht gegen die neuen Bundeszentren, die ja schliesslich eingerichtet würden, um die Asylverfahren zu beschleunigen. «Einfach nicht bei uns», lautete jeweils der Tenor. Verschiedenste Gründe wurden dabei angeführt: Das Zentrum liege zu nahe (Problem der Gefährdung des Dorffriedens) oder zu weit entfernt (keine Kontrolle über das, was sich dort abspielen könnte), die Menschen stammten aus Kulturkreisen, die der christlich-abendländischen fern sei (bitte keine Muslime!), bei den Asylsuchenden handle es sich vor allem junge Männer (die ebenfalls den Dorffrieden gefährden könnten; also, wenn schon, dann lieber Familien) und nicht zuletzt könnten Schulkinder nicht mehr unbegleitet auf den Schulweg geschickt werden und junge Frauen abends nicht mehr allein unterwegs sein. Schliesslich drohe auch die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau Schaden zu nehmen ...

Die Sorgen der Bevölkerung sind echt. Die verschiedenen Fragen, die sich stellen, sind jeweils – da sind sich alle einig – vertieft zu diskutieren, Möglichkeiten der Problemlösung auszuloten oder die neue Situation eventuell sogar als Chance zu sehen. Dass sich aber in manchen Fällen Gemeindepräsidenten und -präsidentinnen dazu berufen fühlen, die Ängste weiter zu schüren anstatt die ihnen obliegende Führungsaufgabe zu übernehmen und gemeinsam mit der Bevölkerung nach Lösungen zu suchen, muss doch für Erstaunen sorgen. «Das Problem sitzt am Rednerpult», meinte ein Kommentator nach der für grosses Aufsehen erfolgten Informationsveranstaltung in Giffers. Der Gemeindepräsident stellte sich damit in die Reihe von Kolleginnen und Kollegen, die sich ihrerseits dafür stark gemacht hatten, als «Volksverstehrer» aufzutreten. Einige von ihnen haben deswegen auch politisch profitiert. Monica Gschwind etwa, Gemeindepräsidentin von Hölstein im Baselbiet, die sich dafür stark machte, dass in ihrer Gemeinde kein Asylzentrum eröffnet werde, wurde bei den basellandschaftlichen Regierungsratswahlen in die Kantonsregierung gewählt.

Auch Hans-Ulrich Schär, Gemeindeammann von Aarburg, äusserte sich einige Monate, nachdem er in die Schlagzeilen geraten war, dahingehend, dass er nicht bereue, auf die Barrikaden gestiegen zu sein. Sein Einsatz habe sich gelohnt. Er

freue sich darüber, dass nun auch syrische Familien mit Kindern, «die dem schweizerischen Kulturkreis näher» lägen, in seiner Stadt Aufnahme gefunden hätten. Ob sich der Gemeindepräsident von Giffers mit seinem Protest politische Chancen für die Zukunft ausrechnet, wie einige Beobachter festhielten, bleibe dahingestellt. Sicher ist, dass er für Aufsehen und nationale Bekanntheit gesorgt hat.

## Ruhe nach dem Sturm

Die Erfahrung zeigt, dass sich die Aufregung um die Einrichtung von Asylzentren mit der Zeit von alleine legt und normaler Alltag einkehrt. Die Konflikte lösen und lösten sich zwar nicht überall in Minne auf; dennoch arrangierte man sich über kurz oder lang mit den Gegebenheiten. Und mancherorts bildeten sich auch spontan Gruppierungen, die dafür aufriefen, Toleranz walten zu lassen. Dabei ginge es nicht nur darum, nicht als Fremdenhasser oder Rassist abgestempelt zu werden. Wichtig sei auch, dass irgendwann der Dorffriede wieder einkehre. Und nicht zuletzt hat sich mancherorts auch ein Mitgefühl für Menschen auf der Flucht entwickelt. So sagte eine ältere Frau im emmentalischen Schafhausen: «Die Situation auf der Welt macht mich krank, da müssen wir helfen. Das ist klar wie Wurstsuppe.»

In Giffers möchte man ebenfalls, dass die Normalität wieder Einzug hält. Man sei missverstanden worden, hiess es einige Wochen später. «Unsere Kritik richtet sich gegen das Vorgehen, nicht gegen die Asylsuchenden.» Gemeindepräsident Othmar Neuhaus hat sich für seine Aussage inzwischen bei denjenigen entschuldigt, die seine Worte als fremdenfeindlich interpretiert haben. Was er gemeint habe: «Wir wurden vom Entscheid von Bund und Kanton überrollt.» Die lokalen Behörden seien Anfang Februar vor vollendete Tatsachen gestellt worden. «Dabei hätten wir frühzeitig einbezogen werden müssen.»

Da dürfen die Asylsuchenden, die dereinst in Giffers vorübergehend wohnen werden, froh sein, dass es nur daran lag.

## Contre la «rage au ventre»

Interdiction d'accès à la piscine de Bremgarten, grill party contre l'ouverture d'un centre de requérants d'asile à Aarburg, propos haineux par facebook interposé dans l'Emmental: l'opposition aux projets de logement pour requérants d'asile prévus par les autorités prend les formes les plus diverses. Mais que recèlent ces réactions virulentes?

Le scrutin sur l'initiative « contre l'immigration de masse » a été l'occasion de lancer un signal contre « les » étrangers. Parmi ceux qui ont voté pour, beaucoup – à en croire les analyses – l'ont fait pour sortir d'un sentiment d'impuissance face à la politique officielle menée en matière d'étrangers. Il est difficile de traduire en pratique une déclaration de guerre faite à la politique d'immigration en général. Se mobiliser contre la présence d'un foyer pour requérants d'asile – qui plus est, sur le territoire de sa commune – a quelque chose de plus palpable, de plus concret. Avec, montée en épingle, la possibilité de faire une différence à petite échelle: si on ne peut pas grand-chose contre la présence en Suisse de deux millions d'étrangers, on peut en revanche s'opposer à l'ouverture d'un foyer pour requérants d'asile dans sa commune, peut-être même avec succès.

Le mouvement de contestation ne se nourrit pas seulement de l'hostilité ambiante à l'égard des étrangers. Un autre trait de caractère bien helvétique se reflète dans cet acharnement contre les foyers pour requérants d'asile: une résistance de principe à l'autorité, à « ces dames et messieurs de la Berne fédérale ». Avec, cette fois, pour prétexte l'aménagement de la politique actuelle en matière d'asile, essentiellement dicté par la Confédération. Un prétexte dont se sont aussi saisis des maires complaisants – d'aucuns en ont même fait leur cheval de bataille politique.

**Simone Prodoliet** ist Geschäftsführerin der EKM.



# Bloggen, twittern, posten – neue Formen, dem Ärger Luft zu machen?

Facebook-User rufen auf einer Gruppenseite zum «Abfackeln» einer Asylunterkunft auf, in Online-Kommentaren zu einem Artikel über Zuwanderung findet ein gehässiger Schlagabtausch über ausländische «Sozialschmarotzer» statt, über Twitter werden rassistisch motivierte Botschaften verschickt, elektronische Foren dienen dazu, Hassnachrichten zu verbreiten. Welche Bedeutung haben diese Formen, dem persönlichen Unmut Luft zu machen? Was kann, muss dagegen unternommen werden? *terra cognita* hat dazu einen Medienpsychologen befragt.

*Matthias Hofer, Sie beschäftigen sich als Medienpsychologe mit der Frage, wie Menschen mit Medien umgehen, mit welchen Motiven sie an Medien herangehen, aber auch, wie Medien auf Menschen wirken. Wenn von Medien und der Migrationsthematik die Rede ist, was fällt Ihnen da speziell auf?*

Zunächst ist sicher mal festzuhalten, dass sehr unterschiedlich über Migrationsthemen berichtet wird: Von sachlich-nüchterner Berichterstattung bis zu boulevardorientierten Skandalgeschichten gibt es alles. Emotionalisierte Berichterstattung hat jedoch in der Regel einen höheren Nachrichtenwert und bindet die Rezipienten. Ich denke etwa an die Meldungen, die über Bootsflüchtlinge vor Lampedusa verbreitet wurden; die eindrücklichen Bilder gingen um die Welt und haben niemanden kalt gelassen: weder jene, die ihre Bedenken äusserten, dass so viele Menschen nach Europa kommen wollen, noch die, die Mitleid für die Gestrandeten empfanden.

*Kann man überhaupt Nachrichten ohne den Appell an Emotionen verbreiten?*

Das ist sicher möglich. Es gibt durchaus sachliche Berichterstattung. Das heisst aber nicht, dass die Nachricht beim Empfänger oder der Empfängerin emotionslos aufgenommen wird.

*Auffallend ist, dass Meldungen über negative Ereignisse – nicht zuletzt bezüglich der Migrationsthematik – in den Medien häufiger vorkommen als etwa positive Entwicklungen, zum Beispiel Porträts über gelungene Integration. Müssen wir uns hier der Logik des Medienmarkts unterwerfen?*

Was negativ ist, erzeugt Aufmerksamkeit. Bei entsprechenden Nachrichten wird mir vermittelt: «Da stimmt etwas nicht, da muss ich hinschauen.» In diesem Sinne werden denn auch Schlagzeilen gemacht, damit die Zeitung gekauft oder die Sendung geschaut wird.

*Migrantinnen und Migranten werden in den Medien häufig als Problem dargestellt. Erfolgsgeschichten kommen eher selten zum Zug und wenn, dann vielleicht im Regionalteil, wo es gerade noch Platz hat ...*

... Ich beobachte das auch; es gibt aber auch andere Beispiele. Gerade etwa das Schweizer Fernsehen, das als öffentlich-rechtliche Institution nicht nur gewinnorientiert arbeiten muss, bringt immer wieder Sendungen, in denen positive Aspekte zum Tragen kommen. Der Negativitätsnachrichtenwert ist aber tatsächlich ein Fakt, dem schwer beizukommen ist.

*Um auf die Online-Medien zu sprechen zu kommen: Sind die neuen elektronischen Foren ein Ersatz für den Stammtisch?*

Ich denke nicht, dass diese Foren den Stammtisch ersetzen, es handelt sich vielmehr um eine Erweiterung des Stammtischs. Es ist eine Erweiterung deshalb, weil die Zugangsbarrieren zu diesen Foren sehr viel tiefer sind. Ein Internetforum oder eine Facebook-Gruppe sind höchstens insofern mit einem Stammtisch vergleichbar, als sich da Leute austauschen, die bereits grundsätzlich der gleichen Meinung sind. Es findet in diesem Sinne auch keine wirkliche Diskussion oder Auseinandersetzung mit einem Thema statt. Gegenstimmen kommen kaum vor.

Es gibt aber noch einen weiteren Unterschied zum Stammtisch. In der analogen Welt hat man es mit konkreten Personen zu tun, man befindet sich in einem quasi-öffentlichen Raum, und man muss in eine Kneipe gehen. Nutzer von Online-Foren sind bei sich zu Hause, sie sitzen vor dem Computer und schreiben

Texte. Dabei haben sie das Gefühl, sich in einem geschlossenen Raum zu bewegen, was dann dazu verleiten kann, schnell mal auch extreme Meinungen – antisemitische oder fremdenfeindliche – zu äussern. Tatsächlich aber ist es so, dass diese Foren nur vermeintlich geschlossen sind. Das Internet ist kein rechtsfreier Raum, in dem nach Belieben beleidigende Äusserungen gemacht werden können. Neueste Gerichtsurteile zeigen auch, dass Straftaten geahndet werden.

*Zeitungen, die eine Online-Ausgabe führen, bieten die Möglichkeit, Kommentare zu schreiben. Es ist auffallend, wie viele gehässige Kommentare zusammenkommen. Stünden die Redaktionen nicht in der Pflicht, etwas mehr Sorgfalt walten zu lassen und fremdenfeindliche Meinungen gar nicht zu veröffentlichen?*

Viele Redaktionen haben ein so genanntes «Gatekeeping» eingerichtet: Man muss sich als Kommentator registrieren lassen. Explizit fremdenfeindliche Beiträge können durch einen elektronischen Filter aussortiert werden. Das ist aber oft sehr aufwändig und kann nicht vollumfänglich verhindern, dass nicht dennoch Extremmeinungen veröffentlicht werden. Bei Facebook-Gruppen hingegen gibt es einen solchen Kontrollmechanismus nicht. Dort kann man Texte verfassen, ohne dass eine Instanz einschreitet. Es ist dann der Eigenverantwortung der User überlassen, etwas dagegen zu unternehmen.

*Können Sie etwas zu der Wirkung von Kommentaren sagen?*

Eine der wichtigen Wirkungen ist die Nachahmung. Wenn also jemand zu einem bestimmten Thema eine pointierte Meinung äussert, findet man schnell eine ganze Reihe von Kommentaren, die diese bestätigen. Interessant ist im Übrigen, dass je länger die «Diskussion» in einem Forum stattfindet, desto «gleicher» die Argumente werden. Das ist ja auch die Funktion des «likens». Zu Beginn des Internets hat man gedacht, dass jedermann seine Meinung kundtut und eine breite Palette unterschiedlicher Argumente aufeinander trifft. Tatsächlich lässt sich aber beobachten, dass sich die Beiträge in den einzelnen Foren inhaltlich kaum unterscheiden. Man klinkt sich dort ein, wo man sich bestätigt fühlt.

*Was kann man bezüglich der Tendenzen sagen? Nimmt diese Form der Meinungsäusserung zu?*

Das ist schwer abzuschätzen; das hängt auch von den Themen und der Tagespolitik ab. Es scheint jedoch, dass bei Zeitungskomentaren immer wieder die gleichen Personen in die Tasten greifen. Man muss ja auch Zeit dafür haben, jemand muss sich die Mühe nehmen, einen Kommentar zu verfassen. Für manche kann es sogar eine Beschäftigung sein, solche Beiträge zu schreiben. Ich gehe davon aus, dass es nicht die grosse Masse betrifft und in der Tendenz nicht zunimmt.

*Liest man die Kommentare zu einem Artikel, fällt immer wieder auf, dass nicht zwingend ein Bezug zum Inhalt gemacht wird ...*

... das beobachte ich ebenfalls. Manchmal «verliert» sich die Argumentation, und es wird einfach das hingeschrieben, was man auch sonstwo hätte hinschreiben können. So gesehen gibt es durchaus auch Parallelen zum Stammtisch, bei denen sich die Gespräche irgendwann verlieren.

*Wissen Sie etwas über das Profil der Kommentar-Schreibern, die sich speziell der Ausländerthematik annehmen und sich negativ über «die Ausländer» auslassen?*

Ich habe das nicht quantitativ überprüft, aus meinen Alltagsbeobachtungen und von den Forschungen anderer schliesse ich, dass es sich vor allem um Männer handelt, um Menschen, die mit ihrem Leben unzufrieden sind und oft nicht in der Lage sind oder es nicht wollen, sich ein differenziertes Bild von ihrer Umwelt zu machen. Es sind jedoch nicht zwingend Menschen mit einer niedrigen Bildung, die gehässige Kommentare schreiben, wie oft gesagt wird; es sind vielmehr jene, die meinen, dass sie «vom Leben» nicht verwöhnt wurden – und das können auch Personen sein, die gut ausgebildet sind.

*Mehrere parlamentarische Vorstösse fordern, dass Hasspropaganda im Internet unterbunden wird und Verfasser solcher Nachrichten belangt werden. In den Antworten des Bundesrates können wir lesen, dass der Schutz vor rechtsverletzenden Äusserungen auch für das Internet gilt, den Strafverfolgungsbehörden jedoch oftmals die Hände gebunden sind, weil die*

## Forums, tweets et commentaires en ligne – un nouveau moyen de déverser sa bile ?

Tandis que des appels sont lancés dans un groupe facebook pour incendier un foyer de requérants d'asile, des lecteurs indignés réagissent en ligne à un article sur l'immigration en qualifiant les étrangers de « parasites sociaux ». Au même moment, les propos racistes déferlent sur twitter et les invectives haineuses se répandent sur les forums. Comment interpréter ces épanchements de bile ? Et que peut-on et doit-on faire pour les contrer ?

Psychologue spécialiste des médias, Matthias Hofer constate que les internautes présents sur les forums ont tendance à évoluer dans des réseaux affinitaires. D'où aussi l'absence fréquente d'un réel débat : « Les différentes contributions qu'on peut lire sur un forum sont souvent très proches de contenu. On s'insère là où on se sent compris. » S'agissant des propos xénophobes, Hofer rappelle : « La norme pénale antiraciste s'applique aussi à Internet. Beaucoup d'utilisateurs n'ont pas conscience du fait que les forums en ligne sont publics et qu'ils auront à répondre pénalement des propos racistes qu'ils y tiennent. Ceux qui s'expriment ainsi de façon désobligeante ou injurieuse en ligne le font sans doute en pensant qu'ils évoluent dans un espace protégé. Il y a là, à mon avis, un besoin urgent de sensibilisation : il faut éduquer les utilisateurs aux médias, en les rendant également attentifs aux risques liés à Internet et aux réseaux, notamment au risque de récupération de données personnelles sur les réseaux sociaux à des fins commerciales ou autres. »

*Nachrichten von einem ausländischen Provider verschickt wurden. Muss man sich mit dieser Situation einfach abfinden?*

Die Antirassismustrafnorm gilt selbstverständlich auch für das Internet. Viele Leute sind sich nicht bewusst, dass Online-Foren öffentlich sind und dass sie dort wegen rassistischer Äusserungen belangt werden können. Man muss dem Umstand Rechnung tragen, dass sich wahrscheinlich viele Personen auf diese Weise verletzend und beleidigend äussern, weil sie glauben, sich in einem geschützten Raum zu bewegen. Ich meine, dass hier eine Sensibilisierung dringend notwendig ist: Ein Medienkompetenzunterricht wäre notwendig, bei dem auch die Risiken elektronischer Vernetzung aufgezeigt werden, beispielsweise nicht zuletzt, dass die persönlichen Daten von Usern sozialer Medien von den Unternehmen für deren eigene Zwecke genutzt werden.

*«Blick am Abend» hat Mitte Januar über die Verurteilung von Facebook-Usern berichtet, die rassistische Meinungen über eine Asylunterkunft im Emmental gepostet haben. Gleichzeitig informiert die Zeitung darüber, dass solche Handlungen strafbar sind. Ist das die Art von Aufklärung, die notwendig ist?*

Ja, ich finde das sehr wichtig und kann dies nur begrüßen. Diese Zeitung wird von sehr vielen Leuten gelesen, gerade auch von Jugendlichen. Und wenn da steht: «Anwalt warnt vor spontanen Kommentaren», kann dies sehr nützlich sein, um klarzustellen, dass das Internet kein rechtsfreier Raum ist. Das ersetzt allerdings den Unterricht in Medienkompetenz nicht, bei dem eine Auseinandersetzung über Rechte, Verantwortung und Risiken bei der Nutzung elektronischer Medien stattfindet.

*Vielen Dank für das Gespräch!*

**Matthias Hofer** ist Medienpsychologe. Er arbeitet am Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung IPMZ der Universität Zürich. Seine Schwerpunkte sind Rezeptions- und Wirkungsforschung, Unterhaltungsforschung sowie Emotionsforschung.

Das Interview wurde von Simone Prodollet geführt.



# Crises économiques et identitaires qui mènent à l'opposition.

Alors que le 9 février 2014 au niveau national l'initiative « contre l'immigration de masse » a récolté un soutien à peine supérieur à 50 % (50,3 %), la proposition UDC a été approuvée par plus de deux tiers des votants tessinois (68,2 %). La proportion de Oui au Tessin a été sans égal dans une comparaison avec les autres cantons suisses. Le vote tessinois reflète une fois de plus une singularité du canton italophone dans le contexte national sur les thèmes de la politique d'immigration et de la politique étrangère affichées depuis les années 1990. L'enquête d'opinion réalisée auprès de 1429 citoyens tessinois par l'Observatoire de la vie politique régionale de l'Université de Lausanne permet de montrer à la fois l'importance du rôle de l'immigration et de l'opposition centre-périphérie dans l'explication du vote.

L'analyse du comportement de vote du Tessin sur les thèmes de l'immigration et de la politique étrangère depuis 1970 permet de distinguer grosso modo deux phases. Dans la première phase, incluant les années 1970 et 1980, le Tessin a été l'un des cantons les plus favorables à une « ouverture » de la Suisse, en approuvant par exemple les accords Suisse-CEE en 1972 ou l'octroi d'un financement de 200 millions de francs en faveur de l'Association internationale du développement en 1976. En 1986, tout en refusant l'adhésion de la Suisse à l'ONU, comme par ailleurs tous les autres cantons, il a néanmoins été parmi ceux qui ont compté la plus forte proportion de partisans (34,5 %), juste après le Jura et Bâle-Ville et carrément plus que Genève. De même, en matière de politique d'immigration, lors de cette première phase, la majorité des votants tessinois s'est souvent opposée à un durcissement de la politique d'immigration et des naturalisations. Ainsi, par exemple, le Tessin a été le canton qui s'est le plus opposé à la première initiative Schwarzenbach en 1970 et un des cantons ayant refusé le plus massivement la deuxième initiative très similaire en 1974 (juste derrière Genève). À partir des années 1990 s'ouvre par contre la

deuxième phase dans laquelle nous assistons à l'émergence et au renforcement d'une véritable « exception » tessinoise lors des votations populaires liées aux thèmes de la politique étrangère et d'immigration. Ce canton fait de plus en plus figure de « cavalier seul » sur ces enjeux, en se distinguant clairement des autres régions linguistiques, d'une part, avec une opposition plus marquée envers toute forme d'intégration européenne ou supranationale de la Suisse et, d'autre part, avec un important soutien au durcissement de la politique d'immigration.

## Le tournant des années 1990

Le tournant des années 1990 est tributaire d'un ensemble de crises et de changements à la fois économiques et politiques qui touchent le Tessin. Le canton italophone doit faire face à la crise la plus importante depuis des décennies. La crainte induite par cette crise – qui s'étend sur les années 1990 et 2000 – est alimentée entre autres par le retour d'un important taux de chômage et la précarité, une redéfinition des politiques publiques fédérales en phase avec un affaiblissement des soutiens aux régions périphériques et à une logique de compétition globale. L'impact de la crise et des réponses à celle-ci est d'autant plus important que le Tessin est structurellement l'un des maillons faibles de la construction fédérale, étant le seul canton exclusivement de langue italienne, le seul situé entièrement au Sud des Alpes et qui n'était sorti que récemment d'une histoire séculaire de pauvreté et d'émigration. À la croissance du canton italophone avaient largement contribué l'émergence de l'Etat providence et les « Trente Glorieuses » qui avaient favorisé, par ce biais, une consolidation de l'intégration nationale du Tessin. Par contre, les effets des processus de globalisation et les réorientations de la politique fédérale contribuent à faire de la position historiquement périphérique un enjeu politique majeur dans ce canton, à la croisée d'enjeux économiques et identitaires. Ainsi, l'émergence de la crise ouvre, après plusieurs décennies de stabilité politique, une opportunité inédite pour la naissance d'un mouvement régionaliste, la Ligue des Tessinois, qui saura ensuite tirer politiquement et durablement profit de la situation dans l'arène électorale, mais également à travers des mobilisations intenses lors de campagnes pour les

initiatives et les référendums sur les questions migratoires et de politique étrangère.

La crise, ses conséquences sur le plan socio-économique et identitaire, ainsi que le rôle politique de partis tels que la Ligue des Tessinois, ont contribué au tournant du Tessin lors de différents scrutins touchant aux questions de l'intégration européenne, des réfugiés et des étrangers. Dans les années 2000, ces enjeux vont par ailleurs s'articuler avec un autre changement d'envergure, c'est-à-dire l'impact de la libre circulation des personnes qui va renforcer considérablement à la fois l'intégration et les tensions entre le Tessin et la Lombardie sur le plan socio-économique et politique. L'intégration du marché du travail devient un véritable enjeu politique au Tessin, entre ceux qui la perçoivent comme une opportunité et ceux qui en voient le risque en termes de compétition accrue. Ainsi, la politique fédérale d'«ouverture» devient une arène par excellence où s'exprime cette polarisation autour des changements et de l'affaiblissement des frontières. Le vote du 9 février 2014 sur l'initiative «contre l'immigration de masse» ne fait que s'inscrire dans cette même logique. Cela ne signifie pas pourtant que les immigrés en général deviennent la cible de la majorité des Tessinois.

### La peur d'une émargination fédérale

Les résultats d'une enquête d'opinion réalisée dans les jours suivant le scrutin auprès de 1429 citoyens tessinois par l'Observatoire de la vie politique régionale de l'Université de Lausanne révèlent que plusieurs facteurs ont influencé le vote très favorable des Tessinois à l'initiative UDC (socio-économiques, politiques et identitaires). A côté de facteurs du vote qui ne sont vraisemblablement pas propres au Tessin, l'enquête a confirmé l'importance de la tension centre-périphérie qui avait déjà été observée à l'occasion d'autres votations fédérales, comme par exemple lors du référendum du 25 septembre 2005 sur l'extension de la libre circulation des personnes aux dix nouveaux pays de l'Union européenne que le Tessin avait largement refusé (avec la proportion de Non la plus élevée de tous les cantons) (Mazzoleni et al. 2007). Ce dernier vote avait fait émerger toute la force des inquiétudes d'une région périphérique et de frontière face à la compétition croissante entre les territoires. Alors que Bâle-Ville et Genève, deux cantons de frontières ayant largement accepté les accords bilatéraux et refusé l'initiative «contre l'immigration de masse», constituent les pôles économiques incontestables de régions transfrontalières qui tournent autour d'elles, le Tessin ne représente pas un pôle d'attraction comparable et se retrouve directement confronté à la pression de nombreux chômeurs qui vivent dans un pays européen, l'Italie, en grande difficulté, et cela encore plus depuis la crise internationale des années 2008-2009. À cet égard, il existe donc deux différentes manières de percevoir le Tessin. D'un côté, les opposants à l'initiative «contre l'immigration de masse» estiment que le Tessin ne

doit pas avoir peur des nouveaux défis pouvant découler du renforcement des rapports avec l'Italie (et plus particulièrement avec la Lombardie) et se disent convaincus de la nécessité pour le canton d'être plus entreprenant et d'agir de façon plus autonome. De l'autre côté, les partisans de l'initiative UDC perçoivent le Tessin comme une périphérie vulnérable et pour cette raison nécessitant davantage de tutelles de la part de la Confédération. Pour ces votants, qui ont représenté la large majorité des Tessinois, la frontière nationale est ainsi devenue l'expression d'une garantie de bien-être et de protection fédérale.

### Le Tessin n'est pas si hostile envers les migrants

Compte tenu de la polarisation grandissante autour de la frontière – à la fois nationale et régionale – il ne faut pas se surprendre si au Tessin la perception d'un «danger» relevant de la présence d'étrangers, des requérants d'asile, et des frontaliers en particulier, a joué un rôle significatif lors du scrutin du 9 février 2014 (Pilotti & Mazzoleni 2014). Le tableau ci-des-

	Oui	Non	Chiffres absolus
<b>Les étrangers sont une ressource pour la vie sociale et culturelle de la Suisse</b>			
Peu ou pas du tout d'accord	95,0	5,0	159
Assez d'accord	83,0	17,0	657
Tout à fait d'accord	34,0	66,0	376
Total	69,1	30,9	1192
<b>Le bien-être de la Suisse dépend également des étrangers</b>			
Peu ou pas du tout d'accord	97,4	2,6	114
Assez d'accord	85,8	14,2	612
Tout à fait d'accord	38,0	62,0	442
Total	68,8	31,2	1168
<b>Dans le respect de sa tradition humanitaire, la Suisse doit continuer à accueillir les requérants d'asile</b>			
Peu ou pas du tout d'accord	94,8	5,2	251
Assez d'accord	77,1	22,9	568
Tout à fait d'accord	38,8	61,2	371
Total	68,9	31,1	1190
<b>Les frontaliers sont une ressource pour le développement de la Suisse</b>			
Peu ou pas du tout d'accord	93,9	6,1	164
Assez d'accord	78,6	21,4	753
Tout à fait d'accord	28,5	71,5	263
Total	69,6	30,4	1180

Tableau: Initiative «contre l'immigration de masse» du 9 février 2014: relation entre jugement sur les «autres» et choix de vote, en %

Source: Enquête Ovpr-Unil, 2014.

sous en donne une illustration, lorsqu'on constate un écart très net entre les opinions des partisans et des opposants à l'initiative au sujet de quelques affirmations sur les différents groupes de migrants.

Cependant, la majorité des participants à l'enquête, y compris ceux ayant voté en faveur de l'initiative, n'affiche pas à priori une attitude négative envers les migrants. Si l'on considère les chiffres absolus, il s'avère clairement qu'une très large majorité (1033 personnes sur 1192, c'est-à-dire 86,7% de l'échantillon) partage assez ou tout à fait l'opinion selon laquelle « les étrangers sont une ressource pour la vie sociale et culturelle de la Suisse ». De même, l'opinion « le bien-être de la Suisse dépend également des étrangers » n'est contestée que par une faible minorité des votants tessinois interviewés (114 personnes sur 1168, à savoir 9,8% des participants). En ce qui concerne les réfugiés, remarquons que l'opinion « dans le respect de sa tradition humanitaire, la Suisse doit continuer à accueillir les requérants d'asile » est assez ou entièrement partagée par 78,9% des participants à l'enquête (939 personnes sur 1190). Relevons enfin qu'il n'existe pas non plus un préjugé nécessairement négatif envers les frontaliers : seul 13,9% des votants tessinois interviewés (164 personnes sur 1180) affirment peu ou pas du tout partager l'opinion « les frontaliers sont une ressource pour le développement de la Suisse ».

## Le Tessin protège ses frontières

Si ces résultats peuvent en partie surprendre, ils nous suggèrent que l'interprétation qui voudrait les Tessinois plus hostiles que les autres Suisses aux étrangers est peut-être trop schématique. Pour l'instant, la crainte de l'afflux des travailleurs frontaliers ne s'est pas transformée en hostilité ouverte, comme le témoigne l'absence au Tessin de formes de protestation de rue ou de formes violentes contre les immigrés ou les frontaliers. La crainte du changement reste canalisée par les institutions politiques (électorales et référendaires). Par ailleurs, l'expression, dans la presse ou dans les médias sociaux, d'attitudes d'intolérance semble ne pas avoir réussi pour l'instant à s'imposer sur l'opinion majoritaire. En même temps, comme l'a encore une fois montré le vote sur l'initiative Eco-pop en novembre 2014 – où le meilleur score du Oui au niveau suisse a été observée précisément au Tessin – le modèle d'un Etat fédéral et souverain qui, face à la crise et à la perte du bien-être, protège ses périphéries (et donc ses frontières) reste très fortement ancré dans le canton italoophone et va probablement marquer les initiatives et les référendums à venir.

### Bibliographie

**Mazzoleni, Oscar, Paola Ferragutti, Mauro Stanga, Andrea Pilotti**, 2007, *L'Europa vista dal Ticino*. Campagne e voto referendario. Bellinzona: Ustat.  
**Pilotti, Andrea, Oscar Mazzoleni**, 2014, *Il voto ticinese sull'iniziativa «contro l'immigrazione di massa» del 9 febbraio 2014*. Lausanne: Travaux de science politique, Université de Lausanne.

## Il voto «contro l'immigrazione di massa» in Ticino

Il Ticino è il Cantone in cui l'iniziativa popolare «contro l'immigrazione di massa» votata il 9 febbraio 2014 ha ottenuto di gran lunga il maggiore consenso. Il Cantone italofono conferma così, una volta ancora, la propria singolarità negli scrutini federali su temi della politica migratoria e estera. I risultati del sondaggio d'opinioni rappresentativo svolto dall'Osservatorio della vita politica regionale dell'Università di Losanna presso oltre 1400 cittadini ticinesi mostrano che il sostegno all'iniziativa UDC non va necessariamente di pari passo con un'opinione negativa nei riguardi dei migranti. La scelta di voto rimanda peraltro anche a una visione contrastata del Ticino e in particolare al timore che il Ticino diventi «doppiamente periferico», ossia rispetto a Berna e alla Lombardia.

**Andrea Pilotti**, docteur en science politique, est responsable de recherche à l'Observatoire de la vie politique régionale de l'Université de Lausanne.

**Oscar Mazzoleni**, maître d'enseignement et de recherche en science politique, est directeur de l'Observatoire de la vie politique régionale de l'Université de Lausanne.



# Verfestigung rassistischer Haltungen: ein neues gesellschaftliches Phänomen.

«Zusammenleben in der Schweiz» – unter diesem Titel forschte das Forschungsinstitut gfs.bern fünf Jahre lang zu Problemen wie Rassismus, Fremden-, Muslim- und Judenfeindlichkeit in der Schweiz. Grundlage hierfür waren drei eigens für das Projekt erstellte Bevölkerungsbefragungen, die zeitlich so angelegt waren, dass erste Trendanalysen ermöglicht wurden. Die wichtigsten Ergebnisse werden hier vorgestellt.

Das Konzept der Studie «Zusammenleben in der Schweiz» stützte sich auf ein Gutachten des Instituts für Kriminologie der Universität Zürich. Die Operationalisierung geschah in Anlehnung an internationale Standards, aber auch aufgrund der Erwartungen seitens der Politik und Verwaltung in der Schweiz. Im Rahmen einer Fachtagung wurden Anfang 2014 die Ergebnisse in der Breite und in ihrer Dynamik mit Vertretern aus Wissenschaft und Praxis diskutiert. Ende Jahr 2014 legte gfs.bern die Ergebnisse dem Auftraggeber, der Fachstelle für Rassismusbekämpfung, vor. Der Bericht wurde im Februar 2015 veröffentlicht.

## Nur eine Minderheit mit systematisch rassistischer Einstellung

Der Hauptbefund der gross angelegten Studienreihe ist beruhigend. Rassistische Einstellungen kommen in der Schweiz bei Einwohnern und Einwohnerinnen über 14 Jahre nur klar minderheitlich vor. Zwar gibt es im Einzelnen viel Kritik am Zusammenleben mit Menschen aus einer anderen Nation, mit einer anderen Sprache, Konfession oder Hautfarbe. Systematische Ablehnung von Menschen mit anderen Einstellungen, Gebräuchen und Lebensweisen in der eigenen Nachbarschaft kommt aber nur bei jeder achten Person vor, im öffentlichen Raum bei jeder zwölften. In beiden Fällen stört man sich am ehesten daran, dass Menschen aus anderen Ländern kommen, die man nicht versteht, im öffentlichen Raum stören fremde Religionen zudem mehr (Grafik1).

Damit kein Missverständnis entsteht: Wer einem oder auch mehreren der Interview-Vorgaben zur rassistischen Meinung zustimmte, hat noch lange keine rassistische Einstellung. Erst wenn Menschen, egal mit welchen Eigenschaften, systematisch abgelehnt werden, sprechen wir von einem entsprechenden Phänomen. Denn die Stereotypisierung und Ent-Individualisierung von Menschen ist der Kern des Rassismus. Etwas häufiger kommt dies bei Schweizern (gegenüber ausländischen Staatsangehörigen) vor. Die Ablehnung in der Nachbarschaft ist vor allem in der italienischsprachigen Schweiz verbreiteter, bezogen auf den öffentlichen Raum sieht man es eher im französischsprachigen Landesteil. Vor allem Konfessionslose zeigen rassistische Einstellungen bei Störungen in der nahen Umgebung. Religiöse Menschen halten sich auf, wenn sie sich im öffentlichen Raum fremd fühlen. Politisch kennt der Rassismus keine eindeutige Herkunft: Er kommt als Ablehnung in der Nachbarschaft bei den Anhängern der meisten Parteien vor, wird als Störung des öffentlichen Raumes jedoch stärker von rechts her problematisiert.

Weniger beruhigend sind andere Erkenntnisse aus dem Projekt «Zusammenleben in der Schweiz», zum Beispiel die, wonach sich der Rassismus heute anders entwickelt als noch vor zwei oder drei Generationen. Bisher erklärte man Rassismus entweder mit Autoritarismus oder einem autoritären Charakter respektive mit Gefühlen der Anomie. Beide Erklärungsansätze sind in der gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Literatur als Erklärung verbreitet, erweisen sich jedoch gemäss den vorliegenden Resultaten als nicht mehr hinreichend.

Verbreitet sind rassistische Einstellungen, erstens, wenn sehr restriktive Integrationsverständnisse vertreten werden, wonach eine Eingliederung fremd empfundener Menschen in die bestehende Gesellschaft nicht oder kaum möglich ist. Zweitens ist heute das Bild der Wohnbevölkerung von der jeweiligen Ausländerpolitik entscheidend. Vereinfacht gesagt, je negativer dieses ist, umso häufiger gibt es rassistische Einstellungen. Das gilt insbesondere für das Zukunftsbild der Migration, verbunden mit der Kritik, die Behörden hätten die Entwicklung nicht mehr im Griff. Als dritte Ursache kommen eigene Erfahrungen hinzu, vor allem erlebte Diskriminierung einerseits,

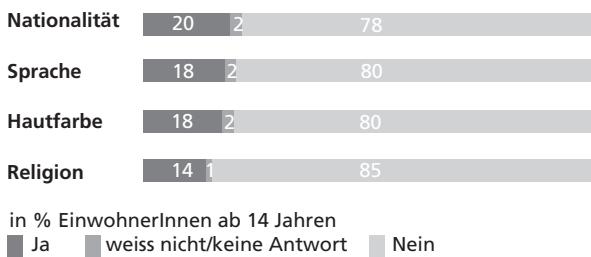
«Denken Sie einen Moment über Ihren Alltag, wo Sie wohnen, nach. Da hat man es ja auch mit verschiedenen Menschen zu tun. Spielt es für Sie eine Rolle, ...».

**Nationalität**...welche Nationalität die Menschen haben, die Sie als Nachbarn haben?»

**Sprache**...welche Sprache die Menschen sprechen, die Sie als Nachbarn haben?»

**Religion**...welche Religion die Menschen haben, die Sie als Nachbarn haben?»

**Hautfarbe**...welche Hautfarbe die Menschen haben, die Sie als Nachbarn haben?»



Grafik 1: Bedeutung von Sprache/Nationalität/Religion/ Hautfarbe im Alltag

Quelle: © gfs.bern, Zusammenleben Schweiz, März bis Mai 2014 (N = 1718)

individuelle Gewalterfahrungen andererseits. Diese dritte Ursache existiert unabhängig von den oben zitierten Einstellungen, bewirkt aber ähnliches. Dabei sind Diskriminierungserfahrungen ziemlich offen zu verstehen, nicht auf bestimmte Lebensbereiche beschränkt.

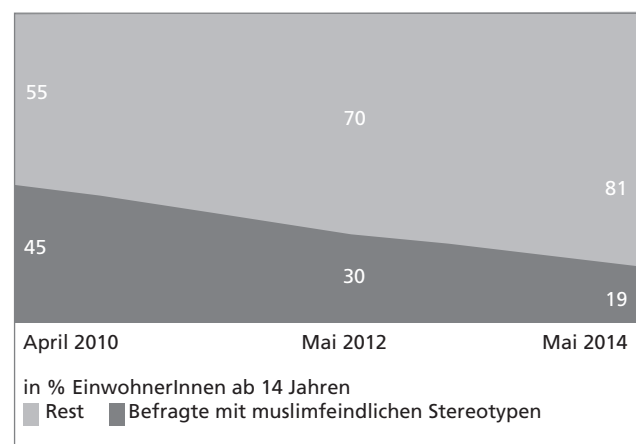
Rassismus, wie er mit dem für die Schweiz neuartigen Monitoring untersucht und gekennzeichnet wurde, ist objektiv begründet, kennt aber auch subjektive Komponenten. Zu diesen gehören die wachsende Zuwanderung und ein überhöhter Nationalismus. Denn Menschen, denen ihre nationale Zugehörigkeit besonders wichtig ist, zeigen erhöhte Werte für rassistische Einstellungen, egal ob es real mehr oder weniger Zuwanderung gegeben hat. Vordergründig nicht bestätigt hat sich dagegen der erwartete Effekt aus der Religiosität. Es gibt keinen linearen Zusammenhang: Rassistische Einstellungen zeigen sich sowohl vermehrt bei Konfessionslosigkeit als auch bei streng christlichen Überzeugungen.

## Muslimfeindlichkeit verbreiteter als Judenfeindlichkeit

Es sieht ganz so aus, dass das Verhältnis zu Muslimen im unmittelbaren Umfeld der Minarett-Initiative besonders negativ war. Seither hat sich Verschiedenes verändert, einiges auch entproblematisiert. Geblieben ist eine breite Skepsis gegenüber Menschen mit Bekenntnis zum Islam, namentlich mit dem Vorwurf begründet, diese Religion strebe die Weltherrschaft an. Daraus muss allerdings nicht zwingend eine stereotypisierte Sichtweise auf Menschen muslimischen Glaubens werden.

Muslimfeindlichkeit im eigentlichen Sinne kommt aktuell bei jeder fünften Person in der Schweiz vor (Grafik 2). Im Nachgang zur Volksabstimmung über das Minarettverbot war dies mindestens doppelt so verbreitet. Hauptgrund für Stereotypisierung gegenüber Angehörigen des Islams ist nicht das mediale Bild; vielmehr ist hier die aktive Präsenz von Muslimen vor Ort massgeblich. Damit wachsen auch negative Meinungen gegenüber Menschen muslimischen Glaubens an und es verdichtet sich die Muslimfeindlichkeit mit erhöhter Wahrscheinlichkeit zu einem festen Bild. Dieses besteht bei Stereotypen gleichzeitig aus Aggressivität, Fanatismus, Respektlosigkeit und Unterdrückung. Negative Meinungen drücken sich namentlich dadurch aus, dass die Zuwanderung von Muslimen generell untersagt, die Religionsausübungen eingeschränkt oder ihre Präsenz in der Schweiz ganz allgemein verboten werden soll.

Systematische Analysen zur Verknüpfung von Rassismus, Fremden-, Muslim- und Judenfeindlichkeit verweisen auf geringe Zusammenhänge zwischen dem Antisemitismus einerseits, den weiteren Kernkonzepten der Untersuchung andererseits (Grafik 3) Begründet wird dies durch die historische



Grafik 2: Trend Index stereotype Einstellungen gegenüber Muslimen

Quelle: gfs.bern, Zusammenleben Schweiz, März bis Mai 2014 (N = jeweils ca. 1700)

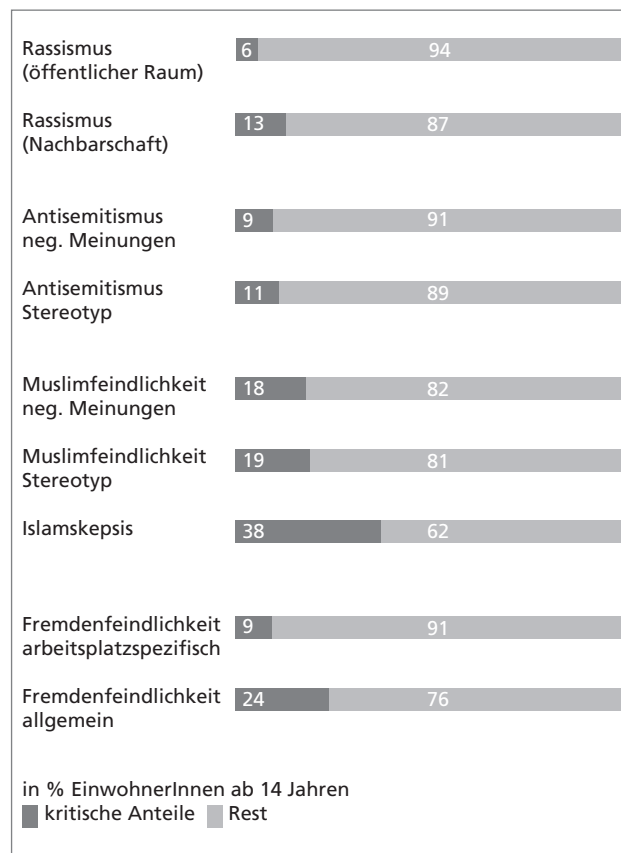
Entstehung der Judenfeindschaft, die sich in der Schweizer Kultur eingestrichelt hat, aber nie sehr verbreitet war. Aktuell ist dies der Fall bei jeder zehnten Person. Zeitliche Veränderungen ergeben sich kaum, sodass öffentliche Anlässe für Antisemitismus-Kritik in aller Regel auch wenig Widerhall respektive kaum anhaltende Dynamiken auslösen.

Das ist im Dreieck von Fremdenfeindlichkeit, Muslimfeindlichkeit und Rassismus mindestens potenziell anders. Rassismus kommt umso häufiger vor, je fremdenfeindlicher eine Person ist, respektive je nachteiliger man über Menschen muslimischen Glaubens denkt. Dabei ist die allgemeine Fremdenfeindlichkeit in der Schweiz am verbreitetsten. Ein Viertel der Wohnbevölkerung über 14 Jahre zeigt entsprechende Einstellungen. Der Anteil variiert über die Zeit kaum. Typische Ansatzpunkte der Ablehnung sind Vorwürfe, wonach die Präsenz von Zugewanderten eine gute Ausbildung an Schweizer Schulen systematisch verhindere. Aber auch die automatische Einbürgerung und politische Mitspracherechte werden samt und sonders abgelehnt.

Auf tieferem Niveau ansteigend ist die Bedeutung der Nationalität von Menschen im Berufsleben. 27 Prozent meinen, es komme heute darauf an, mit wem man zusammenarbeiten müsse – ein Wert, der noch nie so hoch war. Besonders unbeliebt sind dabei Menschen aus weit entfernten, unbekanntem Kulturen, sprich aus dem afrikanischen, arabischen und südosteuropäischen Raum. Zuunterst in der Hierarchie figurieren Menschen aus Albanien. Unabhängig einer bestimmten Nationalität lehnen neun Prozent ausländische Personen am Arbeitsplatz ab.

### Monitoring zum gesellschaftlich verankerten Rassismus

Mit dem Monitoring «Zusammenleben in der Schweiz» hat die Schweiz in Europa Neuland beschritten. Eine erste Präsentation an einem wissenschaftlichen Kongress in Österreich machte deutlich, wie wichtig systematisch konzipierte und einheitlich erhobene Daten hierzu sind. Denn nur sie lassen Trendabschätzungen über die Zeit zu und nur so kann man die



Grafik 3: Übersicht Kernkonzepte «Zusammenleben Schweiz»

Quelle: © gfs.bern, Zusammenleben Schweiz, März bis Mai 2014 (N = 1718)

Verhältnisse in verschiedenen Ländern miteinander vergleichen. Eine weitere Tagung mit Wissenschaftlern und Fachleuten der Verwaltung aus der Schweiz bestätigte, dass es eine Fortsetzung des Projektes auch nach der Pilotphase braucht.

Die bisherigen Studienergebnisse aus der Schweiz zeigen, dass das Zusammenleben in der Schweiz grossmehrheitlich unproblematisch verläuft, es aber Minderheiten gibt, bei denen eine systematische Ablehnung gegenüber dem Fremden vorhanden ist oder auch wächst. Die zentralen Erklärungshypothesen hierfür sind auf verschiedenen Ebenen zu suchen: zuerst auf der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung, dann auch auf der Ebene der Akteursdiskurse und schliesslich auf jener der einzelnen Einwohner mit ihren jeweiligen Voraussetzungen. Das Monitoring erlaubt es erstmals, den Mikro-Bereich zu beobachten. Bereits besser bekannt sind die Entwicklungen auf der Makro-Ebene. Wenig erforscht ist dagegen das Verhalten der Akteure in der Öffentlichkeit, insbesondere mit Blick auf die Wirkungen, die dieses gegenüber einzelnen Menschen und ganzen Bevölkerungsgruppen hat.

Korrigiert werden muss im Zeitalter der Globalisierung das vorherrschende Bild des Rassismus als einer menschengefähr-

## Cristallisation d'attitudes racistes

L'étude parue sous le titre « Vivre ensemble en Suisse » est le fruit de cinq années de recherches menées par l'institut gfs.bern autour du racisme, de la xénophobie et des réactions hostiles à l'égard de personnes juives ou musulmanes en Suisse. Elle s'appuie sur une enquête publique par sondages menée en trois temps, qui a permis de dégager de premières tendances.

Les résultats recueillis à ce jour montrent que, pour une grande majorité des interrogés, le vivre ensemble ne pose pas de problème en Suisse. On observe néanmoins une tendance minoritaire – mais grandissante – au rejet systématique des étrangers. Une tendance dont les causes sont à rechercher à plusieurs niveaux: au niveau de l'évolution globale de la société d'abord, mais aussi dans le discours des acteurs concernés et dans les spécificités propres aux individus interrogés.

A l'heure de la mondialisation, il apparaît par ailleurs nécessaire de corriger la perception encore dominante du racisme comme l'expression d'une idéologie destructrice de l'humanité. Le racisme, tel qu'on l'observe aujourd'hui, résulte en effet davantage d'un phénomène social lié à la résurgence des nationalismes et d'identités religieuses rigides. Ce qui reste courant, ce sont les réactions stéréotypées à l'égard de personnes qu'on ne connaît pas et dont on ne connaît pas la culture, mais qui sont considérées comme inférieures et donc « marginalisables ». Les raisons ne sont pas toujours idéologiques: elles sont aussi corrélées aux réalités sociales, telles que la migration, et à la présence de discriminations et de violences au quotidien. Une évolution comparable se dessine au niveau des groupes enclins au racisme, avec une prévalence de ce phénomène dans les milieux défavorisés. Le niveau d'études n'est, en revanche, pas un facteur déterminant, pas plus que l'exercice ou non d'une activité lucrative ou le milieu urbain ou rural. On n'observe pas davantage d'écarts entre hommes et femmes sur ce point.

denden Ideologie. Der neu verankerte Rassismus ist vielmehr ein gesellschaftliches Phänomen, das im Zusammenhang mit erwachendem Nationalismus und ausdifferenzierter Religiosität steht. Typisch geblieben ist der stereotype Zugang zu Menschen, die man persönlich und kulturell nicht kennt, aber für minderwertig hält und deshalb auch ausgrenzen darf. Ursachen sind nicht einfach weltanschaulicher Natur, sondern vielmehr eine Folge der sozialen Verhältnisse, insbesondere der Migration, aber auch der Präsenz von Diskriminierung und Gewalt im Alltag. Entsprechend hat sich das Bild der vom Phänomen erfassten Gruppen gewandelt. Namentlich Unterschichten erweisen sich als anfällig für den neuen Rassismus. Er kommt aber in allen Bildungsschichten gleichermaßen vor, bei Erwerbstätigen wie auch bei Nicht-Erwerbstätigen, auf dem Land wie in der Stadt, und systematische Unterschiede zwischen den Geschlechtern finden sich ebenso wenig.

Aus der Studie lässt sich die Ansicht ableiten, dass die Zivilgesellschaft gefordert sei, etwas zum guten Zusammenleben leisten zu müssen. In absteigender Reihenfolge werden ausländische Staatsangehörige selber genannt, die Medien, die Schulen, die Polizei, die Unternehmen, die Kirchen, die Vereine, der Sport und die Gewerkschaften. Der Aufruf geht indessen auch an jede einzelne Person, die sich mit den Problemen, ihren Ursachen und Folgerungen beschäftigen sollte. Unterschiede zwischen Schweizern und ausländischen Staatsangehörigen sind nicht besonders auffällig – ausser wenn es um das Handeln des Staates geht. Denn da sehen die Zugewanderten deutlich mehr Defizite, während die Einheimischen häufiger ein genau richtiges Handeln bilanzieren.

### Literatur und Hinweis

**Zusammenleben in der Schweiz 2010-2014.** Verbreitung und Entwicklung von Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Muslimfeindlichkeit und Judenfeindlichkeit. Bern: Fachstelle für Rassismusbekämpfung 2015. Kurzbericht in Deutsch, Französisch und Italienisch; vollständiger Bericht in Deutsch: [www.edi.admin.ch](http://www.edi.admin.ch)

**Ab 2016 wird das Bundesamt für Statistik BFS** im Rahmen der Volkszählung alle zwei Jahre ein Monitoring zum Zusammenleben durchführen.

**Claude Longchamp** ist Politikwissenschaftler und Lehrbeauftragter an den Universitäten Bern, Zürich und St. Gallen. Er leitet das Forschungsinstitut gfs.bern.

**Martina Imfeld** ist Politikwissenschaftlerin und Projektleiterin bei gfs.bern.

# Über die Kultivierung negativer Fremdbilder.

Wir können die Schweizer Geschichte nach Episoden abklopfen, in denen bestimmte Teile der Gesellschaft zu Sündenböcken gemacht werden. Warum aber danach Ausschau halten? Dafür gibt es zwei gute Gründe: Einmal, um sich schlicht auch in dieser Variante bewusst zu werden, was es mit der Schaffung von Sündenböcken auf sich hat. Und zum anderen, um zu zeigen, dass es solche soziale Mechanismen auch und sogar in der Schweiz gibt.

Auch und sogar – warum eigentlich nicht? Wenn wir feststellen, dass die Schweiz diesbezüglich keine Ausnahme bildet, dann dämpft dies ein wenig die problematische Vorstellung, dass die Schweiz ein perfektes Musterland sei. Die unzutreffende Idee eines derartigen Exzeptionalismus könnte nämlich davon ausgehen, dass egalitär-demokratische Kultur in kleinen selbstverwalteten Einheiten, wie sie zu Recht oder zu Unrecht als typisch schweizerisch angeschaut wird, gegen die Ächtungsmechanismen, die dem Sündenbock-Phänomen zugrunde liegen, immun wäre.

Es dürfte schwierig werden, solide Belege für die Schaffung von Sündenböcken im strengen Sinn zu präsentieren. Im strengen Sinne meint, dass man einem aussortierten Wesen die negativen Eigenschaften zuschreibt, die man als Tendenz ebenfalls in sich trägt. Der bekannteste Sündenbock der Schweizer Geschichte ist das arme Tier, das die schlauen Urner gemäss der bekannten Legende zur Begleichung ihrer Schuld über die Teufelsbrücke gejagt haben.

## Juden, Jesuiten und Freimaurer

Zur Veranschaulichung des Mechanismus der Sündenbockzuschreibung im engeren Sinn steht uns Max Frischs Theaterstück «Andorra» zur Verfügung. Darin wird dem Pflegesohn und vermeintlichen Juden Andri von Leuten, die sich selber fürs Geld interessieren, grossspurig vorgeworfen, dass es ihm

«nur ums Geld» gehe. Um die Absurdität dieses Vorwurfs aufzuzeigen, muss sich gemäss dieser Geschichte herausstellen, dass Andri gar kein Jude sei ... Dieses Stück ist vor über einem halben Jahrhundert 1961 im Zürcher Schauspielhaus uraufgeführt worden und so ein Teil auch der Schweizer Geschichte geworden. Max Frisch führt mit seinem Lehrstück keine spezifisch schweizerische Vorgänge und Verhältnisse vor Augen. «Andorra» ist überall, demnach auch in der Schweiz.

Leichter fällt es, Belege für Feindbilder zu finden, bei denen es um unbegründete oder verallgemeinernde Zuschreibungen geht, die nicht die zentrale Funktion haben, von eigenen, unter Umständen auch gleichartigen «Schwächen» abzulenken, aber doch die Funktion, mit der Kultivierung eines negativen Fremdbildes indirekt oder direkt ein dazu kontrastierendes positives Selbstbild zu unterhalten.

Beispiele von Feindbildern im Sinne der Pflege von negativen Übertreibungen und des ungerechtfertigten Verallgemeinerns gibt es zu Hauf, auch von Personen, die im Allgemeinen hohes Ansehen geniessen wie beispielsweise Gottfried Keller. Erinnert sei an ein bekanntes Gedicht von 1844, das übrigens vom Oltener Radikalen Martin Disteli illustriert wurde, was uns nebenbei zur Frage führt, in welchem Mass Karikaturen Vehikel von Feindbildern waren und sind. Das mehrstrophige Gedicht «Jesuitenzug» kann hier nicht ausführlich zitiert werden, zwei Zeilen müssen genügen: «O Schweizerland, du schöne Braut / Du wirst dem Teufel angetraut!» Noch drei Jahrzehnte später (1876) nahm der inzwischen 57-jährige Keller nicht davon Abstand und erteilte sich selbst die Absolution mit dem Hinweis, er sei eben «dem Ruf der lebendigen Zeit» gefolgt.

Die Jesuiten mögen – auch aus liberaler und nicht bloss aus radikaler Sicht – als ein gefährlicher Stosstrupp wahrgenommen worden sein, der auf Rückeroberung des verlorenen Einflusses der katholischen Kirche bedacht war. Ihr auch innerhalb des katholischen Milieus umstrittener Einfluss wurde jedoch eindeutig überschätzt. Die Verteufelung der Jesuiten diente vor allem als Vehikel zur Mobilisierung eigener Anhängerschaft. Deutlich wurde dieser Mechanismus, als es 1874 darum ging,

für die Totalrevision der Bundesverfassung die nötige Mehrheit zu bekommen.

Die Methode hatte Erfolg, doch die Inszenierungen der 1840er- und 1870er-Jahre wurden zu einer Altlast, die man kaum mehr beseitigen konnte. Erst im Mai 1973, sozusagen ganz am Ende der reformfreundlichen 1960er-Jahre, gelang es, die gegen die Jesuiten gerichteten konfessionellen Ausnahmeartikel in einer Volksabstimmung wieder zu entsorgen. Allerdings stimmten auch damals noch 45,1 Prozent oder 648 924 Bürgerinnen und Bürger für eine Verewigung der Diskriminierung.

Neben den Jesuiten bildeten die Freimaurer eine ähnliche Chiffre für eine gefährliche transnationale Dunkelmacht, deren Machenschaften für die schweizerische Unabhängigkeit und politische Gesundheit eine Gefahr seien. In der Krisenzeit der 1930er-Jahre nahmen die gegen die Freimaurer gerichteten Verdächtigungen derart zu, dass faschistische und rechtsnationale Kräfte mit einer Initiative, welche die Freimaurerei in der Schweiz verbieten wollte, in der Abstimmung vom 16. November 1937 immerhin von 234 980 Bürgern unterstützt wurde. Das war aber nur ein kleines Drittel der abgegebenen Stimmen; 68,7 Prozent lehnten ab, einige nicht aus Sympathie zu den Freimaurern, aber aus Liebe zum Prinzip der Vereinsfreiheit beziehungsweise aus der impliziten Bürgereinsicht, dass Verfolgung einer bestimmten Gruppe eine gesamtgesellschaftliche Gefährdung bedeute.

Niemand wird erstaunt sein, dass in einer Kurzgeschichte der Sündenböcke und der zu Feindbildern gemachten Mitmenschen auch die Juden ihren Platz haben. In der mittelalterlichen Schweiz kam es Ende des 13. Jahrhunderts und im Laufe des 14. Jahrhunderts wiederholt zu Pogromen. Die gewalttätigen und in Vertreibungen ausmündenden Ausschreitungen beruhten auf dem Vorwurf des Ritualmords und später auf dem Vorwurf der Brunnenvergiftung.

Die Schaffung demokratischer Verhältnisse machte das Leben der Juden in der Schweiz nicht einfacher, blieben sie doch weiterhin sozial wie rechtlich bis in die 1860er-Jahre der offenen Diskriminierung ausgesetzt. Gerüchte um «wucherische Handelspraktiken» setzten immer wieder Ausschreitungen gegen die jüdische Kleinstminderheit frei. Einigermassen bekannt ist der «Zwetschgenkrieg» vom September 1802, als Bauern zu Hunderten gegen die Surbtaler Judendörfer zogen und sich plündernd aneigneten, «was jedem anstand». Und 1862 wurde im wiederum aargauischen «Mannli-Sturm» ein Konflikt zwischen der freisinnigen «Classe politique», die das Bundesprinzip der Gleichstellung aller Bürger durchsetzen wollte, und einer primitiven Volksbewegung, die sich auf «kräftige schweizerische Gesinnung» berief, das alte antijüdische Feindbild reaktiviert und dazu aufgerufen, sich vom «neumodischen Humanitätsgewinsel» nicht beeindrucken zu lassen.

Wir wissen, dass Krisenzeiten das Bedürfnis nach Sündenböcken und Feindbildern ansteigen lassen. Belege dafür finden sich zu Hauf – übrigens europaweit – und beispielsweise im Zusammenhang mit fehlgeschlagenen Eisenbahnspekulationen der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Der bekannte rechtsnationale Ueli Dürrenmatt, Chefredaktor der «Buchsizig», sah in allen Verantwortlichen der allgemein als bedrohlich empfundenen Eisenbahnen überall Juden: Es war ständig von «Judenfranken» die Rede, dies in einem offenen Antisemitismus, wie er heutzutage zum Glück unterbunden ist. Der den Volkswitz zum Ausdruck bringende «Nebelspalter» zog mit antisemitischen Karikaturen munter mit. In der Abstimmung vom Februar 1898 über die Verstaatlichung der Privatbahnen tauchte «der Jude» als Sündenbock und Feindbild sowohl auf der gegnerischen wie auf der befürwortenden Seite auf.

Kehren wir für einen Moment nochmals zu Gottfried Keller zurück. In den 1860er-Jahren kam er selber, jetzt als Repräsentant des grossbürgerlichen Establishments (des «Systems»), in die Schusslinie der radikalen Demokratischen Bewegung. Seine Mobbing-Erfahrung fand unter anderem ihren Niederschlag in der Novelle «Das verlorene Lachen» (1874), in der von der Volksbewegung gesagt wird, sie habe der Regierung nichts anderes vorzuwerfen gehabt als: «Eure Gesichter gefallen uns nicht mehr.» Ihm selber wurde aber aus politischen Motiven Trink- und Rauf lust vorgeworfen. War er ein Sündenbock? Er war eine exponierte Person, an der man in einer Zeit des Umbruchs und der Krise gerne Dampf abliess.

## Verantwortlich für den gesellschaftlichen Wandel

Wer sich als Opfer des wirtschaftlichen Wandels fühlte (und es tatsächlich oder auch nur potenziell war), der war der Versuchung ausgesetzt, einzelne Exponenten der Modernisierung, wie man umgangssprachlich eben sagt, als Sündenböcke für die Gesamtentwicklung verantwortlich zu machen. Menschen werden zuweilen als Einzelpersonen zu Sündenböcken, aber sie werden es, weil sie einem Gruppenmerkmal entsprechen. Das können auch Kapitalisten-«Barone» sein wie der herausragende – und verdienstvolle – Zürcher Unternehmer Alfred Escher, der für den Kurssturz der Nordostbahn-Aktien verantwortlich gemacht wurde, obwohl er seit Jahren nicht mehr deren Direktionspräsident war.

Oder auf der anderen Seite des sozialen Spektrums und in einer ganz anderen Zeit in den 1960er-Jahren waren es die italienischen Fremdarbeiter, die man aus einem komplexen Gemisch von Abneigungen nun wirklich zu Sündenböcken machte, indem man sie für den rasanten gesellschaftlichen Wandel verantwortlich erklärte, der von schweizerischem Unternehmen unter Beizug von importierten Arbeitskräften vorangetrieben wurde. Den Italienern wurde für ganz Vieles die

Schuld zugeschrieben: für die Wohnungsnot, die überfüllten Spitäler (die sie zum Teil erbaut haben), die längeren Wartezeiten an der Ladenkasse, aber auch für das Zubetonieren der grünen Schweiz, für den Verlust des Heimatgefühls, für die Widerborstigkeit der Jugend, vielleicht auch die eigene Erfolglosigkeit beim «schönen Geschlecht». Noch gab es nicht den Vorwurf, die Fremden würden die öffentlichen Verkehrsmittel beanspruchen oder mit ihren (Occasion)-Privatautos die Strassen verstopfen. Das kam erst später.

Aber die Fremden waren dem Verdacht ausgesetzt, sie würden mit ihrem tatsächlichen oder auch nur vermeintlichen Kinderreichtum die Schweiz (die Frauenkliniken, die Parks und die Schulen) stärker beanspruchen als die Alteingesessenen. Der Vorwurf der grösseren Kinderzahl («Vermehrung wie Kaninchen») traf zu einem Teil überhaupt nicht zu und war zum anderen Teil bald rückläufig. Der gleiche Vorwurf wird heute gegen die Muslime eingesetzt.

### Alte und neue «Hexen»

In einem Exkurs über schweizerische Sündenböcke würde etwas fehlen, wenn nicht das «Hexenwesen» kurz angesprochen würde. In seiner Extremvariante gehört es zwar der Vergangenheit an. Die aus Zürich stammende Anna Göldi ist 1782 als «letzte Hexe» in Glarus umgebracht worden. Zu dieser dunklen Geschichte gibt es den nicht unbegründeten Verdacht, dass die junge Frau eine unerlaubte und wohl auch unfreiwillige Beziehung («fleischlichen Umgang») mit ihrem Dienstherrn Johann Jakob Tschudi, Arzt, Ratsherr, Richter und Regierungsrat, unterhalten hatte und dieser sie loswerden wollte – und als Sündenbock in weiblicher Variante dann auch loswurde.

Mit einem Sprung wiederum in die Gegenwart kann man sich fragen, unter welchen Umständen die erste Bundesrätin der Schweiz, Elisabeth Kopp, fallengelassen worden ist. Der rechtswidrige Telefonanruf, mit dem sie ihren Mann vor einer drohenden Untersuchung schützen wollte, soll hier nicht entschuldigt werden. Es darf aber die Frage gestellt werden, ob die Magistratin, wenn sie männlichen Geschlechts gewesen wäre, eher den Schutz ihrer tollen Kollegen im Bundesrat bekommen und man ihr das eher nachgesehen hätte, wofür man die Disposition ebenfalls in sich trug.

Nochmals: «Sündenböcke» sind oft weiblich – die erste dürfte «Eva» im Paradies gewesen sein. In einer etwas gewagten Überlegung kann man sich fragen, inwiefern die Kopftuch tragenden Frauen zu weiblichen Sündenböcken gemacht werden, während muslimische Männer mit spezifischen Bärtchen und Käppchen hüben wie drüben kein Thema sind.

## Boucs émissaires à travers l'histoire de la Suisse

Créer un bouc émissaire, c'est désigner un être auquel on prête des attributs négatifs qu'on possède (tendanciellement) soi-même. Les exemples qui l'illustrent au sens propre sont peu nombreux. Le bouc émissaire le plus célèbre de l'histoire suisse est cette pauvre bête qui, d'après la légende, fut chassée du pont du Diable de Schöllenen en expiation des fautes des Uranais. Il est plus fréquent de prêter des attributs, sans fondement ou par généralisation, non pas au premier chef pour se défaire de ses propres « faiblesses », mais pour renvoyer, directement ou indirectement (par contraste), une image positive de soi en cultivant une image négative de l'autre.

Divers groupes ont endossé le rôle de bouc émissaire au fil de l'histoire : les jésuites, les francs-maçons et, de façon récurrente, les juifs. Le besoin de boucs émissaires a toujours été plus fort en périodes de crises. Qui se sentait victime – réellement ou même seulement potentiellement – de bouleversements économiques, était facilement tenté de faire porter le chapeau de toutes les évolutions à l'un ou l'autre représentant de la modernisation. Les personnes enfermées dans ce rôle le sont parfois à titre individuel, mais elles le sont parce qu'elles possèdent les caractéristiques de tel groupe. Récemment, ce sont surtout « les » étrangers et « les » musulmans. A noter que les femmes aussi sont des candidates de choix. On peut par exemple s'interroger pourquoi stigmatiser des femmes qui portent le voile, alors que le port de la barbe et de la coiffe pour les hommes musulmans ne suscite pas d'émois.

**Georg Kreis** ist emeritierter Professor für Neuere Allgemeine Geschichte. Von 1995 bis 2011 präsidierte er die Eidgenössische Kommission gegen Rassismus EKR.



# Un pays où il fait bon vivre dans la diversité.

L'année 2015 commence par nous mettre à l'épreuve, en réflexion, à la recherche de pistes de stratégie et d'action pour construire un avenir paisible et serein. Ce travail de réflexion, la Commission fédérale pour les questions de migration l'a commencé depuis un moment déjà. Suite à une plénière en avril 2013, la Commission a pu repérer un malaise vécu par les migrants vis-à-vis des représentations, stigmatisations, aspects contractuels de l'intégration, relations avec la société d'accueil, place de chacun dans la société. D'où vient ce malaise ? Par qui est-il ressenti ? Quelle est son origine ?

La stratégie de l'émigration, animée par des motifs de développement économique, a caractérisé la politique suisse en la matière durant des décennies. Des ouvriers italiens, espagnols, albanais (ex-Yougoslaves), turcs, etc., se sont faits tout petits devant la société d'accueil. D'autres sont arrivés par vagues les années suivantes, poussés par la misère ou la guerre, se réfugiant dans une terre d'accueil qui leur a ouvert ses portes. Ils étaient des hommes, des femmes et des enfants invisibles, tiraillés entre pays d'accueil et pays d'origine, menant une existence provisoire, gorgée de privations, d'isolement, de perte de repères et de difficultés identitaires. Ils ne pouvaient guère se soucier des questions de la cité, encore moins s'impliquer dans le développement de cette dernière. Animés par un esprit de loyauté vis-à-vis de leur pays d'origine et de projets de retour toujours remis à plus tard (souvent jamais réalisés d'ailleurs), ils se trouvaient en marge de la société, tractés de tout bord.

## Sentiments de malaise des immigrés

Les questions de l'intégration se sont souvent trouvées absorbées par une politique d'assimilation. Aussi, ces migrants, se sentaient-ils (et se sentent encore pour certains) rejetés, incompris, réduits à leur fonction professionnelle, sans avoir la possibilité de faire connaître et reconnaître leurs compétences,

ayant le sentiment de ne pas exister aux yeux de l'autre. Souvent dans une situation pécuniaire difficile (car souvent main-d'œuvre non qualifiée) et de santé fragile, due au lourd labeur mené durant toute une vie, ils restent en bas de l'échelle sociale sans toujours pouvoir y grimper.

Ceux-ci font dorénavant partie du paysage helvétique, souvent naturalisés, mais toujours tiraillés et étrangers tant dans leur pays d'accueil que dans leur pays de provenance. Ce paysage ne cesse de se diversifier. Les secondos, les naturalisés ressentent fréquemment ce malaise. De formation plus adéquate et de plus en plus tertiaire, ils se retrouvent des fois dans une position de devoir sauvegarder des acquis, tout en se posant des questions identitaires multiples, ressentant parfois le rejet dû à leur différence et reproduisant, comme par mimétisme, ce rejet sur l'autre, le nouvel arrivant ... Sont-ils les seuls à sentir ce malaise ?

## Sentiments de malaise de la société d'accueil

Loin de là. Le malaise est autant ressenti par la société d'accueil, perturbée dans ses pratiques traditionnelles et traditionalistes, souvent installée dans le confort de la pensée rapide, incluant des schémas de partage, des rôles établis de façon première. Ce malaise caractérise autant la société d'accueil que la société des migrants. Dit comme cela, on a l'impression qu'on parle de deux sociétés parallèles.

Cette forme de coexistence parallèle a manqué de dialogue, de communication. Le manque de la connaissance mutuelle laisse un goût amer, envenimant souvent les relations. Mais est-ce possible, dans les temps modernes de la globalisation, de s'octroyer le luxe de l'exclusion et du clivage dû à l'origine, alors que nous vivons, géographiquement et virtuellement, plus que jamais l'un près de l'autre ?

Un groupe de travail ad hoc a été institué au sein de la Commission fédérale pour les questions de migration CFM, dans le souci d'aborder dans un premier temps ces questions de malaise ressenti par la population migrante et la société d'accueil. Le groupe de travail est habité par la volonté de contribuer à

éliminer les préjugés; de pouvoir procéder à un changement de paradigme sur l'intégration et la cohésion sociale; de vouloir ressortir les points communs qui unissent les composantes de la société, loin des clivages et des discordes. Les dix membres germanophones et francophones du groupe de travail avaient pour objectif de partager des expériences, de collecter des idées et de développer des activités concrètes en vue de refléter ce malaise de la population migrante et de développer des stratégies afin de le désamorcer et de renforcer l'estime de soi.

Le groupe de travail s'est penché sur les questions suivantes: Comment les migrantes et les migrants peuvent-ils montrer leurs mérites sociaux à la population suisse? Comment amener la population suisse à remettre en question ses stéréotypes? Comment transmettre qu'il y a plus de liens que de séparations entre populations suisse et étrangère? Quelles mesures peuvent renforcer la cohésion au sein de la population? Quelle stratégie faut-il développer en vue de provoquer un changement d'attitude – eu égard à la perception de la population étrangère? Comment arriverait-on à parler d'une seule société, sans marginalisation ni segmentation due à l'origine nationale ou professionnelle? Utopie?

### Forger une identité commune

La réponse à cette question est négative. Le groupe de travail prend une précaution particulière à ne pas tomber dans le piège de la victimisation, discrimination ou angélisation. Le besoin de la connaissance de l'autre, de la valorisation de sa propre contribution économique, culturelle et sociale mettraient fin aux débats xénophobes latents. La consolidation du concept de la citoyenneté garantirait la paix sociale et la convivialité pacifique dans notre société multiculturelle qui vise à devenir interculturelle. Ce travail doit se faire en visant l'acceptation de l'autre dans la diversité.

Il est évident que la tradition suisse est riche et dense. Propager et préserver la tradition suisse dans le domaine de la diversité, du respect et de la convivialité pacifique, comme un modèle en la matière, seraient des atouts pour les uns et pour les autres; toute personne y trouverait sa place, en s'incluant et en s'intégrant dans la société multiple.

Le travail de l'intégration incombe à tous, migrants et natifs. L'intégration n'est pas un puzzle où toute pièce a son lieu prédestiné, mais elle se présente comme un puzzle géant, systématiquement amovible. Toutes les pièces sont susceptibles de changement, d'adaptation, d'épouser les formes de l'autre dans le respect et la dignité. Pour dissiper ce malaise et construire une cohésion sociale viable et vivable pour tous, un changement de perspective est nécessaire. Avant d'arriver à l'intégration, un travail en amont devrait se faire. Ce travail consiste à installer une vraie communication entre migrants et non-migrants.

## Perspektivenwechsel: Das «Malaise» auf beiden Seiten überwinden

Die Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen EKM befasst sich schon seit vielen Jahren mit der Tatsache, dass Zugewanderte oftmals als Grund dafür herhalten müssen, gesellschaftliche Probleme zu erklären. Eine ad hoc Arbeitsgruppe der EKM hat sich vertieft damit auseinandergesetzt und festgestellt, dass sowohl ein Unbehagen auf Seiten der Migrantinnen und Migranten als auch bei der einheimischen Bevölkerung besteht. Nicht nur verursachen stereotype Zuschreibungen Verletzungen bei der Migrationsbevölkerung; die öffentliche Rede über «die» Ausländer führt auch zu einem Malaise bei Schweizerinnen und Schweizern.

Albana Krasniqi Malaj plädiert für einen Perspektivenwechsel, bei dem ein Integrationsverständnis zum Tragen kommt, das beide Seiten gleichermaßen betrifft und beide in die Verantwortung einbindet. Wichtig sei dabei ein Ansatz, der auf Austausch und Begegnung setzt, Leistungen gegenseitig anerkennt und Schuldzuweisungen ausschliesst. Dabei ist darauf zu achten, weder in Opferrollen zu flüchten noch gutmeinend Differenzen auszublenden. Eine offene und ehrliche Diskussion über konkrete Anliegen kann dazu beitragen, bei allen Verschiedenheiten einen gemeinsamen Nenner für eine gemeinsame Zukunft zu finden.

Le groupe vise à remettre en question, de manière critique les stratégies politiques contextuelles et conjoncturelles ainsi que les discours sociétaux à la mode, en essayant de trouver des solutions conjointement avec la population. L'avenir est à construire ensemble, en forgeant une identité commune afin d'offrir aux générations futures un pays où il fait bon vivre dans la diversité et la volonté de progresser. À suivre ...

**Albana Krasniqi Malaj** est directrice de l'Université Populaire Albanaise à Genève. Elle est membre de la CFM et du groupe de travail ad hoc «Voix des migrant-e-s».

# La grande aventure de la collectivité suisse.

Nous sommes largement un pays de pentes, de façades montagneuses, et comme pour conjurer le saut dans le vide, nous faisons de la varappe, en tentant de sécuriser tous les dangers. Mais nous sommes aussi profondément européens par notre ouverture culturelle vers les grands voisins qui nous entourent, par la pratique du multilinguisme, par une conscience géographique assez vaste et développée.

La Suisse s'est toujours exportée, des mercenaires du roi de France aux gardes du pape, en passant par les émigrés partis fonder des New Glaris ou autre Nova Friburgo sur le continent américain. N'oublions pas que le général Johann August Suter, dont Blaise Cendrars retrace le destin fulgurant dans *L'Or*, est d'origine bâloise, et qu'il passe par Porrentruy pour se rendre dans la lointaine Californie de tous les rêves. La diaspora helvétique est un phénomène mal valorisé, souvent sous-estimé, comme s'il n'était de bon citoyen que celui resté au pays.

## Etre « schweizerisch » c'est s'ouvrir aux vents

La Suisse a, aussi, beaucoup reçu de populations étrangères, et continue de le faire. Elle en a tiré force et énergie, et y a trouvé la clé de son succès (car la Suisse est, au fil des siècles, une réussite, dont on peut s'enorgueillir). Je pense même que la vérité de la Suisse, son destin le plus glorieux, tient à sa capacité d'accueil et d'insertion de ce qui vient d'ailleurs. Cela s'est fait par vagues successives. Il y a eu l'immigration (sous forme d'exil) des protestants, essentiellement français, grand apport intellectuel et industriel. Il y a eu, date cardinale et avènement de la Suisse moderne, le grand élan de 1848 avec le triomphe des radicaux – qui vont ensuite gouverner seuls pendant un demi-siècle et permettront l'éclosion d'une Suisse nouvelle, dynamique, progressivement unifiée sous la bannière fédérale. Or, ce grand élan du radicalisme avait été réprimé en Allemagne et Lombardie voisines, et avait fait long feu en France avec le coup d'Etat de Napoléon III. C'est alors un considérable afflux d'exilés politiques qui vont venir vivifier le

pays. Cet élan, nous en sommes les lointains héritiers, et c'est là, dans ce moment d'accueil et de refuge, que se forge la grande aventure collective suisse, au lendemain du Sonderbund, guerre civile religieuse heureusement vite dépassée par l'ambition fédérale. C'est par l'étranger qu'un nouveau pacte se fonde, et pour moi, depuis toujours, être « schweizerisch » c'est s'ouvrir aux vents, tandis que l'esprit de fermeture et d'exclusion est à mes yeux « unschweizerisch », pour reprendre des termes qu'il ne faut peut-être pas se laisser confisquer par les esprits intolérants et régressifs qui ne manquent pas de donner de la voix.

J'avais dix ans, en 1970, lorsque l'initiative Schwarzenbach fut rejetée, par une faible majorité (54%), mais rejetée tout de même. Je comprenais mal pourquoi on voulait renvoyer certains de mes camarades, avec qui je partageais les heures de classe, et surtout de football. J'avais, avec mes yeux d'enfant, l'intime conviction que ma petite ville de Porrentruy allait devenir beaucoup moins joyeuse si on la privait tout à coup de ses populations italienne, espagnole, turque un peu, portugaise, bref, de tous les étrangers qui ne l'étaient pas vraiment à nos yeux et avec qui nous partagions une communauté de destin.

## Il faut apprendre des apports extérieurs

Aujourd'hui encore, quand je séjourne dans une ville comme Berne, ou Zurich, je me dis que l'apport de ces populations a été déterminant, il nous a construits – et il a permis de mieux manger, avec une nourriture plus variée et fantaisiste, soit dit pour l'anecdote. Qui, aujourd'hui, aurait l'idée de persécuter de ses idées noires ou brunes un de ces ressortissants italiens ou espagnols qui semblaient pourtant si dangereux il y a un demi-siècle? Le vivre ensemble a ses sucres gastriques, la question étrangère se digère, tôt ou tard, et il faut apprendre des apports extérieurs plutôt qu'exalter une pureté qui n'a jamais existé.

Quand on est Suisse et qu'on vit à l'étranger, on bénéficie d'une bonne image, et on peut le dire, d'une bienveillance. On est porteur d'un certain crédit, qui tient à la qualité de la formation qu'on a suivie, et à une grande capacité à s'intégrer – découlant sans doute de notre ouverture à d'autres langues

(le Suisse parle les langues sans accent ou presque, quand le Français en garde toujours un, avec tout l'excès que ces généralisations peuvent contenir) – et à son respect des règles, règlements, lois, coutumes. Il y a une modestie suisse, et peut-être une prudence qui conduit plus volontiers au compromis qu'à l'affrontement. Ces atouts sont précieux, et il serait absurde de vouloir les minorer, sous prétexte qu'ils relèveraient du cliché. Car il faut s'interroger sur le cliché, plutôt que l'exclure. Oui, nous portons sur notre front une montre, une barre de chocolat et une pièce d'or lorsque nous voyageons ou lorsque nous nous installons à l'étranger. Nous avons la réputation d'être fiables, économes, précis, modérés. Et riches, mais ça c'est la part d'illusion, même si notre pouvoir d'achat est réellement supérieur à la plupart de nos voisins. Et peut-être un brin ennuyeux. En tout cas, nous sommes en général bien traités – ce qui en soi nous ferait obligation d'assurer la réciprocité.

## Européens par pratique

J'ai souvent pensé que la question européenne prenait en Suisse un caractère fortement paradoxal, puisque d'un côté le peuple a plusieurs fois refusé l'intégration dans la communauté européenne, mais qu'il est d'un autre côté l'un des premiers et peut-être un des seuls à être profondément européen (peut-être par le fait que nous sommes le seul pays à n'avoir eu de débouché direct sur la mer, et que nous allons chercher l'air marin un peu partout). Nous sommes profondément européens par notre ouverture culturelle vers les grands voisins qui nous entourent, par la pratique du multilinguisme, par une conscience géographique assez vaste et développée. Nous sommes des Européens différents des autres ou de la plupart des autres par le fait que nous n'avons jamais colonisé personne, et que nous n'avons donc pas à affronter aujourd'hui les énormes dégâts d'une décolonisation ratée. Nous sommes européens par pratique, non par dogme. Nous sommes européens par notre attachement à une réussite économique et sociale qui, tendanciellement, préserve la dignité de nos citoyens. Nous sommes européens par une conviction et une continuité démocratique jamais reniée (même si les tentations et peut-être même les tentatives n'ont pas manqué, de régimes autoritaires rêvés contre le cosmopolitisme vécu comme une menace).

On connaît la boutade d'Orson Welles dans *Le troisième homme* : les grandes créations dans la Florence sanguinaire des Médicis, le coucou dans la Suisse toujours bien propre et neutre. Mais après tout, au regard de l'Histoire, cette continuité démocratique a un prix considérable – il faut la relativiser cependant, et je renvoie ici au magnifique livre de Hans Ulrich Jost *Le salaire des Neutres* sur la réalité de la politique menée entre 1938 et 1948. Le prix de cette longévité a parfois été le compromis, et même la complaisance.

Mais il faut surtout relire l'extraordinaire texte d'Etienne de La Boétie sur la « servitude volontaire » pour éclairer dans la profondeur historique notre propension à nous asservir à un projet commun qui, parfois, va à l'envers des logiques de progrès, d'émancipation – par peur sans doute de l'exaltation et du saut dans le vide. Nous sommes largement un pays de pentes, de façades montagneuses, et comme pour conjurer le saut dans le vide, nous faisons de la varappe, en tentant de sécuriser tous les dangers.

On sait le scandale qu'avait déclenché Friedrich Dürrenmatt lorsque, s'adressant à Vaclav Havel durant une cérémonie très officielle à Berne, il avait comparé la Suisse à une vaste prison ayant toutefois cette particularité : chaque détenu y ferme soi-même, chaque soir, sa propre cellule à clé. C'était évidemment excessif, comme l'est toujours la métaphore, surtout celle qui fait mouche. Que ne lui pardonnait-on pas ? De se moquer ainsi de son pays ? De le faire devant un hôte étranger ? Ou peut-être, de faire de la métaphore ?

## Qu'est-ce qui nous fait exister ensemble ?

Quelques années plus tard, et dans le tumulte des échecs commémoratifs autour des 700 ans présumés de la Confédération, c'est l'artiste Ben qui allait déchaîner les courroux jusqu'au parlement pour avoir écrit dans le pavillon national de l'Exposition universelle de Séville : « La Suisse n'existe pas ». Qu'est-ce qui a fait peur dans cette affirmation paradoxale, sorte de poil à gratter devenu métaphorique par la réaction qu'il a suscitée ? Le paradoxe ? La provocation ? Ou quelque chose de plus profond, qui tiendrait à un doute, ou à une question taraudante,

inquiétante, menaçante : qu'est-ce qui nous fait exister ensemble, et qui pourrait un jour disparaître ? Eh bien, ce qui pourrait un jour nous faire disparaître, c'est peut-être le fait de ne plus savoir accueillir et intégrer les étrangers dans notre destin commun.

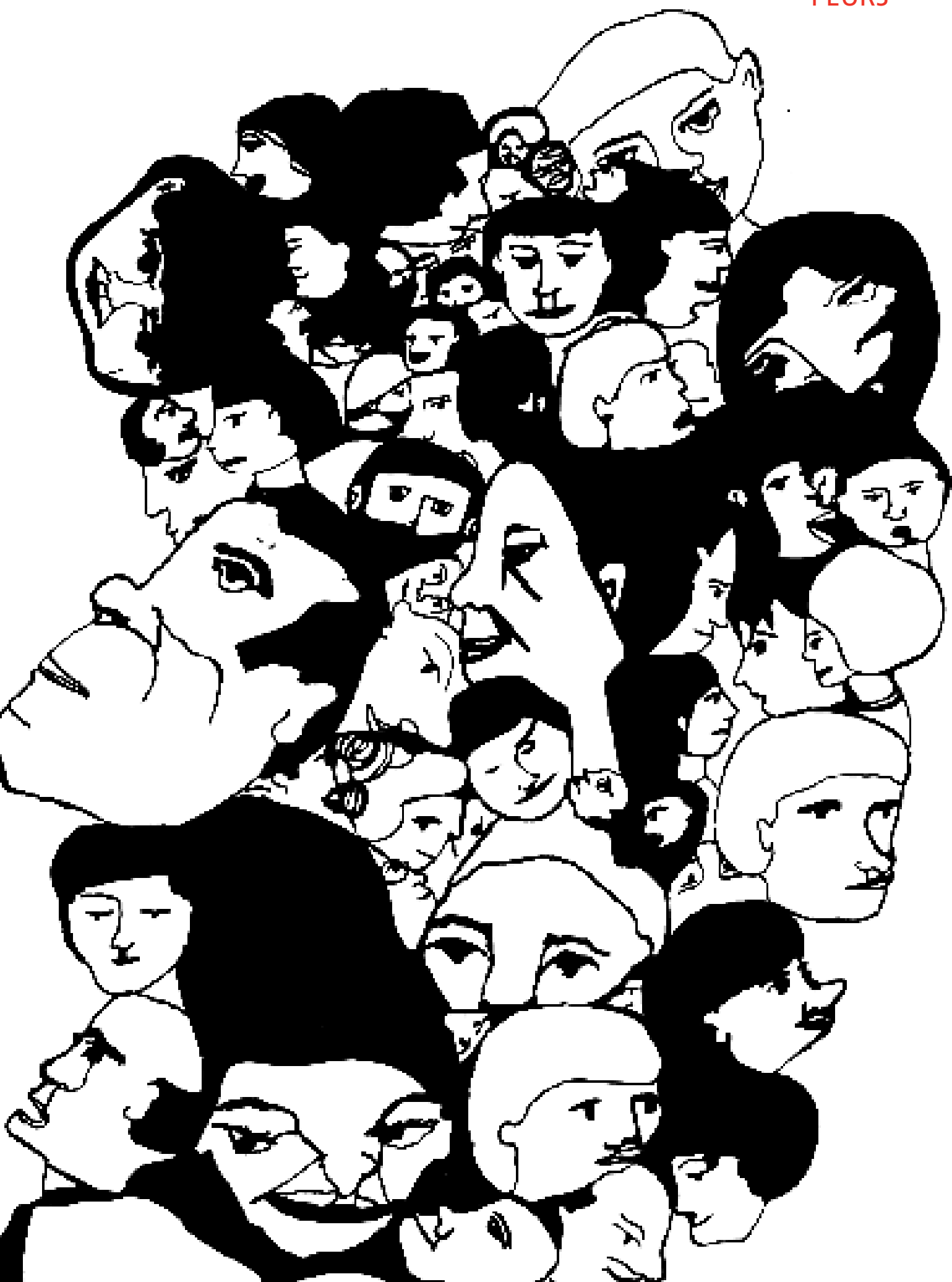
Voilà. J'ai déjà beaucoup écrit d'histoires qui se passent en Suisse, j'ai écrit un livre sur mon enfance en Ajoie. Mais repenser à la Suisse, ici-même, me donne tout à coup envie d'écrire des Mythologies suisses, dans l'esprit de Roland Barthes qui précisait bien les données de l'exercice : il s'agit à la fois d'aimer son objet et de dévoiler les manipulations de sens qui sont à l'œuvre. On n'en finit jamais avec son pays.

## Was macht die gemeinsame Existenz aus?

Wir Schweizer sind geneigt, uns Projekten, die sich der Logik des Fortschritts und der Emanzipation verpflichten, zu verweigern – aus Angst, uns zu verlieren oder aus Furcht vor dem Sprung ins Ungewisse. Wir sind hauptsächlich ein Land der Abhänge, der gebirgigen Fassaden, und um die Gefahr des Sprungs in die Tiefe abzuwenden, klettern wir in die Höhe und versuchen, die Gefahren zu sichern. [...]

1992 versetzte der Künstler Ben die helvetische Öffentlichkeit in Aufruhr. Er hatte sich erlaubt, an der Weltausstellung in Sevilla den Schweizer Pavillon mit dem Spruch «La Suisse n'existe pas» auszustatten. Was genau war der Grund für diese Empörung? War es die Provokation? Oder kratzte der Künstler an einem Bild der Schweiz, das sich bereits in Auflösung befand? Ging es um etwas Tieferes, Unbewusstes, Beunruhigendes und Bedrohliches, worauf man keine schlüssige Antwort geben konnte? Oder ging es vielleicht um die Frage: Was macht unsere gemeinsame Existenz aus? Könnte sich der Kitt – das, was uns zusammenhält –, auflösen? Könnte es die Schweiz tatsächlich einmal nicht mehr geben? Meine Antwort ist diese: Das, was uns eines Tages zum Verschwinden bringen könnte, wäre das Unvermögen, Zugewanderte nicht mehr willkommen zu heissen und sie als Teil unserer Gesellschaft zu sehen. Voilà.

**Bernard Comment** est un écrivain suisse né en 1960 à Porrentruy. Auteur de nombreux ouvrages, dont « Allées et venues » en 1992, « Même les oiseaux » en 1998, il a reçu entre autres le Prix du Canton de Berne pour « Un poisson hors de l'eau » en 2005, le Prix Goncourt de la nouvelle pour « Tout passe » en 2011.



## Infothek:

Emotionen und Sensibilitäten

## Infothèque:

Emotions et sensibilités

## Infoteca:

Emozioni e sensibilità



In der Infothek finden Sie Literatur zum Schwerpunktthema der jeweiligen Nummer. Auf Neuerscheinungen zu andern thematischen Bereichen, die einen Bezug zu Migration haben, wird laufend im Newsblog der EKM unter [www.migration-news.ch](http://www.migration-news.ch) hingewiesen.

La rubrique « infothèque » se concentre sur les ouvrages de référence portant sur le thème principal du numéro en question. Les nouvelles parutions concernant d'autres domaines thématiques en lien avec la migration figurent dans le Newsblog de la CFM, à l'adresse [www.migration-news.ch](http://www.migration-news.ch).

La rubrica « Infoteca » assume una veste nuova: d'ora in poi comprenderà le opere di riferimento sul tema del relativo numero. Le pubblicazioni più recenti, riguardanti altre tematiche sulla migrazione, sono sempre consultabili sul newsblog della CFM all'indirizzo [www.migration-news.ch](http://www.migration-news.ch).

### **Aufbruch im Paradies: Die neue Zuwanderung spaltet die Schweiz.**

*Philipp Löpfle, Werner Vontobel*

Die beiden Wirtschaftsjournalisten untersuchen, inwieweit die Probleme der Schweiz (Wohnungsnot, sinkende Einkommen für den Mittelstand, Zersiedelung des Landes, immer längere Verkehrsstaus, Englisch als Umgangssprache in Schweizer Unternehmen) mit der Immigration zu tun haben. Sie wollen damit Fakten schaffen statt emotionsgeladene Polemik zu betreiben.

Zürich: Orell Füssli 2011  
ISBN: 978-3-280-05406-2, CHF 35.–

### **La migration italienne dans la Suisse d'après-guerre.**

*Morena La Barba, Christian Stohr, Michel Oris, Sandro Cattacin (éd.)*

Ce livre qui traite de la migration italienne se veut un instrument de compréhension d'une trop longue histoire ... d'incompréhension. L'analyse se focalise sur la période chaude de l'après-guerre, là où débudent les mouvements qui veulent restreindre l'immigration et qui sont aujourd'hui installés au centre du système politique suisse.

Lausanne: Editions Antipodes 2013  
ISBN 978-2-88901-069-1, CHF 42.–

### **Verbotene Kinder: Die Kinder der italienischen Saisoniers erzählen von Trennung und Illegalität.**

*Marina Frigerio*

Unter dem Saisonierstatut lebten mehrere tausend versteckte Kinder in der Schweiz – eingeschlossen daheim, ausgeschlossen vom Leben. Die Autorin lässt diese «verbotenen Kinder» erzählen. Wie fühlt es sich an, als Kind die meiste Zeit versteckt und ohne Kontakt zu anderen Kindern aufzuwachsen? Was macht eine solche Situation mit einer Familie? Was sich in ihren Geschichten offenbart, ist ein humanitärer Skandal, der sich tagtäglich, mitten unter uns ereignet hat.

Zürich: Rotpunktverlag 2014  
ISBN: 978-3-85869-587-1, CHF 29.–

### **Les années Schwarzenbach.**

*Katharine Dominice, Luc Peter*

En 1970 et en 1974, le peuple suisse a été consulté sur les initiatives dites Schwarzenbach. Leur acceptation aurait signifié le renvoi de 300 000 personnes, soit la moitié de la population étrangère de l'époque. Les deux initiatives ont été refusées, mais elles ont eu un effet traumatisant sur la population immigrée. Le film présente le témoignage de dix personnes immigrées ou issues de l'immigration, originaires d'Italie et d'Espagne, les deux nationalités les plus largement représentées en Suisse au moment des initiatives Schwarzenbach.

Lausanne: Connaissance 3 2010  
CHF 27.–

### **Schwazzenbach: Schlaflos in Lützelflüh.**

*Francesco Micieli*

Am 16. Juni 1970 lehnten die Schweizer Männer die Schwarzenbach-Initiative mit 54 Prozent Nein-Stimmen ab. Der Abstimmungskampf verlief sehr emotional, auch im bernischen Lützelflüh, dem Schauplatz von Francesco Micielis Erzählung. Das Fremdfühlen in der eigenen Haut und in der Welt um sich herum, das Nicht-Wissen, wo zu Hause ist, genauso wie die (vergebliche) Zuflucht in der Liebe, werden aus der Warte von Micielis Alter Ego Angelo erzählt.

Oberhofen: Zytglogge 2012  
ISBN: 978-3-7296-0850-4, CHF 29.–

### **Gesellschaft der Angst.**

*Heinz Bude*

Am Begriff der Angst erfasst Heinz Bude eine Gesellschaft der verstörenden Ungewissheit, der runtergeschluckten Wut und der stillen Verbitterung. Das betrifft die Intimbeziehungen genauso wie die Arbeitswelt, das Verhältnis zu den politischen Angeboten ebenso wie die Haltung zur Finanzdienstleistung.

Hamburg: Hamburger Edition 2014  
ISBN 978-3-8685-4284-4, CHF 25.–

### Vergängliche Gefühle.

*Ute Frevert*

Gefühle sind nicht nur per se vergänglich, sie sind es auch in der historischen Zeit. Es gibt Gefühle, zum Beispiel Ehre, die uns fremd geworden sind, die aber unseren Gross- und Urgrosseltern noch vertraut waren. Umgekehrt finden heute Empfindungen grossen Anklang, wie Empathie und Mitleid, um die sich vormoderne Gesellschaften kaum scherten. Ute Frevert geht in ihrem Essay der Frage nach, wie sich solche emotionalen Konjunkturen erklären lassen, und zeigt damit, wie sich Emotionen in der und durch die Geschichte wandeln.

Göttingen: Wallstein Verlag 2013  
ISBN 978-3-83531-160-2, € 10.–

### Emotions in Transmigration: Transformation, movement and identity.

*Ann Brooks, Ruth Simpson*

Migration is an intensely emotive event in people's everyday lives, yet the study of migration has, to date, overlooked this aspect – this book fills that gap. It brings the study of emotions together with the study of migration. The interrelationship of geographical and emotional spaces of nation, identity and emotions are examined as they intersect in a complex framing of a raft of emotions characterized by trauma, grief, guilt, love, violence and rage.

London: Palgrave 2013  
ISBN: 9780230280564, £ 61.–

### Emotions and Human Mobility. Ethnographies of Movement.

*Maruska Svašek*

This book provides insights into the emotional dimensions of human mobility. Drawing on findings and theoretical discussions in anthropology, sociology, cultural studies, philosophy, linguistics, migration studies, human geography and political science, the authors offer interdisciplinary perspectives on a highly

topical debate, asking how «emotions» can be conceptualised as a tool to explore human mobility.

New York: Routledge 2012  
ISBN: 978-0-415-50760-8, \$ 145.–

### Über Fremde reden: Überfremdungsdiskurs und Ausgrenzung in der Schweiz 1900 – 1945.

*Patrick Kury*

Die Thematik «Überfremdung» hat die politische Kultur der Schweiz im 20. Jahrhundert entscheidend geprägt. Zahlreiche Volksinitiativen belegen dies ebenso wie die Gründung von Parteien, die dieses Thema zum programmatischen Schwerpunkt ihrer Arbeit erhoben. Das Buch zeichnet die Anfänge des Überfremdungsdiskurses nach, spannt den Bogen vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg und zeigt die Wirkungsmacht des Redens über Fremde bis heute auf.

Zürich: Chronos 2003  
ISBN: 978-3-0340-0646-0, CHF 48.–

### «Man hat es doch hier mit Menschen zu tun»: Liechtensteins Umgang mit Fremden seit 1945.

*Martina Sochin D'Elia*

Die Studie geht der Frage nach, wie die liechtensteinische Gesellschaft mit den verschiedenen Migrantengruppen seit Beginn der Nachkriegszeit umging. Wer galt in Liechtenstein als «fremd»? In Bezug auf wen sprach die liechtensteinische Gesellschaft von «Überfremdung»? Und wem wurde der Zugang zur Gesellschaft Liechtensteins erleichtert, ermöglicht oder auch verwehrt?

Zürich: Chronos 2012  
ISBN: 978-3-0340-1142-6, CHF 48.–

### Der Zug ist voll: Die Schweiz im Dichtestress.

*Thomas Haemmerli*

Jetzt wird's eng. Die Schweizer werden zum Volk ohne Raum. Und leiden deshalb an «Dichtestress». Das behaupten die Befürworter von Ecopop und der Masseneinwanderungsinitiative. In diesem Band sprechen sich 15 Autorinnen und Autoren für eine offene Schweiz aus und plädieren mit viel Witz für einen differenzierteren Umgang mit dem Begriff «Dichtestress».

Zürich: Kein & Aber 2014  
ISBN: 978-3-0369-5696-1, CHF 10.–

### Sorgenbarometer 2014. Baromètre des préoccupations 2014. Barometro delle apprensioni 2014.

*Lukas Golder, Claude Longchamp*

Was bewegt die Schweizerinnen und Schweizer? Das Credit Suisse Sorgenbarometer gibt Antworten zur Stimmungslage der Nation. Hauptsorge bleibt zwar die Arbeitslosigkeit. Die Skepsis gegenüber allem Ausländischen – der Zuzug von Arbeitskräften und Flüchtlingen genauso wie das Verhältnis zur Europäischen Union – ist aber nach wie vor sehr gross.

Qu'est-ce qui préoccupe les Suisses? Cette enquête représentative évalue l'état d'esprit des citoyens. Bien que la principale préoccupation reste le chômage, le scepticisme envers les étrangers – l'afflux de travailleurs et de réfugiés, comme aussi la relation avec l'Union européenne – est néanmoins encore très important.

Cosa preoccupa gli svizzeri? Da quasi 40 anni il barometro delle apprensioni Credit Suisse illustra lo stato d'animo della nazione. Sebbene la disoccupazione resti la preoccupazione principale, anche lo scetticismo nei riguardi degli stranieri – afflusso di lavoratori e rifugiati, rapporti con l'UE – conserva tutta la sua importanza.

Zürich: Credit Suisse 2014  
www.sorgenbarometer.ch

### **Rassistische Diskriminierung in der Schweiz.**

#### **Discrimination raciale en Suisse.**

#### **Discriminazione razziale in Svizzera.**

*Fachstelle für Rassismusbekämpfung  
FRB / Service de lutte contre le racisme  
SLR / Servizio per la lotta al razzismo SLR*

Diskriminierungen aufgrund von Herkunft, Hautfarbe, Religion, Lebensweise oder Sprache kommen in allen Lebensbereichen vor. Der vorliegende Bericht gibt einen Überblick zur bestehenden Datenlage und ermöglicht mit aktuellen Umfrageergebnissen eine Gesamteinschätzung zu Entwicklungstrends rassistischer Diskriminierung in der Schweiz.

La discrimination en raison de l'origine, de la couleur de peau, de la religion, du mode de vie ou de la langue est présente dans tous les domaines du quotidien. Le présent rapport propose une vision d'ensemble des sources de données, une analyse globale fondée sur les résultats des enquêtes les plus récentes ainsi qu'une synthèse de la situation et des approches possibles dans les différents domaines.

La discriminazione a causa dell'origine, del colore della pelle, della religione, dello stile di vita o della lingua è un fenomeno riscontrabile in tutti gli ambiti della vita. Il presente rapporto fornisce una panoramica dei dati disponibili, traccia una valutazione complessiva della situazione in base ai risultati delle più recenti inchieste e offre un quadro sintetico delle criticità riscontrate nei singoli ambiti e degli approcci risolutivi attuati.

Bern: FRB / SLR 2014. [www.frb.admin.ch](http://www.frb.admin.ch)

### **Tangram 34: Humor, Satire und Ironie. L'humour, la satire et l'ironie. Uumorismo, satira e ironia.**

*Eidgenössische Kommission gegen Rassismus EKR (Hg.) / Commission fédérale contre le racisme CFR (éd.) Commissione federale contro il razzismo CFR (ed.)*

Humor kann rassistische Ideen unterschwellig verbreiten. Er kann aber auch eine schlagkräftige Waffe gegen Rassismus und Vorurteile sein. Zusammenhang und Intention der Komik spielen

eine entscheidende Rolle. Die Rolle der Komik in der Verbreitung stereotyper Darstellungen ist wichtig und soll ins Bewusstsein rücken.

L'humour peut servir à propager des idées racistes mais il peut aussi être utilisé contre le racisme. Le contexte et l'intention jouent un rôle déterminant. Il faut aussi prendre conscience de l'impact de la diffusion par l'humour des représentations stéréotypées.

La CFR pubblica un numero di TANGRAM sull'umorismo, la satira e l'ironia – settori in cui a volte si invoca la libertà d'espressione soltanto per propagare subdolamente idee apertamente razziste. Sono determinanti il contesto e l'intenzione. Bisogna prendere coscienza dell'impatto della comicità nella diffusione di rappresentazioni stereotipe. L'umorismo, però, può anche essere un'arma contro il razzismo.

Bern: EKR / CFR 2014  
[www.ekr.admin.ch](http://www.ekr.admin.ch)

### **Komik (in) der Migrationsgesellschaft.**

*Helga Kotthoff, Shpresa Jashari,  
Darja Klingenberg*

Die Autorinnen untersuchen verschiedene Spektren komischer Darstellungspraktiken mit Methoden der Soziolinguistik, der Migrationssoziologie und der Kultur- und Sprachanthropologie. Betrachtet werden massenmediale wie subkulturelle Comedy-Produktionen aus Ankunfts- und Herkunftsländern, Komik in Alltagsgesprächen von Jugendgruppen mit und ohne Migrationserfahrungen sowie komische Selbstdeutungen und Reflexionen von Migrantinnen und Migranten. Humor wird hierbei als wichtiger Austragungsort der Auseinandersetzung um Migration erkennbar. Dabei treten besondere Freiheiten wie auch Grenzen des Komischen in den Blick: Die Frage, wer mit wem wie und worüber lacht, ist gekoppelt an die Frage, wer mit wem wie und worüber lachen «darf».

Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH 2013. ISBN 978-3-86764-369-6, € 30.–

### **Musik in der Migration: Beobachtungen zur kulturellen Artikulation türkischer Jugendlicher in Deutschland.**

*Maria Wurm*

Das Buch stellt eine der ersten Studien zur Bedeutung von türkischer Musik im Prozess der Integration von türkischen Jugendlichen in Deutschland dar. Die empirische Studie bietet einen fundierten Einblick in die türkische Musik in Deutschland. Weiter fragt die Autorin nach der Bedeutung türkischer Musik und findet diese in deren emotionaler Qualität. Die Jugendlichen setzen türkische Musik als Stimmungsmittel ein, um bestehende Emotionen zu verstärken oder aber auch um von ihnen abzulenken.

Bielefeld: Transcript 2006  
ISBN: 978-3-89942-511-6, € 26.–

### **Die undankbare Fremde.**

*Irena Brežná*

Die Erzählfigur des Romans verschlägt es in die Schweiz, einen sicheren Hafen von bizarrer Saturiertheit, ein von Zäunen verstelltes Paradies voller Ordnungshüter und Kehrmaschinen – zu viel Widerspruch für ein Mädchen wie sie. Schon bei der Einreise wird ihr Name vom Grenzer verstümmelt. Ab dann muss sie gezwungenermassen unter falscher Flagge segeln und vermisst im kalten, gleissenden Licht der Fremde die unfreie, schmutzige Geborgenheit der Heimat. Als Heranwachsende rebelliert sie gegen das Gastland, das sie unter seine Regeln zwingt und sie nicht sie selbst sein lässt. Nach vielen Zusammenstößen findet sie einen Ausweg ...

Berlin: Galini Berlin 2012  
ISBN: 978-3-86971-052-5, CHF 25.–

### **Yahya Hassan: Gedichte.**

*Yahya Hassan (Autor), Annette Hellmut,  
Michel Schleh (Übersetzer)*

Yahya Hassan, als Sohn palästinensischer Flüchtlinge in Dänemark aufgewachsen, rechnet ab mit der Generation seiner Eltern, dem Islam, dänischen Institutionen. Seine Gedichte in Gross-

buchstaben, ohne Punkt und Komma geschrieben, wüten, sind zum Teil vulgär und wollen provozieren. Seine Lyrik handelt von dem kriminellen Jugendlichen, der er selber war, von islamistischer Indoktrination, von der Gewalt des Vaters gegen Frau und Kinder, von Sozialbetrug und wohlmeinenden liberalen Dänen, die das alles nicht sehen wollen. Als lyrische Entdeckung gefeiert, löste er eine nationale Debatte zur Integration von muslimischen Einwanderern aus.

Berlin: Ullstein 2014  
ISBN: 978-3-55008-083-8, CHF 24.–

### **An deiner statt. A ta place.**

*Heike Fiedler, Guy Krneta, Matthias Knauer, Kunst + Politik (Hg. / éd.)*

Einunddreissig Schweizer Autorinnen und Autoren unterschiedlicher Generationen, Geschlechter und Sprachen haben Nothilfebezüglerinnen, Sans-Papiers und abgewiesene Asylbewerber getroffen und mit ihnen Gespräche geführt. Sie haben ihnen ihr Ohr geliehen und geben ihnen eine Stimme. Sie reden «an ihrer statt». Entstanden sind Porträts, die so unterschiedlich und vielfältig sind wie die daran beteiligten Menschen.

Trente et un autrices et auteurs suisses, toutes générations et toutes origines régionales confondues, viennent de rencontrer des personnes recevant l'aide d'urgence, des sans-papiers ou des requérants et requérantes d'asile dont la demande a été rejetée. Ils ont prêté oreille à leur histoire et, aujourd'hui, leur donnent une voix. Ils parlent «à leur place». De ces rencontres sont nés des portraits aussi différents et divers que les personnes qui y ont participé.

Lausanne: Editions d'en bas 2012  
ISBN 978-2-8290-0458-2, CHF 12.–

### **Terra incognita? Der Treffpunkt Schwarzer Frauen in Zürich.** *Shelley Berlowitz, Elisabeth Joris, Zeedah Meierhofer-Mangeli (Hg.)*

In der Schweiz wurden Schwarze Frauen lange nicht zur Kenntnis genommen,

sondern allenfalls neugierig beäugt. Fehlende Wertschätzung erzeugte Verunsicherung und Isolation, Isolation wiederum Abhängigkeit von Ehemännern und Arbeitgebern. Die Eröffnung des Treffpunkts Schwarzer Frauen 1993 in Zürich sollte dies entscheidend ändern. Das Buch dokumentiert die Arbeit der Aktivistinnen und beleuchtet die Geschichte Schwarzer Frauen in der Schweiz. Thematische Artikel, Porträts und Gespräche zeichnen ein facettenreiches Bild ihrer Lebenssituationen.

Zürich: Limmat Verlag 2013  
ISBN: 978-3-85791-727-1, CHF 39.–

### **Io sto con la sposa.**

*Antonio Augugliaro, Gabriele del Grande,  
Khaled Soliman al Nassiry*

Film documentario: Un poeta palestinese siriano e un giornalista italiano incontrano a Milano cinque palestinesi e siriani sbarcati a Lampedusa in fuga dalla guerra, e decidono di aiutarli a proseguire il loro viaggio clandestino verso la Svezia. Per evitare di essere arrestati come contrabbandieri però, decidono di mettere in scena un finto matrimonio coinvolgendo un'amica palestinese che si travestirà da sposa, e una decina di amici italiani e siriani che si travestiranno da invitati. Così mascherati, attraverseranno mezza Europa, in un viaggio di quattro giorni e tremila chilometri. Un viaggio carico di emozioni che oltre a raccontare le storie e i sogni dei cinque palestinesi e siriani in fuga e dei loro speciali contrabbandieri, mostra un'Europa sconosciuta.

Roma: DocLab / Gina Films 2014  
www.iostoonlasposa.com

### **Globale Heimat.ch.**

*Charlotte Schallié, Margrit Zinggeler (Hg.)*

In dieser Anthologie erzählen Autorinnen, Autoren und Kulturschaffende von grenzüberschreitenden Begegnungen, welche die Vermischung von Kulturen, Sprachen und Traditionen und das Miteinanderleben in einem neuen, welt-offenen Raum erfassen. Die deutschsprachigen, französischen, italienischen,

rätoromanischen und englischen Texte widerspiegeln die Vernetzung globaler, transkultureller Gesellschaften und das kreative Zusammenspiel wie auch das gegenseitige Aufeinanderprallen in einer spannenden Vielfalt.

Zürich: Edition 8 2012  
ISBN: 978-3-85990-172-8, CHF 34.–

### **Mourir, partir, revenir. Le jeu des hirondelles.** *Zeina Abirached*

Mettant en scène un épisode de son enfance dans le Beyrouth-Est de 1984 en pleine guerre du Liban, la dessinatrice de BD se remémore quelques moments de son enfance passés. Dans une atmosphère d'insécurité où la vie était rythmée par les cessez-le-feu, les quelques personnes qui ne s'étaient pas encore résolues à partir ou qui attendaient leur visa pour aller vivre à l'étranger, devaient «respecter une chorégraphie complexe et périlleuse» pour traverser le quartier. Un roman graphique sans fards ni artifice qui convainc par ses qualités esthétiques ...

Paris: Cambourakis 2007  
ISBN: 978-2-016589-03-9, € 20.–

### **Manolis.** *Allain Glykós*

A travers l'itinéraire du petit Manolis, chassé de son village de Vourla, dans la région de Smyrne (Izmir aujourd'hui), réfugié dans une famille d'accueil à Nauplie, retrouvant sa famille en Crète pour finalement émigrer en France, cette bande dessinée évoque l'un des épisodes les plus sombres de l'histoire grecque du XX<sup>ème</sup> siècle, connu sous le nom de «Grande catastrophe». Cette mémoire douloureuse est au cœur de ce roman graphique, qui montre les souffrances endurées par les populations sans jamais s'y appesantir.

Paris: Cambourakis 2013  
ISBN: 978-2-36624-040-5, € 20.–

# Potenzial.

Vor 50 Jahren sprachen sie von Assimilation: Ausländer sollten gefälligst so werden wie die Schweizer. Da gab es behördliche Abhandlungen darüber, ob einer eingebürgert werden könne, wenn seine Frau mit Olivenöl koche (die Antwort war übrigens ein sehr vorsichtiges «eventuell»). Gegen die Jahrhundertwende verdrängte der Begriff «Integration» die Assimilation. Dem Ausländer (die Ausländerin wurde langsam mitgemeint) wurde zugestanden, nicht alles aufgeben zu müssen, wenn er sich denn bemühe, die hiesigen Sitten und Gebräuche zu lernen. Danach stiegen mit der Zahl der anwesenden Ausländerinnen und Ausländer auch die gesetzlichen Vorschriften zur Integration. Die Integration wurde zur Pflicht, nicht nur für die Einbürgerung, sondern auch für den befristeten Aufenthalt (zumindest für die Schlecht- und Normalverdiener).

Heute vermeiden jene, die sich beruflich mit Integration befassen, wenn möglich das Wort Integration. Sie reden von Zusammenleben, von sozialem Zusammenhalt. Und immer öfter taucht der Begriff «Potenzial» auf. Man sieht bei den Zugewanderten nicht nur das halbleere Glas, sondern fokussiert mehr auf das halbvolle. Man schätzt die Kompetenzen und Erfahrungen, die jemand vor seiner Zeit in der Schweiz gemacht hat. Man sieht Migration nicht mehr nur als Wanderung von einem ersten zu einem zweiten Ort, sondern beginnt die transnationalen Realitäten zu begreifen. Auch darin liegt grosses Potenzial.

*terra cognita* will aufzeigen, welch grosses Potenzial die Migration generell beinhaltet, wie sie die Gesellschaft(en) in vielen Gebieten bereichern kann. Im Fussball und zunehmend auch in der Leichtathletik spielen Migrantinnen und Migranten und ihre Kinder die prägende Rolle. Die sich gegen oben verdickende Alterspyramide im Blick, fordern die Wirtschaft und langsam auch die Politik, das bereits vorhandene Potenzial zu nutzen. Doch es gibt nicht nur das Potenzial in der Arbeitswelt. *terra cognita* präsentiert Menschen und ihre Projekte, die mit ihrer Schaffenskraft, ihrem Ideenreichtum, ihrer Kreativität die Schweiz bereichern: in der Wissenschaft, in der Kunst, in den Medien, in der Politik – und nicht zuletzt auch *das terra cognita*.

# Potentiel.

Il y a 50 ans, ils parlaient d'assimilation : les étrangers n'avaient qu'à devenir comme les Suisses. Les autorités débattaient sur le fait de savoir si un candidat à la naturalisation pouvait être naturalisé alors que sa femme faisait la cuisine à l'huile d'olive (la réponse ménageait d'ailleurs un prudent «éventuellement»). Vers le tournant du siècle, la notion d'intégration vint remplacer celle d'assimilation. L'on admit que l'étranger (petit à petit cela englobait aussi l'étrangère) ne devrait pas renoncer à tout s'il se donnait la peine d'apprendre les us et coutumes locaux. Puis, avec le nombre croissant d'étrangers présents, les dispositions légales en matière d'intégration se multiplièrent. L'intégration devint une obligation, non seulement en vue d'une naturalisation, mais aussi d'une autorisation de séjour limitée (du moins pour ceux qui gagnaient peu ou avaient un salaire normal).

Aujourd'hui, ceux qui ont affaire professionnellement à l'intégration évitent autant que possible d'utiliser le terme d'intégration. Ils parlent de vivre ensemble, de cohésion sociale. Et l'on évoque de plus en plus la notion de «potentiel». On ne voit plus seulement le verre à moitié vide chez l'immigré, mais on se concentre sur le verre à moitié plein. On apprécie les compétences et le bagage culturel de l'immigré avant sa venue en Suisse. On ne voit plus seulement la migration comme un cheminement qui mène d'un lieu à un autre, mais l'on commence à saisir les réalités transnationales. Là aussi, il y a un gros potentiel.

*terra cognita* a l'ambition de montrer que la migration renferme un grand potentiel et comment elle est apte à enrichir la société à bien des égards. Les migrants et leurs enfants jouent un rôle déterminant dans le monde du football et de plus en plus dans celui de l'athlétisme. Au vu de la pyramide des âges qui va en s'élargissant vers le haut, les cercles économiques et maintenant la classe politique exigent d'exploiter le potentiel existant. Mais le potentiel ne réside pas seulement dans le monde du travail. *terra cognita* présente des individus et leurs projets, qui, par leur productivité, la richesse de leurs idées, leur créativité, enrichissent la Suisse, que ce soit dans le domaine de la science, de l'art, des médias, de la politique – et a fortiori *terra cognita*.

# Potenziale.

Cinquant'anni fa si parlava di assimilazione: gli stranieri facevano meglio a diventare come degli Svizzeri! Se un candidato alla naturalizzazione aveva una moglie che cucinava con l'olio d'oliva, poco ci mancava che il suo caso assurgesse a questione di Stato (alla quale le autorità rispondevano con un timido «eventualmente»). Verso la fine del secolo, la nozione d'integrazione ha scalzato l'assimilazione. In compenso dei suoi sforzi per abituarsi agli usi e costumi locali si è concesso, cioè, allo straniero (di cui a poco a poco si cominciava a considerare anche il «pendant» femminile) il diritto di non abdicare tutto il suo bagaglio culturale. Da allora, con il numero di stranieri sono aumentate anche le prescrizioni legali in termini d'integrazione. L'integrazione è diventata un obbligo non solo in vista della naturalizzazione, ma anche per soggiorni di durata determinata (perlomeno per chi guadagna poco o normalmente).

Oggi, per quanto possibile, gli addetti all'integrazione si astengono dall'usare questo termine. Preferiscono parlare di coabitazione e di coesione sociale. Sempre più spesso fa capolino la nozione di «potenziale». In materia di migrazione comincia a farsi strada una visione focalizzata più sul bicchiere mezzo pieno che su quello mezzo vuoto. Le competenze ed esperienze acquisite prima di venire in Svizzera vengono apprezzate. La migrazione non è più concepita soltanto come lo spostamento da un luogo a un altro luogo, bensì come un fenomeno che abbraccia realtà transnazionali. Anche qui c'è un grosso potenziale.

*terra cognita* desidera illustrare il grande potenziale insito nella migrazione in generale e l'arricchimento che essa può costituire per numerosi ambiti della e delle società. Il calcio e viepiù anche l'atletica leggera annoverano migranti e figli di migranti tra i loro rappresentanti di maggior spicco. L'invecchiamento della popolazione spinge l'economia e, piano piano, anche la politica, a sfruttare il potenziale esistente. Il potenziale rappresentato dalla migrazione non è visibile soltanto nel mondo del lavoro: *terra cognita* presenta migranti che, con la loro produttività, le loro idee e progetti e la loro creatività, procurano alla Svizzera un vero e proprio arricchimento in ambiti diversi come la scienza, l'arte, i media, la politica – e non da ultimo anche *terra cognita*.

## terra cognita

- 01 Welche Kultur?/Quelle culture?
- 02 Bildung/Formation
- 03 luvrar/arbeiten / travailler / lavorare
- 04 einbürgern / naturaliser
- 05 wohnen / habitat
- 06 Gewalt / Violence / Violenza
- 07 Ouvèrtüre
- 08 Créations suisses
- 09 Welche Integration?/Quelle integration?
- 10 Sprachen / Langues / Lingue
- 11 Die Medien / Les médias / I media
- 12 Sport
- 13 Identitäten / identité / identità
- 14 Neue Migrationslandschaft / Le nouveau paysage migratoire
- 15 Transnationalität/Transnationalité/ Transnazionalità
- 16 Kinder und Jugendliche/Enfants et jeunes/ Bambini e giovani
- 17 Citoyenneté
- 18 Die Schweiz verlassen/Quitter la Suisse/ Lasciare la Svizzera
- 19 Föderalismus / Fédéralisme/ Federalismo
- 20 Essen und trinken/Manger et boire / Mangiare e bere
- 21 Öffnung und Abwehr im Widerstreit / Esprit d'ouverture et attitude défensive en conflit / Apertura e difesa in conflitto
- 22 Übers Land/ De la campagne/ Dalla campagna
- 23 Demographie und Migration/Démographie et migration/ Demografia e migrazione
- 24 Liebe in Zeiten der Migration/L'amour au temps de la migration/L'amore in tempi di migrazione
- 25 Auf der Flucht/En fuite/In fuga

### vergriffen/épuisé/esauroito

Für weitere kostenlose Exemplare von *terra cognita* wenden Sie sich an:  
Pour obtenir gratuitement d'autres exemplaires de *terra cognita* s'adresser à:  
Per ottenere gratuitamente esemplari supplementari di *terra cognita* indirizzarsi a:

www.bundespublikationen.admin.ch  
Suchbegriff/Critère de recherche/Parola da cercare: *terra cognita*

Kaum ein Thema löst so viele Emotionen aus wie die Migration. Es geht um Ängste, um Wut und Ärger, um Verunsicherung und diffuses Unbehagen bei lange Ansässigen, aber auch um Verletzungen und schmerzhaft Diskriminierungserfahrungen bei Zugewanderten. Negative Gefühle überwiegen meist, aber es gibt auch positive: Gefühle des Glücks und der Zugehörigkeit. Und es gibt humorvollen Protest und lustvolle paradoxe Interventionen gegen Ausgrenzung. *terra cognita* taucht in die Welt der Migrationsemotionen ein: mit Geschichten und Impressionen, Interviews und Analysen, (fiktiven) Gesprächen, Reportagen und Essays, die nicht zuletzt für Lesegenuss sorgen.

La migration: il n'y a guère de sujet qui suscite tant d'émotions. Craintes, colère, ressentiment, incertitudes, malaise diffus parmi la population établie, mais aussi blessures et vécus douloureux de discrimination chez les immigrés. Si les émotions négatives dominent le plus souvent, elles n'occulent pas les sentiments positifs de bonheur et d'appartenance. Ni la contestation humoristique et les paradoxes ludiques contre l'exclusion. *terra cognita* vous emmène dans ce monde d'émotions, à travers récits et impressions, interviews et analyses, entretiens (fictifs) et essais, qui vous procureront un bon moment de lecture.

Quale altro tema scatena tante emozioni quanto la migrazione? Paura, rabbia, contrarietà, insicurezza e un diffuso senso di malessere tra i residenti di lunga data, ferite e dolorose esperienze di discriminazione tra gli immigrati. I sentimenti negativi tendenzialmente prevalgono ma ce ne sono anche di positivi, come l'impressione di essere fortunati e il senso di appartenenza. Umorismo e creatività permettono di trovare uno sfogo e di dare soluzioni inedite al problema dell'esclusione. *terra cognita* si immerge nel mondo delle emozioni connesse alla migrazione, presentando storie di vita e impressioni, interviste e analisi, colloqui (fittizi), reportage e saggi, anche nel desiderio di procurare un piacevole momento ai suoi lettori.